CARL-LUDWIG SAND UND SEIN, AN DEM KAISERLICH-RUSSISCHEN...

Carl-Ernst Jarcke



Carl Ludwig Sand

und

sein, an dem kaiserlich-russischen Staatsrath

v. Kotzebue verübter Mord.

Eine psychologisch-criminalistische Erörterung
aus der Geschichte unserer Zeit

von

Dr. C. E. Jarcke,
außerordentlichem Professor der Rechte an der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin.

(Neue, aus ungedruckten Quellen vermehrte Bearbeitung.)

Berlin,
bei Ferdinand Dümmler.
1831.


KAISERLICHE KOENIGLICHE
HOF-BIBLIOTHEK
WIEN

Sr. Excellenz

Herrn

P. J. A. Ritter von Feuerbach

Königl. Baierschem Wirklichen Staats-Rathe, Präsidenten des Appellations-Gerichts für den Rezat-Kreis, Kommandeur des Ordens der Baierschen Krone, des Russischen St. Annen-Ordens und des Großherzoglich Sächsischen Haus-Ordens vom weißen Falken, Mitglied der Gesetz-Commission zu St. Petersburg, u. s. w.

widmet diese Schrift

als ein Denkmal wissenschaftlicher Hochachtung und persönlicher Verehrung

ehrerbietigst

der Verfasser.

Der Verfasser widmet diese Schrift einem Manne, dessen theoretische Prinzipien er in vielen Punkten nicht theilt, und dessen System in mancher Hinsicht einen entschiedenen Gegensatz gegen die Ansichten bildet, die ihm zur innigsten Ueberzeugung geworden sind. Aber wie fest er auch von seiner Lehre überzeugt, wie sehr er auch dem schlaffen Eclecticismus abhold seyn mag, der den entgegengesetztesten Partheien gerne Recht geben möchte, so hielt er dennoch die Wissenschaft für einen Bau den viele Werkleute, selbst durch den Streit und Gegensatz ihrer Ansicht fördern, und aus dem die Nachwelt einst ihre Resultate ziehen wird. Er erachtet es also für die Pflicht eines Jeden, dem redlichen Streben, wie dem Talente des Mitarbeiters Gerechtigkeit, insbesondere aber für die Pflicht des jüngern Schriftstellers, dem anerkannten Verdienste des Meisters, Verehrung und Hochachtung

widerfahren zu lassen. Denn das Verdienst gehört der Person, die wissenschaftliche Richtung (vielleicht zum größten Theile) ihrer Zeit an, weshalb auch der Spätergeborne nie vergessen darf, daß seine Leistung, möge sie auch, dem Inhalte nach, noch so verschieden seyn, möge er auch auf entgegengesetzten Wegen dazu gelangt seyn, dennoch zugleich immer auf der Wirksamkeit derer beruht, die vor ihm neue Bahnen gebrochen haben.

Unter den neuern Criminalisten ist aber Feuerbach derjenige, dem durch ein unschätzbares Geschenk der Vorsehung fast ein Drittheil eines Jahrhunderts hindurch die lebendige schaffende Gewalt des Geistes und die Fähigkeit bewahrt geblieben, im edelsten Sinne des Wortes mit der Zeit fortzuschreiten. Denn derselbe Gelehrte, der als Stifter einer neuen Schule auftrat, als die philosophische Bearbeitung des Strafrechts im Ge-

schmacke jener Zeit die alleinherrschende war, hat sich später, den neuen Geist in der deutschen Jurisprudenz erkennend, — (aber mit Geist und Originalität! —) der Geschichte zugewendet, und ist endlich in seinen neuesten Werken, in welchen er die Summe der praktischen Erfahrungen eines reichen Lebens niederlegte, und die Naturgeschichte des Verbrechens in der Seele des Menschen in das Gebiet der Strafrechtswissenschaft zog, auf's Neue der Stifter einer neuen Disciplin geworden, indem er zugleich dem ernsten und strengen Inhalte die schöne und klassische Form lieh, die vor wenigen Jahren noch als unvereinbar mit der Natur dieses Gegenstandes betrachtet ward.

Grade diesem Manne glaubte der Verfasser der vorliegenden Schrift, welche auch einen Beitrag zur criminalistischen Psychologie enthalten soll, indem diese Arbeit sich eben jenen zuletzt genannten Leistungen wie

der Versuch an das unerreichte Vorbild anschließt, einen öffentlichen Beweis seiner Hochachtung darbringen zu müssen. Mag er auch mit vielen einzelnen Aeußerungen und Ansichten in Feuerbach's Rechtsfällen nicht übereinstimmen, dem Geiste des Meisters, und dem was über allen geistigen Gaben steht, dem lebendigen Eifer für die Gerechtigkeit und dem Hasse des Unrechts, der durch jene Schriften geht, wollte er vornämlich seine Verehrung bezeigen.

Vorrede.

Die vorliegende Bearbeitung eines der interessantesten Criminalfälle aus unserer Zeit erschien zuerst im XI. XII. u. XIII. Hefte von Hitzig's Annalen der deutschen und ausländischen Criminalrechtspflege. Die Quellen welche der Verfasser damals benutzen konnte, waren hauptsächlich folgende Schriften:

Carl Ludwig Sand, dargestellt durch seine Tagebücher und Briefe von einigen seiner Freunde. Altenburg 1821.

und

v. Hohnhorsts Vollständige Uebersicht der gegen Carl Ludwig Sand, wegen Meuchelmordes, verübt an dem Kaiserl. Russischen Staatsrath v. Kotzebue geführten Untersuchung. Aus den Originalakten gezogen, geordnet und herausgegeben. Stuttgart und Tübingen 1820.

2 Abtheilungen. (Der Verfasser war vorsitzendes Mitglied der angeordneten Untersuchungs-Commission.)

Als diese Arbeit nun ein ziemlich großes Publikum fand, entschloß sich die Verlagshandlung sie noch einmal in einem besondern Abdruck erscheinen zu lassen. Inzwischen waren dem Verfasser von sicherer Hand, aktenmäßige, bisher noch nicht gedruckte Quellen, die sich auf jenen Fall beziehen, mitgetheilt, aus denen er Einiges bei diesem neuen Abdrucke an den betreffenden Orten einschaltete; es kann mithin der letztere als eine ganz neue Arbeit angesehen werden, welche mehrere, dem größern Publikum wenigstens, völlig neue Aufschlüsse enthält. — Endlich ist zu bemerken: daß der Verfasser, da er Personen von Grundsätzen sehr wohl zu unterscheiden weiß, bloß die Namen solcher Personen genannt hat, die durch ihre eigenen Druckschriften zur Notorietät gekommen waren.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Erster Abschnitt.

Zweiter Abschnitt.

Dritter Abschnitt.

Vierter Abschnitt.

Fünfter Abschnitt.

Sechster Abschnitt.

Siebenter Abschnitt.

Achter Abschnitt.

Verbesserungen.

Seite 87, Zeile 18 lies Adolf statt August.

Erster Abschnitt.

Sand's Charakter und früheres Leben.

Carl Ludwig Sand, geboren am 5. Oktober 1795 zu Wunsiedel im Baireuthischen, einem Städtchen im Fichtelgebirge, war der jüngste Sohn des vormaligen Königl. Preuß. Justizamtmanns und Justizraths Gottfried Christoph Sand und der Dorothea Johanna Wilhelmine geb. Schöpf. Außer zwei ältern Brüdern (deren einer, Georg, Kaufmann zu St. Gallen, und Fritz, der andere, Appellationsgerichtsadvokat in Kemnath war) lebten zur Zeit der Untersuchung noch in Wunsiedel eine verheirathete ältere Schwester, Caroline, und Julie, eine jüngere.

Seine Kinderjahre brachte Sand unter Krankheiten und körperlichen Leiden mancher Art zu. Die Aerzte untersagten ihm deshalb alle geistige Anstrengung und sein eigentlicher Unterricht konnte erst im zehnten Jahre, in dem väterlichen Hause beginnen. Seine jüngste Schwester, welche mit ihm gleichzeitig zu lernen anfing, kam aber bald dem durch körperliche Leiden geschwächten Knaben in Allem zuvor, und seine Ausbildung erforderte große An-

strengung von seiner Seite und viele Geduld seiner Lehrer. Sein Vater erklärt aus der körperlichen Schwäche seines Sohnes während jener Periode eine gewisse, demselben anhängende Niedergeschlagenheit des Gemüths, und bemerkt später, daß er nur immer dafür zu sorgen gehabt habe, daß seines Sohnes Gemüthsart nicht noch zurückhaltender werde, statt daß man andere junge Leute von lebhaftem Temperamente zurückhalten müsse. — Nichts desto weniger rettete er schon in seinem elften Jahre einem Kinde, welches in einen Teich gefallen und dem Ertrinken nahe war, das Leben, und nahm im zwölften Jahre lebhaften Antheil an einem Knabengefechte, welches zwischen den jüngern Schülern des Lyceums in Wunsiedel und der übrigen Jugend der Stadt vorfiel, aus welchem letzteren, an sich unbedeutenden Vorfalle sich wenigstens ergiebt, daß sein stilles Wesen nicht in Schläfrigkeit und dumpfe Trägheit übergegangen sey.

Seinen ersten Unterricht erhielt Sand durch Privatlehrer und kam dann auf das Lyceum zu Wunsiedel. Als aber im Jahre 1810 der Rektor desselben, Saalfrank, der auf Sand's frühere Bildung großen Einfluß hatte und an welchem er mit großer Liebe und Innigkeit hing, an das Gymnasium zu Hof versetzt wurde, zog Sand mit ihm, und begleitete eben denselben dann auch im Spätjahre 1812 auf das Gymnasium nach Regensburg.

Die Zeugnisse seiner Lehrer in Hof und Regensburg lauten ausnehmend vortheilhaft für ihn. — Der Rektor Saalfrank, der ihn am genauesten kannte, bezeugt insbesondere Folgendes: „Sand hatte gerade kein ausgezeichnetes Talent, aber doch gute Fähigkeiten. Mehr noch

zeichnete ihn sein rastloser Fleiß aus, da er ununterbrochen von Morgens 4 Uhr an arbeitete. Seit 18 Jahren meines Lehramts hatte ich keinen hoffnungsvolleren Schüler als ihn."

In dem denkwürdigen Jahre 1813 erwachte auch in Sand, der damals in seinem achtzehnten Lebensjahre stand, die Sehnsucht, gegen den gemeinschaftlichen Feind Deutschlands zu streiten, und er würde, wie er später während der Untersuchung angiebt, den Versuch gemacht haben, von seinen Aeltern die Erlaubniß zu erwirken, daß er sich dem Kampfe hätte anschließen dürfen, wenn nicht inzwischen die Schlacht bei Leipzig sein Fortziehen unnöthig gemacht hätte. Er schreibt deshalb auch im Frühjahre des nächstfolgenden Jahres an seine Schwester: „Was den Kampf für's Vaterland betrifft, so muß ich Dir so viel sagen, daß ich es vor der Hand nicht für nöthig halte, selbst für unser edles Deutschland mit zu kämpfen; dann aber, wenn es auch nöthig seyn sollte, mein Leben zum Opfer zu bringen, fühlte ich mich viel zu muthbelebt, als daß ich mich erst dazu rufen lassen sollte; und ich glaube dann auch, daß Du und unsere guten Eltern viel zu Deutsch seyn werden, als nur eine Widerrede zu thun, als darum höchst Undeutsch sich abzukümmern." —

In demselben Jahre (1814) entschied sich auch Sand's späterer Lebensberuf. Sein Vater ertheilte ihm seine Einwilligung zum Studieren, und er beschloß, die Universität zu beziehen und sich dem Studium der protestantischen Theologie zu widmen. Ueber die Wahl der Universität äußert er sich folgendergestalt in einem Briefe an seinen Vater, der vollständig beweis't, wie unverdorben damals

seine Gesinnungen und wie gut seine Vorsätze waren. „Nur muß ich Ihnen auch gestehen", schreibt er nämlich unter dem 12. August, „daß ich die Universität Erlangen in dem gegenwärtigen Augenblicke zu beziehen gar keine Lust habe. Seitdem Ammon diese Anstalt verlassen hat, befindet sich nur noch ein Vogel daselbst, der junge protestantische Theologen dahin ziehen könnte. Die philosophische Fakultät ist mit lauter Eklektikern besetzt, die ungemein viel verderben unter jungen Leuten, ungemein vielen Wirrwarr in die Bildung derselben hineinbringen. Auch misse ich daselbst jenen ächtreligiösen Geist, der mich von außen her umgeben, der mich im Innern beseelen muß, wenn ich mich würdig für meinen hohen seligen Beruf vorbereiten soll. — Der Geist unter den Studierenden in Erlangen gefällt mir nun auch gar nicht; ich wünschte in einen humaneren, feineren und mehr moralischen Ton versetzt zu werden. Dieses mein Urtheil stützt sich nun nicht allein auf meine eigene sorgfältige Erfahrung, sondern auf das der biedersten würdigsten Männer, die sich hierin die schönsten Erfahrungen gesammelt haben. — Mein ganzes Streben geht nun nach der Universität Tübingen u. s. w."

Dorthin zog er denn auch im Herbste des Jahres 1814, versehen mit einem rühmlichen Zeugnisse der Tüchtigkeit vom Regensburger Gymnasium.

Bei diesem Wendepunkte in Sand's Lebensverhältnissen müssen wir einen Blick auf seinen Charakter und sein bisheriges inneres sittliches Leben werfen. —

Nach allen übereinstimmenden Nachrichten war Sand bis zu jenem Zeitpunkte nicht bloß ein äußerlich unbescholtener, sittenreiner Jüngling, von regem Fleiße und

tüchtigen, wissenschaftlichen Streben, sondern man kann auch, abgesehen von den Zeugnissen seiner Lehrer, in soweit sein inneres Leben sich in den Briefen an seine Aeltern abspiegelt, ihm die Anerkennung nicht versagen, daß wohl nur Wenige in seinem Alter eine so rein kindliche Ehrfurcht gegen ihre Aeltern gehegt haben mögen, wie er, und daß bei noch Wenigeren sich ein so offenes, zutrauliches, inniges Anschließen an dieselben zu erhalten pflegt, wie es in Sand's Briefen an seine Mutter hervortritt, als welche hauptsächlich mit ihrem Sohne korrespondirte, da der Vater zu beschäftigt war, um sich auf lange schriftliche Erörterungen einzulassen.

Umgekehrt machen auch die Briefe der Aeltern Sand's an ihren Sohn einen durchaus günstigen Eindruck und berechtigen zu der Annahme, daß seine Erziehung, in soweit er sie von seinen in jeder Hinsicht unbescholtenen Aeltern empfing, in sittlicher Hinsicht völlig untadelhaft gewesen sey. Die Ermahnungen an den Sohn zur Tugend, Rechtschaffenheit und Religiosität sind nicht in dem leider so gewöhnlichen pedantischen Tone abgefaßt, der in der Regel ihre etwaige günstige Wirkung ausschließt, sondern kommen augenscheinlich aus dem Herzen. „Habe immer Gott und seine Gebote vor Augen und zur Richtschnur bei allen Deinen Handlungen: (schreibt Sand's Vater an seinen 16jährigen Sohn) „so wird Dich sein Segen gewiß begleiten und durch alle Labyrinthe dieses Lebens sicher hindurch führen. Laß Dich nicht durch den jetzigen leichtsinnigen Geist der Zeit verführen, und glaube mir, als Deinem alten, erfahrenen Vater, daß frühe, wahre Gottesfurcht und ächte Religiosität die einzige sichere Vor-

mauer gegen Verführungen, besonders in der Jugend ist, und daß alle Kenntnisse ohne wahre Religiosität nichts sind als ein tönend Erz und eine klingende Schelle. Nur muß es nicht mißverstandene oder gar Scheinreligiosität seyn, sondern solche, die sich durch Handlungen im ganzen Leben ausspricht!"

Ein anderer Brief der Mutter, worin sie den Sohn vor einer gewissen ihm anklebenden Langsamkeit und Trägheit warnt, ist unbedingt musterhaft zu nennen, wie sich denn überhaupt in allen Briefen dieser Frau neben einer tiefen Mutterliebe ein klarer, verständiger Sinn und die achtbarsten sittlichen Grundsätze aussprechen. „Bestrebe Dich daher, liebes Kind", schreibt sie ihrem Sohne im Jahre 1811, „immer und ununterbrochen auf Dich Acht zu haben, damit Du nicht einzelne große, gute Handlungen für Tugend hältst, sondern jede Minute das zu wirken und zu leisten suchst, was unsere Pflicht von uns fordert. Es ist im Grunde nichts groß und nichts klein; denn wer kann sagen, wo ein einziges unrecht gesprochenes Wort zu wirken aufhört." —

Durch Sand's Briefe aus jener Zeit geht ebenfalls unverkennbar ein religiöser Zug und eine fromme Gesinnung hervor. So möchten wir wenigstens die häufigen Hinweisungen auf Gott und religiöse Dinge nennen, obwohl wir bezweifeln müssen, daß sich ein konsequenter positiver Glaube in dem Knaben und angehenden Jünglinge gestaltet hatte. Vielmehr dürften manche Aeußerungen vermuthen lassen, daß seine Religion sich in Hinsicht ihres Inhalts nur wenig über den, in Deutschland damals gemeinrechtlichen Rationalismus erhoben hatte. „O

wie selig muß der seyn", schreibt er im November 1813 an seine Mutter, „der alle seine Neigungen, Begierden, alle Triebe, Kräfte, Begehren und alles Verabscheuen seiner göttlichen Leiterin, der Vernunft, zu beherrschen überläßt, und der es schon so weit gebracht hat, daß er nicht den mindesten Gedanken an das hat, wodurch er das Gewissen in sich rege machen möchte."

Daß dieser Standpunkt, wo er die menschliche Vernunft für das Göttliche ansieht, dem Jünglinge nicht zum Vorwurfe gemacht werden kann, der nur die Eindrücke wiedergiebt, welche er fast von seiner gesammten Mitwelt empfing, versteht sich von selbst, jedoch werden wir weiter unten zeigen, wohin jener Grundsatz sich bei Sand im Verlaufe der Zeit ausbildete. —

Auch seine Liebe für das von den Franzosen bedrohete gemeinsame Vaterland enthielt durchaus nichts Anderes, als was damals in den Herzen aller bessern Menschen lebte. Er will, nach seinen späteren Erzählungen, schon als Knabe im Jahre 1809 bei dem unglücklichen Anfange des österreichischen Krieges viele Angst ausgestanden haben, und die Schlacht bei Regensburg soll seine Heiterkeit auf lange Zeit gestört haben. — Auch erzählte er später, daß er damals einigen jungen Leuten in seiner Vaterstadt, die sich bei einem Freicorps hätten anwerben lassen, beim Abschiede aber entlaufen wären, zugerufen habe: „Wenn ihr, Memmen, nicht wollt, so will ich mitziehen!" Später im Jahre 1813 schreibt er an seine Mutter: „Zudem kann ich Ihnen aber, beste Mutter, beschreiben, wie heiter ich jetzt manchmal bin, zumal wenn ich von einer Befreiung meines Vaterlandes höre, wenn

ich höre, daß sie uns schon so nahe ist, wenn ich im Vertrauen auf Gott schon im Voraus das befreite Vaterland, für das mein Herz so sehr glüht, für das ich meine Kräfte, mein Leben aufbieten, für das ich die größten Trübsale und selbst den Tod mit Freuden nehmen will, sehe."

Bei dieser an sich schönen, kindlichen Vaterlandsliebe wäre durchaus nichts zu erinnern, wenn sich ihr nicht ein einzelner, bedenklicher Zug beigemischt hätte, der freilich auch erst durch die spätere unglückliche That eine größere Wichtigkeit und Bedeutung erhält. — Es erzählen nämlich sowohl die Uebersicht der Untersuchung von v. Hohnhorst, als auch der Bericht der Freunde Sand's über dessen Leben, übereinstimmend folgendes Faktum.

Sand habe die Stadt Hof verlassen und sey zu seinen Aeltern gegangen, als Napoleon, um eine Truppenabtheilung zu mustern, in diese Stadt gekommen sey, indem es ihm, wie er versicherte, unmöglich gewesen seyn würde, den Unterdrücker seines Vaterlandes in Hof's Mauern zu wissen, „ohne sein Leben an denselben zu wagen", oder, wie die Uebersicht der Untersuchung sagt: „ohne Anschläge auf sein Leben zu wagen."

Wenn hier nicht Sand's Phantasie etwas später Gedachtes und Empfundenes in eine frühere, vielleicht auf ganz anderen Motiven beruhende, Begebenheit hineingetragen hat, wenn er sich wirklich damals aus keinem andern Grunde von Hof entfernte, als um meuchelmörderischen Plänen auf Buonaparte's Leben aus dem Wege zu gehen, und wenn jene Aeußerungen oder Gedanken wirklich etwas mehr waren als kindische Phrasen, so wäre dies ein Beweis, daß schon damals auf der Uebergangsperiode

vom Knaben zum Jünglinge, blutige Bilder eines Meuchelmordes seine Seele umgaukelten, daß er schon damals glaubte, in gewissen Fällen könne eine solche Unthat wohl als rechtlich erlaubtes Mittel gelten, und daß seine Phantasie sich schon damals darin gefiel, mit so düstern Gedanken zu spielen!

Seine akademische Laufbahn begann Sand in Tübingen, im Herbste des Jahres 1814. Es geschah dieses ohne vorher eingeholte Erlaubniß der baierischen Regierung. Erst als er in Tübingen war, hielt er um diese Erlaubniß an; sie ward ihm aber abgeschlagen und er zum Besuche einer inländischen Universität angewiesen. Mittlerweile trat er jedoch, ohne Wissen seines Vaters, im Frühjahr 1815, nach Napoleon's Entweichung von Elba, als Freiwilliger in baierische Kriegsdienste. Schon in Homburg kam dem Truppentheile, bei welchem er stand, die Nachricht von dem Siege bei Waterloo entgegen. So kam also Sand nicht zur Theilnahme an eigentlich kriegerischen Ereignissen, und traf, nachdem die baierischen Truppen ihre Cantonnirungsquartiere in Frankreich verlassen hatten, mit diesen am 2. December 1815 wieder in Anspach ein. — Kaum bedarf es, nach dem Bisherigen, noch der Bemerkung, daß seine Aufführung auch während dieser Periode durchaus untadelhaft gewesen sey.

Seinen Aeltern gab Sand von diesem Entschlusse, Kriegsdienste zu nehmen, erst am Tage vor seiner Abreise von Tübingen zur Armee in einem Schreiben Nachricht, welches später, nach Kotzebue's Ermordung, ebenfalls ein Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit geworden und öfters abgedruckt ist. Es lautet wie folgt:

„Wertheste Aeltern!“

„Ich bin Ihnen bisher treu geblieben, ich habe mich Ihren älterlichen Lehren und den guten Räthen meiner trefflichen Lehrer folgsam und gehorsam bewiesen; ich habe mich mit Eifer bemüht, der vortrefflichen Erziehung, die mir Gott durch Sie, meine theuern Aeltern, und durch allerlei Schickungen zu Theil werden ließ, würdig zu werden, und war auf meine Bildung mit Ernst für einen hohen Beruf dereinstens in meinem teutschen Vaterlande das Wort Gottes zu verkündigen, sowohl in Regensburg als hier auf der Universität bedacht, und kann mir zu keiner Zeit vorwerfen, daß ich nicht immer im Streben nach Vorwärts begriffen gewesen sey: daher kann ich Ihnen nun, theuere Aeltern, ganz offen meinen festen Entschluß vortragen, und darf um so mehr hoffen, daß Sie sich als so liebende sorgsame Aeltern in Rücksicht meiner beruhigen, und daß Sie, als so teutsch gesinnte Aeltern, mein Vorhaben eher loben, als mich davon abwendig zu machen suchen werden. Das Vaterland ruft wiederum, und dieser Ruf gilt dießmal auch mir. —.

Mit innerem Kampf, glauben Sie mir es, hielt ich mich das Letztemal, als es Teutschlands Befreiung galt, zurück, und nur die Ueberzeugung, daß damals viele Tausende für Teutschlands Wohl kampf- und siegbegierig auf dem Platze stunden, und daß ich noch meinem näheren Berufe zu leben pflichtig sey, konnte mich abhalten.

Jetzt gilt es, die damals wieder begründete Freiheit, die schon hie und da in unserm Vaterlande so schöne Folgen hoffen ließ, für uns zu erhalten; der allweise und allgütige Gott hat für uns noch diese große Prüfung, aber

gewiß auch die letzte aufbewahrt; — wir sollen nun zeigen, ob wir dieses hohen Gutes würdig seyen; ob wir sie uns auch mit Kraft und Nachdruck erhalten und sichern können. Die Gefahr, in der sich gegenwärtig Teutschland befindet, dadurch, daß die französischen Banden noch nie so wüthig an ihrem Abgott hingen, und dadurch, daß die schändlichste, meineidigste der Verschwörungen sich vielleicht über halb Europa verbreitet hat, war vielleicht noch nie so groß. Daher erhebe sich wiederum Teutschlands Jugend und bewähre an dem leichtfertigen Gesindel ihren Muth! Daher ist es nöthig, daß von allen Seiten Aufrufe geschehen, und daß die Edelsten von allen Seiten zusammeneilen! Auch von hier aus eilen die braven Nordteutschen zu ihren Bannern; die Würtembergischen Landstände dringen auf allgemeine Landesbewaffnung, und von allen Seiten geschehen Erbietungen zu freiwilligem Dienste und Tode für's Vaterland. — Mag der Geist zu Hause bei uns und in B. seyn, wie er will, auch ich halte es für die höchste Pflicht, für meines theuern Vaterlandes, für meine theuern Aeltern und Geschwisterte, und für aller Guten, die mich lieben, Freiheit mitzukämpfen, und sollte die Uebermacht Vortheile über uns erlangen, voran an den Gränzen im Tode über einen Wütherich zu siegen. Wäre ich nicht in Wahrheit von solchen Gesinnungen durchdrungen; würde ich Ihnen nicht solche Gesinnungen kund thun; so weiß ich wohl, daß ich teutsche Eltern habe, die mich für einen feigen Hundsfott, für einen Ihrer unwürdigen Sohn erklären würden. — Ich bringe zwar dadurch, daß ich aus meinem schönen Studium herausgerissen werde, daß ich mich muß vielleicht von Unge-

bildeten und Rohen hudeln lassen, dem Staate große Opfer; ich fühle es gar wohl; aber das schwillt jetzt meinen Muth, mir erst meine und meines Volkes Freiheit zu sichern, und dann, will's Gott, mich wieder vorzubereiten, um im Innern wirken zu können.

Ich nehme nun auf eine Zeit Abschied von Ihnen, theuerste Aeltern, und von Allen, die mir theuer sind.

Ich will auch hier Ihren treuen Ermahnungen folgen, und mit Gott werde ich auch hier auf dieser neuen Lebensbahn rein und mit mir selbst zufrieden aus allen den mancherlei Prüfungen, auf die ich gefaßt bin, hervorgehen, und mich immer auf dem Pfade des innern Höheren, über alles Irdische Erhabenen erhalten. Vielleicht wird mir auch gar die hohe Wonne zu Theil, hier und da in dem stürmischen Gewühl eine schöne Seele vor dem Sinken und Untergange zu erretten. — Immer soll mich Ihr theures Bild umschweben; immer will ich Gott vor Augen und im Herzen haben, um mit Heiterkeit alle Mühe und Gefahren des heiligen Krieges bestehen zu können.

Schließen Sie mich auch ferner in Ihr andächtiges Gebet ein; — Gott wird Ihnen in allen traurigen Fällen der zu erwartenden drückenden Zeit Kraft und Hoffnung auf ein Besseres zukommen lassen. — Nur wenn uns Gott den Sieg verleihet, haben wir Hoffnung, uns in Baldigem recht froh wiederzusehen; sollte dieß, was Gott verhüten wolle, nicht der Fall seyn; so ist mein letzter Wille, daß Sie biedere teutsche Aeltern und Verwandte nicht in einem unterjochten Lande wohnen mögen! —

Doch warum uns einander das Herz so schwer machen? — Wir haben ja die gerechte, die heilige Sache; — es ist ja ein gerechter Gott, — warum sollte uns nicht der Sieg werden? —

Machen Sie daher auch mir in Ihren nächsten Briefen, denen ich sehnlich entgegensehe, und die Sie nur noch hieher schicken mögen, von wo aus sie dann auch weiter befördert werden sollen, das Herz nicht bange. —

Und nun leben Sie nochmals wohl! Leben Sie immer wohl und getrost! — Wiedersehen werden wir uns auf jeden Fall in einem freien Lande. Ich bleibe bis in den Tod

Ihr

getreuer gehorsamster Sohn

Karl Ludwig Sand.

Tübingen am 28. April

1813.

Wie auch die Hölle braus't,
Gott deine starke Faust
stürzt das Gebäude der Lüge —

Th. Körner.

Vielleicht geht hoch über Feindes Leichen
Der Stern des Friedens auf!

Th. Körner.

Machen Sie meinen Entschluß meinen theuern Geschwisterten, meinen Schwägern, und meinen Lehrern und Freunden kund, und sagen Sie ihnen Allen in meinem Namen ein herzliches Lebewohl.

Getadelt kann jener Schritt wohl nur dann werden, wenn man sich nicht in die Stimmung zurückversetzen will, welche im Jahre 1815 durch ganz Deutschland ging. Jedoch ist das Urtheil über diesen Entschluß weit weniger wichtig, als das eben erwähnte Schreiben Sand's an seine Aeltern, welches wiederum als ein Zeugniß über Sand's inneren Zustand um jene Zeit angesehen werden kann. —

Auch durch diesen Brief geht nämlich eine große Liebe und Ehrfurcht gegen seine Aeltern, so wie eine fromme und kindliche religiöse Gesinnung. Er enthält, wenn man anders den Entschluß selbst, der ihn veranlaßte, nicht so nennen will, durchaus nichts Schwärmerisches, selbst nicht im Sinne des gemeinen Lebens, überhaupt nicht das geringste Anstößige, Verdächtige oder Verkehrte. Wohl aber muß es im Gegensatze gegen seine spätern Aufsätze hervorgehoben werden, daß sein Styl klar, verständlich, natürlich und nicht unedel ist, — und daß man das Gespreizte, Hochtrabende, Geschraubte und Unklare, welches in späterer Zeit auch um so mehr in seiner Sprache hervortrat, als sein inneres geistiges Leben sich trübte und verwirrte, — in jenem Briefe noch völlig vermißt. *)

*) Jedoch darf auch hierbei ein Umstand nicht mit Stillschweigen übergangen werden, der allerdings auf ein auch in jener Periode bei ihm vorwaltendes phantastisches und unklares Wesen schließen lassen würde, wenn überhaupt dessen nähere Bewandniß aufgeklärt worden wäre. — Vor seiner Abreise von Tübingen will nämlich Sand von einem Freunde ein kleines Band geschenkt erhalten haben, welches er den ganzen Feldzug hindurch trug, und das sich bei seiner Arretirung noch an seinem Halse befand. Dieses Bändchen war etwa ¾ Zoll breit, und so viel man, da es ganz mit Blut befleckt war, erkennen konnte, zu ¼ Zoll der Breite grün, das Uebrige weiß gestreift. Sand will darauf, nach seiner während der Untersuchung abgegebenen Erklärung, nach dem Feldzuge, „seinem innern Ernste gemäß, zum Troste, weil so wenig aus demselben geworden", mit Tinte folgende Worte geschrieben haben:

Nach beendigtem Feldzuge und nach einem kurzen Aufenthalte im väterlichen Hause bezog Sand die Universität Erlangen, wo er am 15. December 1815 immatriculirt wurde. Dort brachte er zwei Jahre zu, (ein Semester hatte er bereits in Tübingen studiert,) während welcher Zeit er sich auf das Studium der Theologie legte, und, wie seine Briefe an seinen Vater bezeugen, dieselbe nicht ohne Interesse trieb. Ob und wie weit er in dieser seiner eigentlichen Fachwissenschaft zu klaren und festen Ansichten gelangt sey, wollen wir weiter unten untersuchen. Während seines Aufenthaltes in Erlangen verlor er im Sommer 1817 einen seiner vertrautesten Freunde, der beim Baden vor seinen Augen ertrank, ohne daß er ihn retten konnte. Dieser Verlust betrübte ihn sehr, er kommt später in seinen Briefen und Tagebüchern oft noch auf diesen verblichenen Freund zurück, und bezeichnet diesen Zeitpunkt als die Gränzscheide zwischen dem Frühlinge und Sommer seines Lebens. —

In eben diesem Semester predigte er auch zum ersten Male in der Hauptkirche zu Erlangen, und ging dann am Ende desselben nach Jena.

Sein sittliches Verhalten zu Erlangen, während jener Periode, war nach Ausweis seiner akademischen Zeugnisse untadelhaft. Auf die innere Geschichte seiner Verhältnisse zur sogenannten Burschenschaft kommen wir ebenfalls weiter unten zurück. Hier ist nur des historischen

---

„Mit diesem weihete ich mich 1815 zum Tode. War's nicht Ernst? Würde ich über den Rhein zurückgegangen seyn, ohne als Sieger?" Nachforschungen, ob dieses Band das Zeichen einer Ordensverbindung sey, blieben durchaus fruchtlos. (s. v. Hohnhorst S. 9.)

Zusammenhanges wegen zu erwähnen, daß er dem bekannten Feste auf der Wartburg am 17. und 18. Oktober 1817 beiwohnte, und zwar: daß er, wie er selbst während der Untersuchung angiebt, am 17. Oktober 1817 in Eisenach eintraf, mit zum Festausschusse gewählt ward, den Reden und sonstigen Feierlichkeiten beiwohnte, ohne selbst mitzusprechen, am Nachmittage des 18. Oktobers in der Kirche das Abendmahl genoß und dann nach Jena zurückkehrte.

Dort wurde er am 27. Oktober 1817 immatrikulirt, und hörte nun außer den ihm noch nothwendigen theologischen Vorlesungen, auch mehrere Collegien allgemeineren Inhalts, unter andern den ganzen Geschichtscursus beim geheimen Hofrath Luden, bei Hofrath Fries philosophische Ethik, bei Hofrath Oken Naturgeschichte. —

Im Uebrigen war Sand auch in Jena Mitglied der Burschenschaft, zugleich aber auch noch einer andern Gesellschaft, welche er einen litterärischen Verein nennt. (S. weiter unten.)

In Hinsicht seines äußeren Lebens ist nur zu bemerken, daß er, außer einer Reise im Winter 1817 zur Hochzeit seines Bruders, sich im Herbste 1818 eine weitere nach Norddeutschland und an die Küsten der See vorgesetzt hatte. Er ging daher mit einem Reisegefährten nach Sachsen, besuchte dort mehrere, aus älterer und neuer Zeit berühmte Schlachtfelder, und kam über Halle, Wittenberg und Potsdam nach Berlin. Hier hielt er sich sechs Tage auf, lernte unter andern de Wette und Jahn kennen, turnte auf der Anstalt des Letzteren, und traf mehrere frühere Bekannte an, (den Hauptmann v. Plehwe,

den er im Jahre 1817 zu Erlangen und später auf der Wartburg will kennen gelernt haben, den Dr. Jung und einige Andere.) Weiter aber setzte er seine Reise nicht fort, sondern kehrte über Leipzig und Altenburg nach Jena zurück.

Nach seiner Rückkehr beschäftigte sich Sand fleißig und anhaltend mit seinen Studien; auch hatte er von seinen Aeltern die Erlaubniß, noch ein weiteres halbes Jahr in Jena zu bleiben, erhalten, als er plötzlich am 9. März 1819 Morgens 4 Uhr aufbrach, und seine letzte verhängnißvolle Reise nach Mannheim antrat.

Wenn wir das innere Leben Sand's, den wir bei seinem Eintritte in das akademische Leben als einen Jüngling verließen, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, während dieser Periode characterisiren wollen, so müssen wir nothwendig den Anfang damit machen, sein Verhältniß zu einer akademischen Verbindung zu schildern, mit welcher er schon bei seinem Eintritte in das Universitätsleben in Berührung kam, und welche ihm bald das wurde, was dem alten Römer der Staat, dem berufenen Künstler seine Kunst, dem feurig liebenden Jünglinge die Geliebte zu seyn pflegt. — Die allgemeine deutsche Burschenschaft war ihm bald sein Eines und Alles, sein Staat, seine Kirche und seine Geliebte geworden, und man kann nicht mit Unrecht von ihm sagen, daß er sich in seiner Gesinnung und seinem Handeln, seinem Leben, Streben, Denken, Dichten und Trachten, völlig mit jener Verbindung identificirt hatte.

Schon in Tübingen soll er sich, nach der Angabe seiner Freunde *), einer Verbindung angeschlossen haben, welche den Namen Teutonia führte, deren Grundsätze aber im Wesentlichen die der spätern Burschenschaft waren, oder wenigstens sich denselben stark annäherten. **) Sand läugnet freilich, Mitglied dieser Verbindung gewesen zu seyn; diese Aussage hat aber außer der eben erwähnten Angabe seiner Freunde, auch die zu den Untersuchungsacten gebrachte Constitution der Teutonia gegen sich, wo Sand unter den recipirten Mitgliedern folgendermaßen aufgezeichnet ist:

„Karl Ludwig Sand, Student der Theologie, aus Wunsiedel im Baireuthischen, war seit Herbst 1814 in Tübingen, wurde den 28. April 1815 von der Teutonia recipirt, und ging am folgenden Tage in den Kampf gegen die Franzosen."

In Erlangen hatte Sand, wie es scheint, sich im Anfange des ersten Semesters auf den Umgang mit einigen gleichgesinnten Freunden beschränkt. — Erst gegen Ende

---

*) S. die Schrift: C. L. Sand, dargestellt durch seine Tagebücher u. s. w. S. 27. „Er trat zwar zu Tübingen in eine Verbindung von Burschen, die sich Teutonia nannte, wollte aber nachmals nicht viel von derselben wissen."

**) „Der wahrhaft ehrwürdige Zweck unsers Teutonischen Vereins ist, unter uns und andern zu nähren, zu befestigen und zu erweitern ächten deutschen Burschengeist und ächtes deutsches Burschenleben. Beides aber besteht in einer hohen Achtung und warmer Liebe für unser Vaterland, und in einem glühenden Hasse gegen dessen äußere und innere Unterdrücker, ferner in einer feurigen Vorliebe für unsere uralte akademische Freiheit und Unabhängigkeit, für die unantastbare Ehre" u. s. w. u. s. w. (Aus der Constitution der Tübinger Teutonia in Hohnhorst's Uebersicht der Untersuchung Bd. I. S. 6 und 7, Note.)

desselben wurde in ihm der Gedanke rege, den öffentlichen Geist in der dortigrn Studentenwelt, der übrigens allerdings sehr roh und wüst gewesen seyn mag, zu reformiren, woraus sich denn später der Plan entwickelte, in Erlangen die Burschenschaft zu gründen und auszubreiten. —

In welcher Weise er hierbei zu Werke ging, darüber giebt sein Tagebuch Aufschluß. — Er erzählt nämlich unter dem fünften März 1816:

„Es that mir leid, daß ich nicht mit auf den Commers eingeladen worden war. Am Abend aber erschienen B—l und El—r unter meinem Fenster und luden mich ein. Ich zog meine altdeutsche Kleidung an, und ging mit dankbar freudiger Seele zu diesem Gelag; hier wurde die deutsche Tracht allgemein belobt, in mancher deutschen Seele erweckte sie deutsche Empfindungen. Späterhin war man recht sehr vergnügt bis gegen 1 Uhr nach Mitternacht. — Das Schönste dabei war das Näherwerden mit dem deutschen B—l. Er richtete seine Blicke auf mich, und deutschen Gefühles voll eröffnete er mir seine Liebe zur Wissenschaft und seinen Gemeinsinn, auch auf andere und im nächsten Sommer vielleicht auch auf uns gratis etwas von dem Seinigen, von dem, was er in der griechischen Litteratur geleistet habe, überfließen zu lassen. — Ohne alles, was Uebelbefinden heißen könnte, (denn ich hielt mich teutonisch sehr mäßig) ging ich nach Hause, sprach noch sehr innig mit H—r, H—l, A—m, und, größtentheils aber in Blicken, mit K—ch."

Unter dem 7. März schreibt er:

„Ich ging zuletzt zu U — ch, wo wir denn, mir bleibend merkwürdig, uns mit einander zum allgemeinen deutschen Besten: zu Umänderung und Verbesserung des rohen, egoistisch-baierischen, unerfahrenen Sinnes und Tones unter den hiesigen Studierenden herzlich und kräftig besprachen."

Ferner unter dem 24. März:

„Auf der Universität ist jetzt alles so todt, wegen der Geschichte mit den Obscuranten, die die Anspacher beim Silberhorn niedersaufen wollten und stark beleidigten. Prügelei entstand dabei. Diese, zu schwach sich selbst zu helfen, suchten Hülfe bei der Polizei; die Malefikanten erhielten Stadtarrest. Nur der einzige K — st — r von den Franken" (auf welche Landsmannschaft S. damals besonders viel gehalten und von welcher er sich eine Thätigkeit für seine Zwecke versprochen hatte,) „war mit dabei. Traurig, daß unserer Idee, diese schlechten Zustände der Universität so viel als möglich zu verbessern, durch diese Hefe der Universität so viel Schaden gebracht wurde. Aber Gott wird helfen."

Sein Entschluß, für das sogenannte Burschenleben zu wirken, begleitete ihn auch bis in das nächste Semester hinüber. Er faßte den Entschluß, in die fränkische Landsmannschaft einzutreten, und diese allmählig zur Burschenschaft umzubilden.

Am 19. Junius schreibt er darüber in seinem Tagebuche:

„Heute, am Jahrestage der Schlacht bei Belle-Alliance, war ich auf dem Grade des Mittheilens ge-

steigeri. Ich offenbarte meinen Mitbrüdern, daß ich als Franke" (NB. als Mitglied der fränkischen Landsmannschaft) „für deine Zwecke, o himmlischer Vater, hier wirken wolle. Amen!"

Ferner den 21. Juni:

„Ich lebte vergnügt und heiter und sprach mit L—d und El—r auf einem herrlichen Spaziergange über die Zwecke, für die wir arbeiten wollen bei unserm Vorhaben, den Geist der hiesigen Universität zu heben. Wir kamen darauf, daß eine unumschränkte Freiheit herrschen, und daß Achtung nur nach dem innern Werthe zugetheilt werden solle."

So wurde denn Sand in die fränkische Landsmannschaft aufgenommen. Aber je tiefere Absichten er mit diesem Schritte verband, desto schrecklicher fühlte er sich getäuscht, als er merkte, daß sein Plan: jene Verbindung zur Burschenschaft umzuformen, nicht zu realisiren sey. — Darüber schreibt er am 13. Juli:

„Ich stand früh auf und dankte Gott für den mit Sternen gezierten Horizont auf den Knieen! Ich ahnete nicht, daß nach einigen Stunden eine erschreckliche Schwefelwolke sich herüberziehen werde. Um zehn Uhr hielt die Frankonia Convent. U—ch kam (zur Aufnahme) in Vorschlag. Allgemeiner Beifall. Gleich darauf wurde, so sehr ich mich widersetzte, die beabsichtigte Wahl *) durchgesetzt. — Als die

*) Nämlich der Senioren, wobei die bisherigen auf ihren Plätzen blieben.

Senioren gewählt waren, widersetzte ich mich abermals der Wahl des Sekretairs. Allein auch diese Wahl ward durchgesetzt, und so machte sich schlangenartig die Falschheit ganz unvermerkt auf, um die schönen Träume über den Haufen zu werfen, die ich von der Umschaffung der Frankonia gehabt hatte. Ich legte St — l *) seine Falschheit und Cabale an's Gewissen und rief ihn vor Gottes Gericht. Ich dachte nun, U — ch werde wieder abtreten, aber er ließ sich doch aufnehmen. Ruhe für mich ließ mir Gott; doch eine Zerstörung der schönsten Träume wirket tief auf ein Herz. — Gott! leite, lenke! und es wird wieder Wonne kommen! — Abends ging ich mit U — ch auf den Ball. Wir wurden von allen freundlich behandelt. Aber endlich überwältigte U — ch der Gram, es entstürzte ihm eine bittere Thräne. St — l fragte mich, warum U — ch so sehr aufgebracht sey. — Darauf entfernte ich mich mit U — ch aus dem Saal. Ich: Ich bin jetzt, nachdem ich die Sache in meinem Tagebuche niedergeschrieben und Gott heimgestellt habe, wieder ganz ruhig, und ich triumphire über das Gärnlein, das sich hervorthunwollende Knaben um Löwen schlugen und uns darin gefangen und gefesselt zu haben glaubten. **) U — ch: Aber gegen mich wüthet

*) Dem Senior der Franken, welcher, wie es scheint, Sand zur Erreichung seiner Zwecke Hoffnung gemacht hatte.

**) Sand hatte sich, wie aus der Schrift: C. L. Sand u. s. w. S. 51 hervorgeht, Hoffnung gemacht, daß U — ch zum Senior gewählt werden würde.

der Gram, daß ich in die Rotte von Teufeln gerathen bin, und von nun an als ihnen beigegeben betrachtet werde. Laß mich wüthen gegen diese Frankonia, kämpfen und sie würgen! Ha! man wird den Bannstrahl gegen mich richten und dann auch gute Nacht Erlanger Burschenwelt. — Ja, selbst die Tiefen des Lasters könnte ich jetzt ergründen!" — Ich: „Es durchströmt mich wiederum das selige Gefühl, daß mich doch eine Seele auf diesem Erdenrunde *) in meinem Thun und Wesen erkennt. Handle nicht jenem Höheren zuwider, daß Du selbst nur ruhig seyn kannst. Aber ich sage, nach der Macht strebende gleißnerische Knaben gedachten die Kraft in eine Flasche zu zwängen, und einen Pfropf darauf zu stecken; aber mächtig rührte sich der Geist, leicht wirft er den Pfropf weg, aber zersprengt auch die festere Flasche." U—ch: „Lasse uns wieder hingehen, siebenmal uns reiben an Andern und dann mächtigen das Sprühen in Pendelschwingungen nach der Musik." Ich: „Und so lebt ja hoch über Zeit und Raum unendlich der höchste Gedanke **), und dieser bessre's. — So sprach die mächtige Seele und wir begaben uns in den Saal zurück. Nie fühlte ich noch jene in mir wohnende Kraft so sehr als jetzt. Jeder Nerv' war heute ein Held." ——

---

*) Anklang an den Schillerschen Vers:
„Ja, wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund."

**) Reminiscenz aus Schiller.

Trotz seines Zornes war Sand doch gutmüthig genug, diese Nacht auf des verhaßten St—l's Stube zu bleiben. Dort vertheidigte er U—ch gegen Mehrere, indem er ihnen sagte, daß dieser nicht böse sey, sondern sich nur nicht unterdrücken lassen wolle, und daß sie geglaubt hätten, man würde einen deutschen burschenschaftlichen Vorstand wählen, und keine Senioren durch Kabale u. s. w.

„Frei haben wir uns gefühlt", schreibt er weiter in seinem Tagebuche, „und jene hohe Liebe hätte gewiß bald alles durchdrungen, aber die schönsten Träume sind nun ganz zerstört. — Ich mußte hören von Selbsterschießen, von Entstehen entsetzlicher Duelle, von Gram, der das Leben abfrißt, und ich war noch nie so ruhig, so selig. Wer weiß, welche verklärte Geister sich unterdessen, als meine Seele so ruhig schlief, mit meinem Geiste, der heute so mächtig eingriff in das Leben (!!), beschäftigten und in welche Seligkeit sie ihn einstweilen führten! Amen!"

„Kaum war ich aufgestanden am 14. Julius, so sah ich wieder die sich gestern schon krümmende Liebe dennoch hervorragen; aber ich sagte, ein offenbarliches Herz, das auch nur einmal von Tücken hintergangen ist, kann zum Wüthrich werden. Leite es Gott, wie er will! Das Alte kehrt nimmer wieder! — Die Frankonia soll übrigens nie zerstört werden; Rache ziemt dem Edlen nicht; aber wir Beide werden scheiden, so wie wir gekommen sind. — Ich las am Nachmittag U—ch dies Gespräch mit St—l vor und er billigte alles. Innig und laut

betend zu Gott schlossen wir das Schutz- und Trutz-
bündniß für die gute Sache."

So sehen wir also, daß die Wirksamkeit für eine akademische Verbindung Sand und seinen Freunden gewissermaßen zur Sache der Religion geworden war; wir sehen aber auch zugleich damit den bisher so reinen, kindlichen und unbescholtenen Jüngling seiner reinwissenschaftlichen Sphäre, ursprünglich um eines scheinbar guten Zweckes, „die Verdeutschung des Erlanger Burschengeistes" willen, entzogen, und ihn auf eine Bahn gebracht, die ihn von Stufe zu Stufe immer tiefer in's Verderben und zuletzt unter das Richtschwert brachte.

Die nächste Folge der bisherigen Schritte war das engere Aneinanderschließen der burschenschaftlich Gesinnten, deren Seele Sand war. U—ch scheint sich mehr zurückgezogen zu haben, wenigstens will Sand gesehen haben, „daß mit ihm nicht viel anzufangen sey, und gedachte nun allein fortzuwirken." — Diese Gleichgesinnten hielten ihre besonderen Zusammenkünfte, (an einem Orte, den sie Rütli nannten;) aber dieser Zustand konnte, wie natürlich, nicht lange dauern; Sand und U—ch schieden aus der Frankonia aus, indem sie das größte Mißfallen an dem sogenannten Comment an den Tag legten, und waren eben daran, einen Versammlungsort im Freien, zum Behufe der Begründung einer deutschen Burschenschaft einzurichten, als die Landsmannschaften Abgeordnete an die Verbündeten schickten, um sich nach ihren Absichten zu erkundigen. Als sie diese unverholen äußerten, sprachen die Landsmannschaften dagegen über Sand und fünf seiner Freunde, denen sich am andern Morgen noch drei andere

beigesellten, den Verruf aus, weil sie Absichten hegten, welche dem bestehenden, altherkömmlichen Burschenleben gefährlich wären.

Die Folge einer akademischen Achtserklärung ist im günstigsten Falle: daß die mit dem Verrufe Belegten sofort von allen gemieden werden, die nicht ihr Schicksal theilen, oder sich sonst schlimme Händel zuziehen wollen. — Auch Sand und seine Freunde standen sofort in der Erlanger Burschenwelt allein. Ein Bild des Lebens unter ihnen mag folgende Stelle aus Sand's Tagebuche vom 27. August desselben Jahres (1817) geben:

„Am Nachmittage war überall wieder Zwist zu schauen und zwar über das Einweihungsfest, das heute auf dem Rütli mit Punsch gefeiert werden sollte. Alles entzweite sich augenscheinlich, und das Fest schien nicht zu Stande zu kommen. B—l und ich beschlossen aber mit einander fest, heute Abends um 7 Uhr hinaufzugehen; es kamen nun noch mehrere hinzu, und wir brachen mit Licht, ich mit meiner Rede und A—m mit seinem Pokal auf. Von L—r lief ich zurück, um H—l zu holen. Wir eilten nach. Als wir zur Windmühle kamen, zu unserm alten Wirthe, so waren schon alle die andern wieder in Uneinigkeit, und A — m, der gesprengt ward von U—ch, ging eben wieder zurück nach Erlangen. So überfiel mich nun der höchste Grad von Kummer. Wo aber die Angst am höchsten ist, bist du, o Gnädiger, uns am nächsten. Und so auch hier. B—l und ich waren fest entschlossen hinaufzugehen. U. und die andern (El—r war mit A—m

weggegangen) kamen einzelnweise nach. Wir zündeten oben, als es schon finster wurde, die vier mitgenommenen Lichter an, um unser Bier in Ruhe und sanftem Kummer zu trinken. Endlich kamen S—r, El—r und Z—r mit Fackeln, und hierauf M—ck und B—g. Nun wurde schon lebhafter gesprochen. Ich trat endlich vorn auf und las, weil ich sie durch den Aerger, durch das heutige Versinken und durch die heftige Anstrengung am Abend verlernt hatte, meine Rede vor, legte dem Platz den Namen Rütli feierlich bei, mein Bauvoigtamt nieder und ermunterte zur Eintracht und zur Erbauung des größern Werks einer festen Verfassung. Alles war nun schön gestimmt; ich gab nun B—l's schönes Einweihungslied herum, und nun zeigte sich allenthalben der schönste Einklang; die einen sagten: wenn wir nur gewußt hätten, daß ihr so etwas vorhabt, dann hätte wohl ein Punsch gemacht werden müssen; die anderen sagten: und wir wären auch zum Bier mit froher Stimmung gekommen. Niemand von uns fehlte noch, als der frohe A—m. Da erbot sich U—ch, ihn zu holen, und wirklich, als er von B—l'n begleitet wurde, wo B—n mit ihnen nach Hause ging, brachten Beide jenen, und zugleich Lichter und sechs Krüge Wein, ächten Elfer aus Frankenland. Nun hatten auch wir, Z—r. G—r und ich Holz und mehrere Krüge Bier geholt, und nun wurde das lustige Leben, nachdem das Feuer in der Mitte loderte, und H—l und M—ck B—l's Lied schon eingeübt hatten, durch Absingung dieses feierlichen Gesanges be-

gonnen. Wir sangen die besten deutschen Lieder: Auf! singet und trinket u. s. w. Der Bursch' von ächtem Schrot und Korn 2c. und tranken dazu aus A—m's Birkenmeier kräftiglich Bier. Dann ging es, als nochmals Holz und Bier herbeigeschafft und letzteres geleert war, und das Herumziehen mit Fackeln uns alle ergötzt hatte, zum Weine, und unter Absingen des trefflichen Claudius'schen Liedes wurde der Becher mit Eichenlaub bekränzt und zweimal von jedem im Freudentaumel geleert. — Ja, hohes Entzücken war es, da der Mond und die Sterne durch die Eichen auf unser Feuer und unsere Runde herabschaute. Es wurde unter Liedern um das Feuer getanzt, bis alles vor Tagesanbruch, ermattet und zu sehr aufgereizt und beseelt, sich in verschiedene durch Beschränkung durch den schwachen Körper herbeigeführte Bedürfnisse entstandene Gruppen, auf die Bänke und umliegenden Plätze zertheilte. Ich weiß, Gott Lob! selbst nichts rechtes mehr von diesen Zuständen. Es graute der Tag, und M—ck, B—g und El—r schafften uns herunter auf die Windmühle, um fünf Uhr Morgens kehrten wir schläfrig nach Erlangen zurück." —

Schon am andern Tage nach diesem nächtlichen Feste wählten die Verbündeten und gleichgesinnten Freunde einen Ausschuß, und unter diesen Sand, welcher „Ideen zur Verfassung der künftigen Burschenschaft" niederschreiben sollte. — Auch näherten sich der Gesellschaft bald mehrere, und als das Semester zu Ende ging, waren ziem-

lich gute Aussichten für die neu entstandene Burschenschaft vorhanden.

Die Ferien brachte Sand wieder bei seinen Aeltern zu. — Auch hier ließ er den 18. Oktober nicht vorübergehen, ohne mit einigen Freunden auf dem Schneeberge ein „Siegesfeuer" anzuzünden. *)

Am Anfange des nächsten Semesters traf Sand wieder in Erlangen ein; seine Briefe und Tagebücher aus jener Zeit tragen das Gepräge einer gewissen Niedergeschlagenheit und Schwermuth, welche ihn jedoch nicht abhielt, rüstig für die Erlanger Burschenschaft zu arbeiten. Er brachte, mit thätiger Unterstützung von jenaischen und hallischen Studenten, das Werk zu Stande, und die Burschenschaft wuchs auch bis über zwanzig Mann an. Aber das Verhältniß zu den Landsmannschaften wurde immer unangenehmer. Es blieb nicht bei dem Ausschließen der Mitglieder der neuen Burschenschaft von aller gesellschaftlichen Verbindung, bald folgten Pasquille an den Straßenecken und an diese schlossen sich thätliche Beleidigungen und Mißhandlungen. — Aber alle diese Beschimpfungen

---

*) Zur Charakteristik des Verhältnisses Sand's zu seiner Mutter stehe hier folgendes Briefchen, welches er vom Fuße jenes Berges an seine Mutter schrieb. „Zur ernsten Feier gestimmt, befinden wir uns nun am Fuße des geisterreichen Urgebirges und vermissen leider die gottbegeisterte Predigt: „„Nun danket alle Gott"", von Dräseke, die in meiner Schreibtafel auf Ihrem Schreibschranke liegt. Auch finde ich in meinem Geldbeutelchen nicht mehr denn 1 Fl. 24 Kr. und möchte nicht gern in die Verlegenheit kommen, borgen zu müssen. Ich brauche nicht viel — — — Seyn Sie nachsichtig und verzeihen Sie, daß ich heute Morgens in der Eile mürrisch war; es war ja nicht in meinen Geschäften und kam aus der Liebe zu jenem Höhern. Seyn Sie alle, wie ich Sie herzlich grüße, ohne Sorgen wegen uns, denn wir sind ja heute Gott um so näher, und er wird es auch uns seyn."

ertrug Sand mit stoischer Geduld, und, da ihm einmal die Sache der Burschenschaft und der Religion identisch waren, so faßte er auch von dieser Seite alle vorfallenden Händel auf und bat Gott nur: „ihm das christliche Gemüth zu erhalten und seinen Feinden ihre großen Sünden zu vergeben.“

Nichtsdestoweniger konnte die Wirkung dieser widrigen Verhältnisse auf Sand's Gemüth und Geistesstimmung nicht ausbleiben. Ein Brief an seinen Vater vom Ende des Jahres 1816 spricht sein Mißfallen an dem wissenschaftlichen Leben in Erlangen wehmüthig aus, und Sand schiebt hier die Schuld auf die Lehrer, deren Vorlesungen er besuchte, ohne zu bedenken, daß jede Wissenschaft, wenn sie wirklich den Geist fesseln und zu einer gewissen Freudigkeit erheben soll, den ganzen und ungetheilten Menschen in Anspruch nimmt, und daß das Studium einem so zerrissenen äußeren Leben gegenüber, zumal bei einem Anfänger, den magischen Reitz nothwendig verlieren muß, der ihm sonst beizuwohnen pflegt. So sprechen denn auch Sand's Tagebücher aus jener Periode eine sehr getrübte Gemüthsstimmung aus, welche sogar zu Mißverhältnissen und Zwistigkeiten mit seinen Freunden führte. Wie weich gestimmt er damals war, und wie seine innere Traurigkeit sich oft sogar in langem und anhaltendem Weinen Luft machte, beschreibt er in den Selbstgeständnissen seines Tagebuches. — Auch eine Reise in den Osterferien 1817 über Heidelberg nach Tübingen änderte nichts in seinem äußern und innern Leben. Als er nach Erlangen zurückgekehrt war, traf er wieder den alten

Groll der Landsmannschaften an. So schreibt er am 12. Mai:

„Am Nachmittage gingen wir ein wenig spazieren und fanden, daß schändliche Buben unser Rütli halb zerstört haben; durch unsere Hände, die wir es bauten, soll es nun auch wieder untergehen, und den 27. August dort die Asche von mehreren Papieren beigesetzt werden. Die großen losgerissenen Steine haben wir heute schon in ganz kleine, unbrauchbare zerschmettert. Dann stießen wir auf zwei spazierengehende Landsmannschafter. Da schimpft der eine: „Lumpenvolk!" O, gütiger Gott! wie mußt du so etwas für unsere Opfer über uns kommen lassen?" — —

„Mir ist es, o gütiger Vater, als schwämme Alles um mich her; es wird nun meine Seele immer trüber; ich sorge mich nun schon seit dem vorigen Semester ab. Meine Geisteskräfte scheinen vor Gram oder Hypochondrie eher ab- als zuzunehmen: ich arbeite und kann kein Ziel erreichen, es zu nichts Gediegenem bringen; die Lebensfreuden schwinden; Kummer und Sorge nehmen zu; nirgends zeigt sich mir ein fester Platz, den unser höchstes Bestreben, unsere christlich-deutsche Sache eingenommen hätte; am Ende wanken auch wir und auch ich; Schimpf und Schande lastet auf uns. — Herr! Vater! führe mich, errette mich, auf daß ich doch erreiche einen festen Grund, von dem uns Wankelmuth und Kälte aufgelöst sind!"

Zu dieser innern Wehmuth und der unangenehmen äußern Lage gesellte sich noch der Umstand, daß nach und nach

Sand's innigste Freunde Erlangen verließen. Als er sich desto inniger an einen andern jungen Theologen, Dittmar, angeschlossen hatte, verlor er diesen, indem derselbe, wie oben bemerkt, beim Baden vor seinen Augen ertrank. — Er selbst bezeichnet diesen Unglücksfall als einen wichtigen Wendepunkt in seinem Leben, als das Ende seines Lebensfrühlings. — Aber schon vorher war dieser vernichtet und alle jugendliche, unbefangene, sorgenlose Heiterkeit durch jene Studentenverhältnisse von Grund aus zerstört. Auch in den Schmerz über den Verlust des Freundes mischte sich, kraft dieser traurigen Zwistigkeiten, ein starker Zusatz von Groll und Bitterkeit. Die Landsmannschaften wiesen den Antrag: einen Augenblick die Feindschaft zu vergessen und den Verblichenen zum Grabe geleiten zu helfen, mit Verachtung zurück, und die Mitglieder der Burschenschaft ließen dem Polizeidirektor und Prorektor sagen, jeder von ihnen würde sich bei dem Leichenzuge bewaffnet einfinden, um jede Beleidigung, die der Leiche widerführe, sogleich mit dem Blute zu sühnen. —

Er selbst schreibt am 23. Juni:

„Ich war am Sarge und gelobte meinem Freunde brav zu werden, und sah ihn nicht todt in höhern Räumen. — — — — — — Sodann feierliches Leichenbegängniß. Ich war durch die Schändlichkeit der Landsmannschaften, durch die vielen Entäußerungen heute mit Besorgung der Leiche und durch das Verbluten in Rücksicht des Schmerzes, am Abend bei der Leiche gänzlich verhärtet. Ergrimmt, bewaffnet, den geringsten Angriff der Landsmannschaften zu rä-

chen, zogen wir, ein wahrer Todtenzug, mit dem Sarge einher. **Wehe! mein Gemüth war abgestumpft wie Stein, meine Augen waren vertrocknet."**

Bei dieser habituell gewordenen Erbitterung, bei diesem fortwährenden Aufsaugen schmerzlicher Kränkungen und dieser anhaltenden Aufregung und Spannung, konnte auch eine große Reizbarkeit, selbst gegen seine Freunde, nicht ausbleiben. — Er war auf dem Punkte, schon vor dem Verluste seines Freundes Dittmar, sich wegen einer nichtssagenden Neckerei, die er aus einem durchaus falschen Gesichtspunkte auffaßte, mit zweien seiner liebsten Genossen zu schlagen. Diese Beiden besuchten ihn einst, als er eben unmuthig gestimmt war, und zogen ihn über sein mürrisches Wesen auf; aus der Neckerei entstand eine Balgerei, wobei Sand unterlag und nun heftig ward und um sich schlug. Jene verließen ihn lachend, als er noch zornig war, er aber schrieb, als er ruhig geworden, seinen beiden bisherigen Freunden einen Brief, worin er sie zugleich um Verzeihung bat und zum Zweikampfe forderte, zu welchem es freilich bei dem verständigen und wackern Benehmen des Einen von jenen Beiden, der Sand's Brief beantwortete, nicht kam. — Eben so blieb jene, aus einem tiefern Grunde hervorgehende Verstimmung nicht ganz ohne Einfluß auf sein Verhältniß zu seinen Aeltern, obwohl dieses dadurch nicht gerade gestört ward, und Sand selbst in seinen Bekenntnissen, die er in seinem Tagebuche ablegt, sein Unrecht einsieht und bereut, wie denn überhaupt aus allen diesen Zwistigkeiten mit denen, die er liebte, und welche auch seine Ansichten und Grundsätze

nicht bestritten, sich keine Rechthaberei, keine Störrigkeit und Lieblosigkeit ergiebt. So heißt es in seinem Tagebuche vom 12. November 1816:

„Ich fand zwar und finde tagtäglich eine Menge Schulden an mir, aber eine, die dieses unmittelbar nach sich gezogen hätte, dieses Vorausschauen in nichts als Unglück, konnte ich nicht finden. Freilich ist jenes Weinen der guten Mutter, das ich im vermeinten Rechthandeln nicht achten konnte, eine große Schuld; auch die leichtsinnige Verfahrungsart gegen den redlichen Vater ist Schuld, auf die mich der gute El — r mit Recht aufmerksam machte", — — u. s. w. u. s. w. *)

Doch mögen hier auch zwei andere höchst charakteristische Stellen seines Tagebuches einen Platz finden, in welchen Sand über zwei Duelle Bericht erstattet, die er in jener Periode zu bestehen hatte, oder wenigstens bestehen wollte, und welche ein sehr bedenkliches Licht auf seinen innern Zustand werfen.

Er schreibt nämlich am 23. Juli in sein Tagebuch: „Heute Abends von 4 — 6 Uhr vor dem Nürnberger Thor, rechter Seits des Waldes 1000 Schritte hinein." „Um 4 Uhr am 23.: Ich gehe nun mit v. P — g an die Stätte, wohin ich N — ssen bestellt habe. Ehrlich will ich zwei Stunden harren. Ist er ehrlich, so weise,

*) Unter dem 15. Juni 1817 schrieb er in sehr hypochondrischer Stimmung einen Brief an seinen Vater, aus welchem hervorgeht, daß er in jenem Sommerhalbjahre noch außer jenen obengenannten Leiden eine Zeit lang mit großem Geldmangel zu kämpfen hatte, welchem indessen nach kurzer Zeit abgeholfen wurde.

o gütiger Gott, daß ich in deinen Händen bin. Ich halte an dich inniglich und bitte, mich um deines Sohnes, Jesu, willen gnädiglich bei dir anzunehmen; in jeder Minute mich auch recht befreundet mit deinem heiligen Geiste seyn zu lassen, auf daß ich, was da komme, empfange mit dem rechten Geiste der einzig starken, mächtigen Liebe, und mit dem Muthe und der Kraft der Wahrheit. — Ist er nicht ehrlich, so weißt du ja auch Mittel und Wege, o gnädiger Gott! daß mir durch seine schändliche Aufführung die ganze Zeit her, und durch seinen schlechten Seelenzustand und durch seine neuliche Beleidigung, und neuerlich durch seine teuflischen Angriffe auf mich, den Schwachen, in Rücksicht, als hätte ich meinen seligen Freund D. aus Unentschlossenheit und Mangel an Muth nicht gerettet, durch dieses alles mein so schwer gekränktes Herz vor der Welt zu rechtfertigen, und mir gegen den flüchtigen Schuft auch ja wohl Mittel an die Hand zu geben, meinen Muth und meine Tapferkeit zu erweisen. Herr, segne mich! Fahre ich hin zu dir, so erlasse mir gnädig meine Schuld, und bleibe ich noch in diesem Zustande der Prüfung, so stärke mich! Amen!" Am 23. Abends: „Wir harrten 2 Stunden, aber der Schuft N—ff stellte sich nicht." —

Diese Art und Weise, einen Zweikampf anzusehen, dürfte einen tiefen Blick in Sand's Inneres gestatten, und auch für die Erklärung seines späteren Verbrechens von großer Wichtigkeit seyn. — Unzählige Studierende mögen, der allgemeinen akademischen Unsitte folgend, ein Duell unternehmen, ohne über die sittliche Natur dieser Handlung auch nur irgend eine Betrachtung anzustellen; viele

Andere mögen sich, wenn ihr Gewissen sie fragt: ob sie recht thun? durch eine Berufung auf den in diesem Augenblick obwaltenden Nothstand beruhigen, aber es wird wohl nicht leicht ein studierender Jüngling, ehe er hingeht, um sich gegen das göttliche und menschliche Gesetz zu versündigen, den heiligen Geist um Beistand anrufen! — In Sand's Seele scheint nur noch die im Studentenleben gewöhnliche Betrachtungsweise der Welt und der menschlichen Verhältnisse einen Platz gehabt, und jede andere Erwägung völlig vernichtet zu haben. Daß er nach den Begriffen der akademischen Jugend recht und löblich handelte, war ihm klar, aber daß die Gesetze und das Christenthum seine Handlung verbieten, war ihm nicht nur nicht eingefallen, sondern auch hier gewinnt er wieder dem akademischen Duell eine religiöse Seite ab, und rüstet sich dazu, wie zu einem Gott wohlgefälligen Werke, durch Gebet und religiöse Betrachtung. So ist dies wieder ein Beweis, wie tief er in den Kreis der sogenannten Burschenwelt gebannt gewesen, wie tief und ernst er Verhältnisse auffaßte, in denen sonst nur jugendlicher Leichtsinn zu herrschen pflegt, und wie er Vergehen, deren Strafe nur die Rücksicht auf eben jenen Leichtsinn mildern kann, eine Art von religiöser Weihe giebt. Es ist dieser Vorfall aber auch zugleich ein Beweis, wie er sich zu den Gesetzen der Religion und des Staates stellte, wenn sie eben jenen Grundsätzen widersprachen, die in dem Kreise seiner akademischen Genossen galten, und wir machen hier vorläufig darauf aufmerksam, wie klein im Ganzen der Schritt von diesem Standpunkte, auf dem er sich befand, als

er jene Zeilen schrieb, zu dem Verbrechen gewesen ist, welches ihn unter das Schwert des Nachrichters brachte.

Ferner schreibt er unter dem 17. August: „Morgen will ich mich mit v. P—g schlagen. Gott, du weißt es, wie gut wir einander sind — bis auf ein gewisses Mißtrauen gegen ihn, weil ich mir seine Liebe nicht ganz verschaffen zu können scheine, und weil er bisweilen kalt sieht. Hier bei dieser Gelegenheit bin ich von der höchsten Liebe gegen ihn herunter in den tiefsten Haß versunken, wegen seines vermeintlichen Uebertritts zu A—m, wegen seines Störens und, wie es schien, plötzlichen Belachens der schönen Singefahrt. Es ist dies im Ganzen eine allgemeine Sache. Herr, ziehe deine Hand nicht ab von mir und ihm! Wie du es leiten magst, wenn wir Beide muthig fechten, um einander zu zeigen, daß wir einander als gleiche freie Männer achten, von denen keiner dem andern ist Knecht und Unterthan — über die Beide nur Gott, nicht aber einer über den andern Richter ist — wie du es leiten magst, so wird dein Ruhm verherrlichet werden. — Forderst du mich, ewiger Richter, vor dein Gericht, so weiß ich, daß ich ewigen Fluch verschuldet habe; aber Herr, ich baue nicht auf mein, sondern auf Jesu Verdienst, und hoffe auf deine väterliche Gnade, weil er, dein Sohn, auch für mich gebüßt hat. Herr, was du auch schicken magst, dadurch werde dein Ruhm verherrlicht! Amen!" — „Gute Nacht, meine theuern Aeltern, Geschwister und Freunde, ich empfehle euch Gottes Schutz." —

Nicht darüber wundern wir uns, daß Sand sich mit

einem jungen Manne schlägt, den er achtet und liebt, wie es scheint, um einer durchaus geringfügigen Ursache willen, daß er sein und eines Freundes Leben um einer falschen Ehre willen, eigentlich aber bloß aus gereizter Empfindlichkeit auf das Spiel setzt, — denn dadurch bewieß er nur, daß er (leider!) auf einer Stufe mit so vielen Andern seines Alters und Verhältnisses stand; — das wahrhaft Gräßliche und Abscheuliche in der eben mitgetheilten Stelle liegt in der christlich klingenden Aeußerung: daß er zwar, wenn er bei Gelegenheit dieses Duells umkommen sollte, „ewigen Fluch verschuldet habe, aber um der Genugthuung und des Verdienstes Christi willen auf die Gnade Gottes rechne.“ — Er unternimmt also eine Handlung, von der er diesmal weiß und einsieht, daß sie eine schwere tödtliche Sünde sey, die ihm den „ewigen Fluch“ Gottes zuzieht; er vollführt sie aber dennoch, — weil Christus für die Sünden der Welt gebüßt hat, er vergiebt sich also selbst, im strengen Sinne des Worts, die noch zu begehende Sünde im Voraus, sündigt vermessentlich auf die Barmherzigkeit Gottes, und verkehrt den trostreichen christlichen Glaubenssatz: daß die ewige Barmherzigkeit den reuigen, bußfertigen Sünder, der zur Besserung und nach seinen Kräften zur Genugthuung, für die begangene Schuld bereit ist, nicht verstoße, zum unsittlichsten und gefährlichsten Unsinne, der möglicherweise gelehrt und behauptet werden kann. — Wollten wir auch zu Gunsten Sand's annehmen, daß jene Aeußerungen in seinem Tagebuche bloße Floskeln waren, bei denen er selbst nicht deutlich wußte, was er schrieb, — so geht doch auf jeden Fall daraus der höchste Grad der

Verwirrung gerade in den obersten und höchsten religiösen und sittlichen Principien hervor. Und eben derselbe Mensch trat an eben demselben Tage, an dem er jene furchtbare Stelle in sein Tagebuch schrieb, mit dem verbrecherischen Vorsatze, am andern Tage ein Attentat auf das Leben seines Nächsten zu wagen, auf die Kanzel, und predigte zum ersten Male in seinem Leben.

Er schreibt nämlich am 16. August: „Ich bereitete mich gar vor auf die morgen in der großen Neustädter Kirche zu haltende erste Predigt statt D. Kaysers. Gott, segne mein Beginnen des unaussprechlich freudigen Berufs, dein Evangelium zu predigen; lasse mich bei diesem ersten Versuche nur selbst über die Förmlichkeit hinauskommen, so daß ich als Lehrer in Zukunft frei und, wie das innere Gefühl, auch äußerlich aussprechen könne die Gedanken, die du, Herr, in mir anregen magst. Seit des seligen Dittmars, meines Freundes in der Ewigkeit, Tode habe ich mir nichts sehnlicher gewünscht, als predigen zu können; nun danke ich dir, gütiger Vater, daß du hast die Zeit heranrücken lassen. Lasse mich predigen, auf daß ich mich selbst bekehre und in der innerlichen Andacht und im Glauben erstarke! Dir, Herr, seyen befohlen all die guten Meinigen. Nimm uns in den Schutz gegen die Hölle." — Am 17. August: „— — — Ich danke dir, Gott, daß du mir meine heutige Predigt hast so ziemlich gelingen lassen. Nur einige Male mußte ich beim Abhalten in's Manuscript blicken, und es ging so ziemlich gut ab, bis darauf, daß ich sehr stark sprechen mußte."

Diese eben geschilderten Vorfälle beschäftigten Sand jedoch nur vorübergehend. Weit mehr nahm ihn, schon

bald nach seines Freundes Tode, die allgemeine Burschenangelegenheit: die bevorstehende Feier des Reformations-Jubiläums auf der Wartburg, in Anspruch, und die Vorbereitungen zu diesem Feste, die täglich besser werdenden Verhältnisse der Burschenschaft in Erlangen, die Besuche der Mitglieder dieser Verbindung von andern Universitäten stimmten ihn gegen Ende des Sommers 1817 heiterer, als er seit langer Zeit gewesen. Nur einmal mußte er noch bei Gelegenheit eben dieser Besuche eine herbe Stunde der Prüfung bestehen.

Er schreibt nämlich am 9. September:

„Am Abend schickten wir Beide (fremde Studierende, die zum Besuche gekommen waren,) vom Burschenhaus zum Stahl hinaus, zu den Landsmannschaften. O, gütiger Gott, kannst du mir es und Allen, als noch im Glauben sehr schwachen Seelen (!!) verzeihen, daß, während sie draußen handelten, wir hier zitterten, und in einen tiefen Mißmuth versanken, bei der ehrlichen, — unserer Sache der Wahrheit? Herr, kannst du mir es verzeihen, daß ich in diesen entsetzlichen Stunden die unsrigen, so sehr von Liebe erfüllten Leute konnte wieder feigherzig für geringer achten, als mich? O Herr, als Beide, die Jenenser und Hallenser, zurückkamen, dann wußtest du diese schweren Prüfungsstunden, in denen ich Muth und Kraft verloren hatte, diesen wahren Todeskampf zu brechen! Herr, du segnetest mich auf's neue. Herr, die schönste tragische Stunde, die höchste Seele führtest du nun wieder in mich. Du, Vater, hörtest den heiligen Eid, daß ich mich für dich (??)

und meinen seligen Freund Dittmar werde stellen auf der Wartburg. Das Herz wurde mir nach Singen von Körner's Lied zu den Sternen, und nach dem Ergusse meines Herzens, daß ich mich so viel geringer weiß, als viele und alle von unserer liebeerfüllten Schaar, daß ich, den diese Verblendeten am meisten achten wollen, unter den Meisten der Geringste sey *); dann wurde mir fortan das Herz leichter, und ich legte mich fromm zu Bette. Walte, Gott, stärke mich!"

Aus den bisher mitgetheilten Stellen aus Sand's Tagebuche wird sich nun wohl ohne Zweifel völlig genügend das Resultat ergeben, daß die Wirksamkeit für die Burschenschaft die eigentlich leuchtende Idee seines Lebens geworden war, neben welcher kein andrer Gedanke und kein anderes Gefühl in seinem Innern Platz hatte, für welche er Sorge und Gefahr, Spott und Hohn, ja körperliche Mißhandlungen zu erdulden, nicht bloß entschlossen war, sondern wirklich mit einer gewissen religiösen Hingebung über sich nahm, und keinen Augenblick Anstand genommen hätte, den qualvollsten Tod für diesen seinen Lieblingsgedanken zu sterben. —

Hier fragt aber gewiß jeder Leser mit Recht: was Sand mit dieser Burschenschaft, für die er mit glühendem Eifer lebte und wirkte, denn eigentlich gewollt habe? — Unmöglich konnte der Gedanke, der ihn ursprüng-

*) Und doch schlug er sich mit einem Freunde, den er liebte, weil dieser ihm, wie es schien, einen Augenblick nicht Achtung und Hochschätzung genug bewieß.

lich dem rein wissenschaftlichen Leben entfremdete und in das sogenannte Burschenleben führte, der Gedanke, daß er berufen sey, einen bessern Ton in Erlangen zu gründen, die Rohheit zu mildern, dem unmäßigen Biertrinken zu steuern u. s. w., — unmöglich konnte dieser, in seinem ersten Entstehen gewiß unsträfliche Vorsatz, einen solchen Fanatismus erzeugen, wie wir ihn später in Sand bemerken. Noch weniger war der Zweck jener Verbindung, wie ihn Sand aufgefaßt hatte, ein rein-wissenschaftlicher oder, wie es bei älteren akademischen Verbindungen der Fall war, lediglich auf das gesellige Leben der Gleichgesinnten und Befreundeten während ihrer Universitätszeit berechnet. — Sein Sinn war auf Höheres gerichtet, und es konnte nicht fehlen, daß er über die „Idee" der Burschenschaft und über die Zwecke derselben reflectirend, Grundsätze in sich aufnahm, kraft welcher diese akademische Verbindung, die ihm das Höchste und Letzte war, auch weit über den Kreis der Erlanger Studentenwelt ausgedehnt, und gewissermaßen der Mittelpunkt alles deutschen Lebens seyn und werden sollte.

In diesem Sinne schreibt er unterm 17. Aug. 1817 an einem seiner Freunde:

„Mein Herz hängt mit Freudigkeit daran, da ja alle unsre jetzigen Burschenschaften nicht mehr ein eitles, mit den wenigen Jahren der Universitätszeit dahin schwindendes Treiben sind, wie ehemals, sondern da wir von Gott mächtig erweckt, nun endlich einmal angefangen haben, all das Hohe und Herrliche, — Aufhören der crassen Zwingherrschaft, dagegen Freiheit, und bei sicherer ständischer Verfassung freies Sprechen und Treiben der Bürger und

eignes Verfechten dieser hohen Güter — genug weil wir nun einmal streben, was Teutsch heißt, in unser teutsches Vaterland wirklich hineinzuführen, und weil wir dies gewißlich nicht nach Abfluß der Jugendzeit wieder ruhen lassen, und als einen Studentenschwindel vergessen wollen."

Den 29. Sept. desselben Jahres schreibt er an eben denselben:

„Ich versichere Dir, daß wenn der Teufel ganz Deutschland und auch Euch, gegen unsere Sache aufzubringen vermöchte, ich nie von den hohen Ideen lassen werde. Sorget nur, daß unser schöne Bundestag auf der Wartburg nicht wieder so werde, wie die übrigen (!) philiströsen Congresse in der deutschen Geschichte, so daß man auch hier unter deutschen Burschen lange mit Territorial-Ausgleichungen 2c. die edle Zeit verbringe. Laßt uns, die wir die Idee der teutschen Burschenschaft und Turnschaft immer mehr in uns beleben, nun einmal anfangen, zu wirken für's Große. Teutschland bedarf es. Wie ich die Idee einer Burschenschaft aus der Zeit aufgefaßt habe, will ich mit auf die Wartburg bringen."

Diesem gemäß arbeitete er auch wirklich kurz vor dem Reformationsfeste auf der Wartburg, während der Herbstferien in Wunsiedel einen Aufsatz aus, der gedruckt und unter die Theilnehmer an jenem Feste ausgetheilt wurde. — Was Andere über denselben Gegenstand gedacht und was sie gewollt haben, ist für unsern Zweck weniger wichtig; welche Bedeutung aber Sand in die Burschenwelt hineinlegte, geht klar aus diesem Aufsatze hervor. — Wir müssen dieses Aktenstück hier wörtlich einschalten, einmal, weil es gewissermaßen als das Resultat

seines anderthalbjährigen Lebens und Treibens in der Erlanger Burschenschaft angesehen werden kann, dann aber auch, weil eben dies religiös-politische Glaubensbekenntniß einen unentbehrlichen Schlüssel zum Räthsel seiner That enthält.

Zum achtzehnten des Herbstmonats (?) im Jahr nach Christo achtzehnhundert und siebenzehn auf der Wartburg.

1) Unsere jetzige Zeit ist reich an hohen Gaben und Gnaden und muß zusammengestellt werden mit jedem ausgezeichneten Zeitalter in der Geschichte des Menschengeschlechts. Laßt sie uns vor Allem vergleichen mit jenem hervorleuchtenden deutschen Kampfe zur Wiederherstellung und Reinigung des Christenthums und unsers frommen Glaubens. Laßt uns hieraus erholen: Aufruf, Rath und Zuversicht. Heute liegt uns mehr vor eine wissenschaftlich-bürgerliche Umwälzung.

2) Wir, Deutschlands Burschen, haben uns zum Wahlspruche gewählt: Tugend! Wissenschaft! Vaterland!

Mit der Tugend haben wir es zu thun! und streben also nach einem edlen freien Sinn. Wir ringen nach innerer Ehre, die demüthig, fromm und untastbar besteht vor Gott, und wir streben nach Freiheit, dem höchsten Ziele aller menschlichen Geschichte und dem köstlichen Preise eines vollkommenen Geschlechts. Die Wissenschaft haben wir uns zur Braut erkohren; sie soll

die eine Hälfte unsers Lebens werden; in frommer Einfalt und Kraft, mit frommer Demuth laßt uns nachspüren den heiligen Offenbarungen Gottes, und schlechte Tändeleien seyen uns verhaßt. — Das deutsche Land, unser Vaterland, wollen wir lieben, ihm sey aller Dienst geweiht! In ihm wollen wir leben und weben, mit ihm oder frei in ihm wollen wir sterben, wenn's Gottes großer Ruf gebeut! Die deutsche Sprache erstehe! Das wahre Ritterthum erblühe! Das Deutsche Land sey frei!

Für diese heilige Sache streiten wir; weder durch Hölle noch Teufel soll die Wärme dafür in unserer Brust erkalten, und Gott wird mit uns seyn! Amen.

3) Wer sich zu diesen Ideen bekennt, und zu ihrer Einführung in's Leben mitstreiten will, ist unser geliebter Bruder. Von nun an darf nicht mehr auf die bisherige Befangenheit, auf das alte, sondern nur allein auf das neubegonnene Leben gesehen werden.

4) Um diese hohe Sache zu verwirklichen, muß eine allgemeine, freie Burschenschaft durch ganz Deutschland werden.

Es darf nur eine einzige Burschenschaft durch das ganze Vaterland bestehen, nicht aber viele einzelne auf den einzelnen hohen Schulen. Wie Wenige auch auf irgend einer Hochschule sich zu dieser Sache bekennen; so sind sie doch einzelne Glieder der allgemeinen Burschenschaft, und mögen als geliebte Brüder gelten, sofern sie nur eifrig auf die Sache halten, und kräftig darin leben.

Auf Vollendung und darauf zu sehen, wie vollkommen sich das Burschenleben irgendwo gestaltet hat,

bevor man Einverleibung in die allgemeine Burschenschaft zulassen will, darf nicht mehr vorkommen; es ist papistisch (!) und landsmannschaftlich; hindert nicht allein die Verbreitung, sondern auch die rechte Belebung der Sache, und gilt als Entehrung des Volks (!), das man so nicht frei gewähren lassen, sondern nach seinem Eigendünkel hinziehen und meistern will.

Es darf allein darauf Rücksicht genommen werden, ob die richtige Erkenntniß der Idee, die aufrichtige Liebe zu ihr, und ein redliches Streben danach in den einzelnen Gemüthern bestehet.

Eine vollkommene Verwirklichung derselben wird man nie zu Stande bringen, wie sorglich man auch verfahren möge in Auswahl der Aufzunehmenden und in genauer Abschließung der Sache.

Diese Burschenschaft muß, wo möglich, offen vor der Welt, aber auch frei und ohne fremdes Einwirken auf sich selbst bestehen.

Es soll dahin kommen, daß in solcher brüderlichen Gemeinschaft mit Deutschlands edelsten Jünglingen Jeder lebt, der sich der Wissenschaft gewidmet hat.

Der Eintritt darf durchaus nicht beschränkt seyn; nur der Schlechte, gegen den man Klage und Beweise führen kann, darf nicht zugelassen werden in diese edle Gemeinde. — Der Ausschluß muß als höchste Strafe gelten. Der Bann muß in keinem andern Sinne ausgesprochen werden, als in dem der freien protestantischen Kirche. Er darf die Freiheit des Gezüchtigten nicht gänzlich aufheben, und die menschliche Würde nicht gänzlich umstoßen zu wollen, sich vermessen; er darf nicht die

Mittel und Wege abschneiden zur Besserung, sonst lastet er allein auf dem Ganzen, das ihn ausspricht.

5) Das Ganze, dieser weite Verein, darf nicht durch Eidesband, noch sonst durch irgend ein Zwangsmittel zusammenhängen; die Idee allein soll alle vereinen.

Ist der rechte Geist nicht da, so vermögen wir ihn auch nicht zu schaffen und herein zu bringen; Gott kann ihn allein aufregen! Ist die Seele nicht in Fülle da, oder gar einstens abgeschieden, so mag das Ganze nach Gottes Willen zusammensinken; es soll wenigstens nicht als todter faulender Körper, dem bessern Regen und Treiben des Einzelnen im Wege stehen, und all das Unheil wieder herbeiführen, was uns Papismus und Landsmannschaftssucht zurückgelassen haben. Wer nicht durch den Geist zu erstehen vermag, mag fallen, bis ihn Gott wieder erwecke.

6) Jedwedem Unreinen, Unehrlichen, Schlechten und wer nur immer seinen deutschen Namen entehrt, soll der Einzelne auf seine eigene Faust, nach seiner eigenen hohen Freiheit zum offenen Kampfe entgegentreten, damit das Ganze des Rügens und Strafens mehr überhoben sey, und sein Wohl durch verwickelten Kampf nicht so leicht gefährdet werde.

All die einzelnen Glieder müssen vermittelst zweier Gewalten, die das Ganze erst bilden, und sich selbst gegen einander das Gleichgewicht halten, innig vereinigt seyn, und von diesem Stamme aus muß die Gemeinde erst belebt und bewegt werden.

Es muß die Burschenschaft erstlich ein Haupt, d. i. eine vor (von?) allen Burschen von Halbjahr zu Halbjahr gewählte höchste Gewalt, einen Vorstand haben, der da

aus mehreren Gliedern, von welchen immer Einer abwechselnd der Sprecher ist, anzuregen das Amt hat; der Gesetze geben kann, und die bestehenden handhaben muß; ihm liegt es auch vorzüglich ob, durch sein eigen Vorbild den rechten Geist und das rechte Leben aufrecht zu erhalten.

Es muß aber die Burschenschaft auch ein Herz haben; einen Ausschuß, der, gleichfalls aus dem Edelsten der Brüder erwählt, die Beschlüsse der obersten Macht entweder verwerfen oder billigen kann; der den etwaigen Machtgriffen des Vorstandes nachdrücklich entgegentritt, und so das freie Brudervolk in seinen heiligen Rechten beschützet, der Recht und Freiheit allenthalben unterstützet, und Streitigkeiten zwischen Vorstand und Volk (!!) zu vermitteln, eingesetzt ist.

7) Es kann für das liebe deutsche Land kein Heil kommen, es sey denn durch eine solche allgemeine freie Burschenschaft, in der Deutschlands edelste Jugend innig verbrüdert lebt; in der das Hohe und Herrliche, was uns in dieser Zeit aufgegangen, wirklich schon eingelebt wird, in der der alte ehrliche deutsche Sinn wieder einmal eine sichere Veste erlange; in der ein Jeder seine Würde fühlen lernt und zur Freiheit ermuthigt wird, und die auch für immer an dem Turnplatze einen Rüst- und Lärmplatz hat.

8) Die Grundzüge des Brauchs für die Burschenschaft müssen allenthalben gleich, ein und dieselben seyn. Er soll nicht sowohl eine Zuchtruthe, als vielmehr ein Ehrenspiegel werden, der das bestehende Herrliche des Burschentreibens auf die folgenden Geschlechter rein fortvererbe.

9) Urfeinde unsers deutschen Volksthums waren von jeher:

a. die Römer,

b. Möncherei und

c. Soldaterei.

10) Wie einstens auf Athanasius die ganze große Sache der christlichen Kirche und des Glaubens ruhte; wie vor 300 Jahren der stille (!) Bruder Martin dazu berufen war, die dichten Nebel zu durchbrechen, und dem reinen Lichte einen Weg zu bahnen; so konnte auch jetzt die allgemeine Beseligung (!!) nicht von den Oberen herabkommen. Einzelne hervorleuchtende Männer hatte Gott als Stammhalter unsers deutschen Volkes erstehen lassen, von ihnen und einigen Jünglingen höherer Art fluthete der schöne Geist aus; die Fürsten wußten deß wenig zu rathen.

11) Die Hauptidee für unser heutiges Fest ist der von unserem Luther, dem edeln Kerne unsers deutschen Volkes, auf die heilige Schrift begründete Satz: „Wir sind allesammt durch die Taufe zu Priestern geweiht; 1. Petri 2, 9. Ihr seyd ein königlich Priesterthum und ein priesterlich Königreich." Das heißt: durch ein höher Weihen in uns, durch die Taufe, das Evangelium und den Glauben sind wir alle geistlichen Standes, und während wir nun als ritterliche, rüstige Diener des HERRN, dem Höhern, Göttlichen geweiht sind; so ist auch unter uns allen weiter kein Unterschied, denn der um des Amtes oder Werkes halber; wir sind allesammt geistlich frei und gleich! Amen.

Dies Schriftchen liefert ein treues Bild von dem Chaos, in welches sich Sand's Inneres um jene Zeit bereits aufgelös't hatte. Wir würden vergebens versuchen, ein festes, konsequentes, klares und zusammenhängendes System in jenem trüben Wirrwarr aufzufinden, und es in allgemein verständliche konkrete Sätze zu fassen, — ja wir wagen sogar die Behauptung: daß, wenn der Verfasser dieses selbst versucht hätte, das ganze phantastische Gebäude, dessen Riß er in jener Schrift niederlegen wollte, ihm eben so unter seinen Händen zerflossen seyn würde, wie die Bilder der Laterna magica zerrinnen, wenn man ihnen mit dem Lichte nahe tritt, und daß er, selbst mit dem ihm verliehenen Maaße des Verstandes, aber mit einiger Demuth, nothwendig hätte einsehen müssen, wie unreif, verworren, unklar, abstract und unpraktisch Alles war, was er wollte, oder, genauer betrachtet, zu wollen sich einbildete. Denn, streng genommen, läßt sich aus jenem Schriftchen nur soviel ableiten, daß eine wissenschaftlich-politische Umwälzung bewirkt werden, daß die allgemeine deutsche Burschenschaft, von der allein das Heil ausgehen könne für Deutschland, der Hebel zu dieser Revolution seyn, und daß diese letztere sich an die Glaubenstrennung des 16. Jahrhunderts anschließen solle. — Alles Uebrige ist dem Verfasser selbst dunkel geblieben, — wie man denn überhaupt nicht mit Unrecht behaupten kann, daß die Dunkelheit die eigentliche Heimath aller politischen und religiösen Irrthümer sey, und daß es keinen Fanatismus ohne Unklarheit gebe. So ist sich denn Sand namentlich darüber nicht klar geworden, worauf die Umwälzung eigentlich zu richten sey, und die allgemeinen Phrasen:

„Die deutsche Sprache erstehe! Das wahre Ritterthum erblühe! Das deutsche Land sey frei!“ sind begreiflicher Weise so abstract und so vielfacher Auslegung fähig, daß es schlechterdings unmöglich ist, daß sich zu „diesen Ideen“, (wie Sand sie nennt,) irgend Jemand bekennen kann, ohne daß eine mündliche Mittheilung ihm deutlich macht, was darunter zu verstehen sey? wie denn überhaupt jener ganze Aufsatz offenbar schon einen gewissen Ideenkreis voraussetzt, und nur auf diejenigen wirken konnte, die in demselben bereits befangen waren. — Welche Mittel zu dieser Umwälzung anzuwenden seyen, ist ebenfalls nicht gesagt, und man kann es nur vermuthen, daß die Umwälzung nicht durch eigentliche Gewalt, sondern nur allmählig durch Wissenschaft und Lehre, so wie dadurch bewirkt werden sollte, daß die Mitglieder dieser Burschenschaft, mit den von Sand characterisirten „Ideen“, nach und nach in das bürgerliche Leben träten. — Doch wie kann man verlangen, daß Sand über die künftige Verfassung Deutschlands sich selbst hätte klar seyn sollen, da er über das zunächst Liegende, die Verfassung der Burschenschaft und die Bedeutung des Festes sich so wenig bewußt und klar geworden war, daß er, der in der Burschenwelt zu Hause war, eine Verfassung projectiren konnte, wie die von ihm bezeichnete, eine Studentenverfassung mit zwei Gewalten, die sich das Gleichgewicht halten sollen, von denen die eine das Haupt und die höchste Gewalt seyn, — deren Gesetze aber von der andern Körperschaft doch wieder verworfen oder gebilligt werden sollten, — daß er, der wohl wußte, daß der Schläger das Schutzmittel jedes Einzelnen ist, dem Ausschusse der

Burschenschaft das Geschäft anweisen konnte: „den etwaigen Machtgriffen des Vorstandes nachdrücklich entgegenzutreten und so das freie Brudervolk in seinen heiligen Rechten zu beschützen"; — imgleichen auch: „Streitigkeiten zwischen Vorstand und Volk (!!!) zu vermitteln."

Eben so unpraktisch-theoretisch ist der Satz, daß die Hauptidee des Wartburgsfestes in 1. Petri 2, 9. begründet sey, woran in der That, außer Sand, wohl keiner von den dort Anwesenden gedacht haben mag.

„Dieses Schriftchen, (so heißt es in der angeführten Schrift: Carl Ludwig Sand u. s. w.) hat auf die Fortbildung der den Burschenschaften zum Grunde liegenden Ideen unverkennbaren Einfluß gehabt"; die allgemeine deutsche Burschenschaft soll, nach eben diesem Zeugnisse, „so ziemlich gereinigt von den Irrthümern dieses Planes", nach demselben gestiftet worden seyn. — Als also Sand seine akademische Laufbahn in Jena begann, so hatte er die Befriedigung, dort seine Lieblingsidee, für die er so lange und schwer gestritten und geduldet hatte, verwirklicht und herrschen zu sehen. — Sein weiteres Leben in der Burschenschaft bietet mithin wenig historischen Stoff dar und ist arm an Begebenheiten; denn in Jena hatte die Burschenschaft nicht wie in Erlangen einen mächtigen Feind an den Landsmannschaften neben sich, und jene täglichen Reibungen fielen weg. Sand lebte also dort, wenn auch nicht gerade zurückgezogen, so doch viel weniger bemerkt als in Erlangen, wo er gewissermaßen der Mittelpunkt der Burschenschaft, wenigstens einer ihrer Stifter gewesen war. Auch scheint er schon aus dem Grunde weniger bedeutend hervorgetreten zu seyn, und noch weniger Ein-

fluß auf Andere gehabt zu haben, weil er nach dem Zeugnisse seiner Freunde *) die Gabe, schnell und unvorbereitet in einer Versammlung seine Ansicht vorzutragen, nicht besessen, und weil er, auch vorbereitet, nur weitschweifig sich auszudrücken im Stande gewesen seyn soll.

---

*) S. die Schrift: Carl Ludw. Sand a. a. O. S. 17.

Zweiter Abschnitt.

Sand's Grundsätze.

Ehe wir nun ausführen, wie sich während seines anderthalbjährigen Lebens in Jena, auf der oben bezeichneten Grundlage, Sand's inneres Leben und mit diesem der Vorsatz des Meuchelmordes entwickelte, müssen wir zuvor noch seine theologischen und politischen Ansichten zu characterisiren suchen, weil, wie sich weiter unten zeigen wird, sein Verbrechen lediglich die Frucht seiner Grundsätze gewesen ist.

Zuvörderst glauben wir, in Hinsicht seiner theologischen Kenntnisse, die dringende Vermuthung an die Spitze stellen zu müssen, daß der Umfang derselben sehr beschränkt gewesen sey. Es gründet sich diese Ansicht vornehmlich darauf: daß ein fleißiges, anhaltendes, emsiges Studium bei seinen Vorstellungen von der Studentenwelt, bei dem Werthe, den die Begebenheiten derselben für ihn hatten, bei der fortwährenden Thätigkeit, in welcher er sich für dieselbe befand, und bei der dadurch angeregten fast fieberhaften Spannung, — ihm schlechterdings un-

möglich gewesen sey. Auf das erste in Tübingen zugebrachte Semester folgte eine etwa dreivierteljährige Unterbrechung durch den Feldzug von 1815; in Erlangen studierte er zwar im ersten halben Jahre fleißig, und repetirte das Versäumte, — aber schon im Anfange des zweiten Semesters begann seine Thätigkeit für die Burschenschaft, die ihm den Verruf zuzog, und es versteht sich nach den oben mitgetheilten Stellen seines Tagebuches wohl von selbst, daß er in jener so aufgeregten, theils melancholischen, theils bittern und feindlichen Gemüthsstimmung unmöglich sich in die Tiefen seiner Wissenschaft versenken konnte, welche, in sofern sie eine positive ist, wie jede andere erlernt werden muß. — Zwar hat er in Erlangen wie in Jena, nach den Zeugnissen seiner Lehrer, die Vorlesungen fleißig besucht, aber er selbst beklagt es häufig in seinem Tagebuche, daß er bei dem bewegten Leben, welches ihn umgab und in welches auch er so häufig eingriff, nicht recht zum Studieren kommen konnte. In Jena fiel freilich jener gespannte Zustand weg, der ihn in Erlangen gequält und betrübt hatte, — aber nun war auch wieder der unselige Gedanke an die zu verübende blutige That in ihm aufgestiegen, und jeder Unbefangene möge es sich selbst beantworten, ob neben diesem ein tüchtiges, ernstes Studium möglich gewesen sey. —

So wenig nun aber auch Sand in den positiven Theilen seiner Wissenschaft, welche, wie gesagt, erlernt und studiert werden müssen, geleistet haben mag, so viel und anhaltend hat er sich mit den allgemeinen und philosophischen obersten Grundsätzen derselben, jedoch auch hier mehr in einer subjectiv-reflectirenden Weise, beschäftigt. — Diese

allgemeinen Vordersätze der Theologie sind freilich nur die ersten Rudimente derselben, aber es ist von unendlicher Wichtigkeit, wie sie gefaßt und verstanden werden, weil davon die ganze spätere Richtung abhängt, und es wird also gewiß der Mühe verlohnen, zu untersuchen, ob und in wie weit Sand mit den ersten Anfangsgründen der Gottesgelahrtheit im Reinen gewesen, und ob er sich klare und bestimmt gedachte oberste Principien zu eigen gemacht hatte.

Auch hier mögen wieder einige Stellen aus seinem Tagebuche einen Platz finden, die den allmähligen Uebergang und Wechsel seiner Ansichten bezeichnen.

Am 23. Januar 1816 schreibt er an seine Mutter:

„Was mich bis jetzt, theuerste Mutter, am vorzüglichsten von den Lehren der Schrift, der ich nun erst anfing, mich eigentlich zu weihen, ergriff, ist der Satz: In der Kraft bestehet das Christenthum! und die herrlichen Stellen über die christliche Liebe im 13. Capitel des ersten Briefs an die Corinther, die ich Sie nachzulesen bitte. Ach, wir müssen es gestehen, daß wir uns ergriffen und neu belebt fühlen, durch diese göttlichen Lehrweisen, und daß wir menschlichen Köpfe wohl nie für uns selbst auf solche Lehren der Offenbarung gekommen wären." — —

Er scheint somit also die göttliche Offenbarung der heiligen Schrift und die Unfähigkeit der menschlichen Vernunft, das Dogma aus sich selbst zu schöpfen, ausdrücklich anzuerkennen.

Unterm 19. April desselben Jahres schrieb er einen, an sich unbedeutenden Vorfall in seinem Tagebuche nie-

der, der aber wegen der religiösen Gesinnung und des darin implicite ausgesprochenen theologischen Princips um so wichtiger ist, als wir weiter unten spätere Stellen von gerade entgegengesetzter Tendenz anführen werden. Er hatte nämlich das Pferd seines Bruders geritten; dieses schien darauf krank zu werden, und Sand besorgte, man werde ihm die Schuld davon beimessen. Er setzt, nachdem er dies erzählt hat, hinzu:

„Ach, Herr, verschone mich, wenn ein solch Unglück von mir entfernt werden kann, und lasse es bald wieder genesen. Aber ich will auch mit deinem Beistande solch drückenden Unfall für unsere Familie ertragen, wenn Du, Herr, es mir mit Weisheit auferlegt hast, und es zum Inmichkehren, zu meiner Besserung dienen soll, und wenn es Strafe für meine Sündhaftigkeit seyn soll. Vater, in deine Hand befehle ich solches Verhängniß, meine Seele und mein Leben." —

Am 20. April:

„Das Pferdchen wurde wieder wohl, Gott half!" — Somit erkennt er also praktisch die unmittelbare, momentan eintretende Einwirkung Gottes auf die physische Welt, und den Glauben an die äußere Kraft des Gebetes an, und fordert, mit wahrhaft kindlichem Glauben, die Heilung des Pferdes von der göttlichen Allmacht!

So sehr dieses den kindlichen Sinn, der damals noch in Sand vorwaltete, und seine richtigen religiösen Grundsätze bekundet, so lauten doch andere Stellen wieder sehr verwirrt, und beweisen mindestens seine Unklar-

heit, welche je später desto dunkeler sich über sein ganzes Wesen zieht.

So schreibt er unter dem 7. August 1816: „Herrliche Begeisterung, religiöses Erheben zu dir, o großes Wesen, durch den Mondschein in die schönste religiöse Schwärmerei übergegangen. Bis um zwölf Uhr schwärmte ich und konnte nicht müde werden"; dann schrieb ich noch folgendes als Resultat der Schwärmerei: „Dem Sündhaften die einzige Gabe des Trostes — Vernichtung (!!!) und dem nebligen Zweifler nicht Gabe des Trostes, sondern neues Geschenk — Vergebung!" — und zu diesem theils monströsen, theils (in der letzten Hälfte) sehr gewöhnlichen Ausspruche fügt er die Worte hinzu: „Ein unendlicher Gedanke!" — ein Zug, der auf keinen geringen Grad von Selbstbewunderung schließen läßt.

Ueber die „Pietisten" spricht er sich unter dem 21. December 1816 mißfällig aus, ohne jedoch genauer zu bezeichnen, worin sein Glaubenssystem sich von jener Richtung trenne. Nur am Schlusse dieser Stelle findet sich eine Aeußerung, welche, wörtlich verstanden, wohl nichts Anderes, als ein rationalistisches Princip enthält. Er sagt nämlich: „Ich legte — — — mein Glaubensbekenntniß als ein freier, auf sich selbst bestehender (sic) deutscher Protestant ab."

Dagegen schrieb er den 2. Februar 1817 in sein Tagebuch als Urtheil über eine Predigt, die er gehört hatte: „Er (der Prediger) schämt sich des reinen Evangeliums nicht, er glaubt an Christum, den, der uns allein von unserer großen Schuld erlösen, stärken und gerecht machen kann. Ach! gütiger Gott, lasse mich auch so in deine

Worte und deinen Geist eindringen; lasse mir auch die unendliche Wonne zu Theil werden, bald mit solcher Kraft deine Alle beseligende Wahrheit predigen zu können; verleihe, so wie er betete, auch mir deinen Segen und deine Heiligung!"

Unter welchen Umständen er wirklich seine erste Predigt hielt, wie er sich bei Gelegenheit des Duells, welches am nächsten Tage Statt hatte, über die Vergebung der Sünde aussprach, und wie er damals das Verdienst Christi aufgefaßt hatte, ist schon oben erzählt.

In Jena angelangt, scheint er sich mit der rationalistischen Richtung vieler seiner Bekannten nicht befreunden zu können. Ueber eine rationalistische Predigt, die er gehört, spricht er sich bitter und scharf aus, und am 17. November 1818 schreibt er in sein Tagebuch:

„Heute Morgen arbeitete ich gegen den Ungläubigen N. N."

Aber eben so scharf äußert er sich in einem Briefe vom 6. November an den damaligen Lieutenant v. P. — über den Pietismus.

„Du erschienst mir", heißt es hier, (auf der Wartburg) „gerade so, als wärest Du über jene schlichte, fromme Kraft des Glaubens hinausgeschritten und hättest dagegen das empfindelnde, daß ich so sage, gläubelnde Wesen der Pietisten lieb gewonnen. Früher würdigtest Du die mönchische Sache dieser als freier, deutscher Christ ganz richtig; nun erschienst Du mir mit ihnen auf den Weg gerathen zu seyn, wo Du Dich nur für gläubig hältst, über andere liebeerfüllte, treue, wackere Seelen Dich aber hinwegzusetzen scheinest. Früher fand ich bei Dir

die feste Ueberzeugung von der Lehre der heiligen Schrift (??), daß der Glaube nicht Jedermanns Sache sey (!!!), und daß er den Gläubigen nicht in dem überschwenglichen Maaße zugetheilt sey, daß sie darin schwelgen und in dem Glauben selbst schwärmen könnten. Meine feste Meinung ist es auch, daß wir nie viel von unserm Glauben reden dürfen, wenn es nicht mehr und mehr bloß Mundglaube werden soll, daß wir vielmehr Gott unablässig um den rechten Glauben anflehen müssen, und dessen ungeachtet doch wohl nur in sehr wenigen, den seligsten Tagen des Lebens, als gläubig werden befunden werden. Und dennoch: mußt Du es nicht gestehen, daß Du auf der Wartburg schwärmtest im Glauben? Daß Du Neues offenbaren zu können, zu prophezeien vorgabst, da wir doch wahrlich unendliche Fälle von den Offenbarungen Gottes vor uns haben, sie zu verstehen und gehörig zu würdigen, wir täglich um ein recht starkes, kindliches Gemüth flehen müssen? Gestehst Du es nicht selbst, daß Du guten, gläubigen Seelen dort wirklich wehe thatest? ihnen ihren Glauben geradezu absprachest, als vermöchtest du dies? Findest Du es nicht selbst, daß Du mehr und mehr von dem festen, kräftigen Glauben, wie ihn unser Luther besaß, abweichest und hinüber gleitest auf jene unchristlichen Wege der Pietisten, die vom theuersten aller irdischen Gegenstände, vom Vaterlande ablassen, und deutsche, uns im Vaterlande begriffene Christen verlachen? Ich bitte Dich, traue hier nicht mehr der inneren Stimme, die Du zu haben vorgiebst, wenn sie Dich über den mächtigen, frohmachenden Glauben, wie ihn unser Luther besagt, hinauszuführen sucht. Prüfe diese Stimme, ob sie der heiligen

Schrift gemäß ist, denn der Teufel sucht uns fort und fort das Himmelreich zu rauben, am meisten aber, wenn wir schon zum Glauben empfänglich sind. Gott wird uns helfen!" — u. s. w. —

Auch dieses Schreiben giebt, genau genommen, zumal, da es eine bloße Abmahnung enthält, keinen andern Aufschluß über Sand's eigentliches Glaubenssystem, als daß er sich auch hier im geringsten nicht klar geworden sey. Die heilige Schrift soll die Lehre enthalten: daß der Glaube nicht Jedermanns Sache sey; der Freund, an den der Brief gerichtet ist, wird angewiesen, sich nicht über den „frohmachenden" Glauben Luthers *) hinausführen zu lassen, und endlich soll derselbe seine innere Stimme an der heiligen Schrift prüfen! — Wer diese drei Sätze zusammen aufstellen, wer namentlich den ersten und zweiten derselben mit einander vereinigen kann, besitzt schwerlich ein in sich zusammenhängendes theologisches System, so gut übrigens auch Sand's Absicht bei diesem Briefe gewesen seyn mag. —

In Jena scheinen seine theologischen Grundansichten nach und nach in noch größere Verwirrung gerathen, und wesentlich modificirt worden zu seyn.

Ein gegen Ende März 1818 geschriebener Brief zeigt uns namentlich, in welchen inneren Kampf er mit dem Rationalismus gerathen war, dem er früher wenigstens nicht mit Bewußtseyn gehuldigt hatte. Er lautet wie folgt:

---

*) Der bekanntlich die Rechtfertigung des Menschen durch den Glauben allein, ohne die guten Werke behauptete, — ein Satz, der dem jungen Theologen wenigstens geschichtlich hätte bekannt seyn sollen, an den er aber schwerlich bei der zuerst erwähnten Behauptung dachte.

„Theurer, treuer Bruder El—r! Ich vertraue Dir fest, daß Du mich durchschauest, und du magst und sollst mich beschauen: nur lasse der eigenthümlichen Beschaffenheit frei ihre eigene Aeußerungsart."

„Zweifler darf ich mich nicht schelten. Es wäre nach meiner ganzen Art das Schrecklichste, wenn ich auch hierin schwankend und unentschieden wäre. Und doch liegt mir jetzo eine Sache auf, die mich ängstlich macht, die mich auf lange Zeit schon erkalten konnte, und von der Du nothwendig wissen mußt, in der ich von Dir vielleicht auch Anregung zu einer bestimmteren Ueberzeugung erhalte."

„Im vorigen Sommer erlangte ich eine rechte Bestimmtheit in meiner Ueberzeugung über unsre höchsten Angelegenheiten. Mein Glaube hatte sich fester begründet, ich wollte, wenn ich auch weiter nichts vermögen würde, wenigstens ein rechter Christ und ein rechter Deutscher seyn. In allen Dingen auf die Gnade unsers Vaters recht sicherlich vertrauend, wurde ich in meinem Glauben frei, war immer getröstet und konnte festen Schrittes dem Wege nachgehen, für den mich Vernunft und Wille bestimmt hatten. Liebe feuerte mich zur That an, und ließ mich nicht verdumpfen, machte mich entschlossen, fest und freudig für alles, was es gerade galt. — So kostete ich wirklich die Seligkeit des Glaubens, sprach sie aus in den Predigten, die ich hielt, und durfte in Wahrheit Andere zum Glauben ermuntern."

„Seit ich hier bin, in einer weiteren, in ihren Einzelnheiten und in ihren Grundtönen wieder ganz andern Welt, seit ich nördliche Nüchternheit in Vielen, die ich

doch liebe, gar zu sehr hervortreten sehe, und von Anderen, die doch auch vom Glauben reden wollen, den Umkreis meines Glaubens zur Schwärmerei herabsetzen höre, und seitdem ich, nebst anderem Bücherwesen, durch Dich vorzüglich mit Herder's Meinungen hierüber bekannt wurde, wurde es doch nach und nach anders mit mir, als es früher war. Anfangs wurde ich aufmerksam gestimmt, manchmal ging es mir widerlich durch die Seele; einige Zeit wurde ich verwirrter in mir, und im Ganzen wurde ich doch wenigstens kälter und unmuthiger als sonst."

„Wahrlich! das stand mir immer fest: die Vernunft solle mir die höchste Richtschnur seyn; nicht einen schwärmerischen, sondern einen reinen, gesunden Glauben wollte ich haben, und wenn ich meine alten Meinungen hieran halte, so muß ich sie als sicher und gesund erklären. — Ich verehrte in Jesu immer das höchste, schönste Bild für unsere Menschheit; aber ihn einen gewöhnlichen bloßen Menschen zu nennen, dünkt mir heute noch zu öde und zu steif."

„Ich will gern Vernunft und Verstand nichts vergeben, aber es machte mich heiter und fröhlich, hielt mich gewiß nicht von der That ab, wenn ich in dem großen Lehrer von dem ewigen Gott auch einen steten Vermittler, einen göttlichen Bruder, der freundlich der Welt und der Menschheit Mängel ebnet, der uns erhebt über das Gesetzeswesen, verehrte. Sollte er nun bloß für sich gestorben seyn, ein Held für seine Meinung; hat er nur die Wahrheit seines Unterrichts beurkunden, nicht aber sonst Großes für die Menschheit erkaufen wollen?"

Mit diesen Regungen seines religiösen Glaubens con-

traſtirt wieder höchſt ſeltſam folgende, völlig gleichzeitige, aber durchaus rationaliſtiſche Stelle aus ſeinem Tagebuche: „Hier las ich in Fries Ethik den Abſchnitt über die Sünde und es ward mir wohl zu Muthe. Ich finde mich hiernach als manchmal kränklichen, krankhaften Zuſtandes und will mit deiner Hülfe, o Gott! ein geſundes, friſches Gemüth mir erwerben. Geſund haſt du uns, o großer Schöpfer, geboren *), friſch, frei, fröhlich und fromm **) wollteſt du uns haben, großer Lehrer der ganzen Menſchheit, Jeſus; was über das Maaß einer freien Vernunft geſchritten iſt in den Lehrmeinungen, das iſt jener alte ägyptiſche Wuſt und das fremde Pfaffenthum. Nicht grübeln will ich, ſondern thun."

In einem ſpäteren, ebenfalls an ſeinen Freund El—r gerichteten Briefe ſpricht ſich Sand folgendergeſtalt über ſeine theologiſche Richtung in Erlangen aus: „Das weißt Du doch, daß nach und nach meine ganze Glaubensſache immer finſterer wurde, daß ich faſt völlig in's blinde Nachhängen der alten Glaubensformeln hineingerathen war, meinen eigenen Glauben aufgebend, und Du weißt, wie ich größtentheils durch Dich hier wieder herausgeriſſen wurde, weißt, daß ich durch Dich jene kleine ſchöne Schrift von Herder in die Hände bekam, welche mir aus unzähligen Vorurtheilen heraushalf, und meiner ganzen Bildung wieder eine andere, freiere Richtung gab u. ſ. w."

Ferner ebendaſelbſt weiter unten: „Nun iſt das Neujahr da. Wir wollen Gott um nichts bitten, als daß er

*) Auch hier denkt der Theologe vom Fach nicht an das Dogma von der Erbſünde!

**) Wahlſpruch der Turner.

uns in seinem Bilde recht möge erstarken lassen, daß wir uns in dieser Zeit als tüchtig bewähren. Eine Gnade haben wir von ihm, Eine — über alle Gnaden — unseren freien Geist, mit dem wir ihn ahnen — unsere Menschenwürde. Es ist an der Zeit, daß sie jetzt zur Anerkennung komme. Es muß also dahin kommen, daß der Mensch den anderen Hauptttheil seiner Würde, das Gebiet seines freien Willens, diese gottähnliche Schöpferkraft, an allem, was um ihn her ist, geschweige denn bei Sachen, die ihn selbst betreffen und über ihn ergehen, — bewähren kann. Dies ist die nothwendige Grundlage von allem, und sie der einzig rechtliche Zustand. Also Gott sey mit euch, in euch! — — —"

Auf diesem Standpunkte des Schwankens zwischen unverstandenen Glaubenssätzen und subjectivem, rationalistischem Raisonnement stand Sand, als einer seiner Bekannten, K — r, ein Schüler Hegels, großen Einfluß auf ihn gewann, ohne ihn gerade zu seiner Theorie zu bekehren. Diese Bekanntschaft scheint die Verwirrung des Unglücklichen auf den höchsten Gipfel gebracht zu haben; wir sind nicht im Stande, die betreffenden Stellen seines Tagebuches und die Aeußerungen seiner Freunde darüber in einen Auszug zu bringen, können sie auch eben so wenig übergehen, da sie zur Charakteristik Sand's gehören, und müssen sie daher wörtlich hier folgen lassen.

„Sand unterhielt mit K — r", so heißt es in der Schrift: Carl Ludwig Sand S. 165, „seit er diesen kennen gelernt hatte, fortwährend einen Austausch der Ideen, welcher nach und nach darauf hinauslief, daß Beide sich in ihren Ansichten und Meinungen als schroff entgegenste-

hend erkannten, und K—r dem zu Folge Sand einen Aufsatz übergab, worin er, von Principien der Hegelschen Schule ausgehend, behauptete: daß, da er nicht einsehe, weshalb der Geist zu seinem Leben der Form des Endlichen bedürfe, d. h. warum außer Gott, d. h. der Seligkeit der Geister, noch was anders sey, ihm der Inhalt und der Zweck der sogenannten Natur und des menschlichen Lebens leer und völlig gehaltlos erscheine, und daß er daher nicht thätig seyn könne für die bloße Verbesserung des menschlichen Zustandes, sondern seine ganze Kraft auf die Vernichtung der Natur und des menschlichen Lebens verwenden werde, dadurch nämlich, daß er die Idee der Geisterseeligkeit, des wahren geistigen Lebens, in sich zu entwickeln und zu verwirklichen strebe, so daß alsdann nach dieser Arbeit die Aufhebung dieses Lebens nichts mehr sey, als der bloße Triumph über die Form, das Ja zur Seligkeit, indem aber alles Endliche selbst in sein Wesen, die Seligkeit, übergehen müsse, so daß was sey, nicht sey, als Gott sey. Es heiße, dem Geiste Hohn gesprochen, daß er das, was sein Wesen sey, sein wahres Leben, nur glauben, daß er sich mit dem Bettel dieses Lebens, mit dem, was man die Natur, was man Gemüth, Verstand, und Vernunft und Freiheit nenne, begnügen und mittelst derselben seinen Zustand möglichst nach ihrer Forderung gestalten solle. — — Es sey die absolute Erschlaffung des Geistes, länger in diesem Zustande zu beharren, der das Böse, so wie das Beharren darin, absolute Verrücktheit sey u. s. w."

„Der Aufsatz geht nun auf die weiteren Beweise dieser wirklich kühnen Idee über, durch deren Schärfe

auch Sand anfänglich verblendet wurde. Der Verfasser des Aufsatzes, der beim Theorisiren nicht stehen bleiben wollte, unternahm bald darauf eine kleine Reise, auf welcher er auch das Fichtelgebirge besuchte, um, sich selbst überlassen, seine Sache noch einmal zu prüfen und wenn er sie für richtig befände, Mittel zu ersinnen, wie er sich als praktischer Philosoph bewähren könne. Sand stellte unterdessen im Stillen und mit Anderen Betrachtungen über obigen Aufsatz an, deren Ergebnisse sich in seinem Tagebuche finden, welche seinen tiefen, ruhigen Geist (!! ??) bewähren und vielleicht sein ganzes folgendes Leben und Handeln fest bestimmten." (NB.)

Den 22. August: „Gott, heute lebte ich mit K — r und seinem Aufsatz zusammen. — Ich bewundere, was ich bei keinem Menschen thue, seinen freien, tüchtigen Geist, der — was soll er noch mit dem Körper? — Ich werde hineingeführt aufs neue und ärger und ärger; ich kenne mich als Feigling — nur du, o Gott, kannst mir zum Klaren helfen!"

Den 1. September. — — — „Ich liebe dieses Menschenleben und mein Volk wirklich, möge es sich auch zeigen, wie es komme; ich erkenne, daß etwas Gutes, und daß mehr Gutes als Böses in der Welt sey, auch in solchen Stürmen; und ich glaube an den Sieg des Guten, wenn ich auch im reinsten Bestreben von meinen besten Freunden mit Nadeln zu Tode gemartert würde — deshalb stehe mir bei, o Gott, auch in diesem und allem zukünftigen Kampf, und helfe mir gnädiglich, nicht zum Siege, — aber dazu, daß ich diesen Glauben uner-

schütterlich, wie unser Heiland (!!), vor allen Feinden bewähre!!!" —

— — — — — —

Bei seiner Zurückkunft nach Jena war K—r auch schon wieder daselbst. Am 20. Oktober schreibt er Folgendes über ihn und sich:

„K—r kam am Abend zu mir, war gesund, edel und frei, wie je, klar und fest, unerschütterlich, einig in seinen Gedanken. Er erzählte mir, wie er von jeher solche Ahnungen gehabt hätte, wie er aber jetzt völlig entschieden sey, wie er innig und klar werde über den Geist. Er denke ihn, und ein Stern sey ihm auf der Fahrt vor dem 18. nach Erfurt aufgegangen. Dieser Stern solle zur Sonne werden; so entwickele sich die Idee immer heller in ihm; er sey entschieden, sie klar aufzufassen, sie auszusprechen, sie zu handhaben, sein Werk zu vollenden. Muthig müsse von den Seelen der Himmel erstürmt werden, vor dem Geiste müsse aller Schmutz der Sünde, aller Unterschied, was das Böse sey, völlig als leeres Trugbild sinken, und Menschheit, Erde und Himmelsgebäude wolle er stürzen! Nur in der Einheit sey ihm noch Seligkeit, in der ewigen gleichen Ruhe. — Doch achte er jeden Bruder als ihm gegenüber und erkenne ihn an, auf daß sie sich ergänzen! Er achte vorzüglich unser aller, besonders K—l's Streben. Doch sey er über der Freiheit frei, und habe über dem Vaterlande eine andere Heimath. Er wisse sie zu suchen und sey fest entschlossen. — Ich stand ihm, fromm, wie je, gegenüber und bekannte, ich stände fromm vor Gott, und wolle bestehen, und wolle nur heilig werden in dieser Welt, nicht heilig an sich.

könne er heilig werden an sich, so solle er es — ich müsse bleiben. Er aber gelobte frei, er wolle es unaufhaltbar wagen, oder als elende Schlacke vergehen! — So stehe er nicht für sich, sondern für uns alle, die wir Ein Geist seyen, ein lauterer Geist. (Gerade als erlöse er uns alle.) — — So klar, so erhaben, in mächtiger Ruhe sprach er dies alles, wie ich ihn nie sah; ich verlor alles Gefühl der Unheimlichkeit; ich wurde als freier Bruder zu ihm hingezogen. Gott helfe! —"

Die Verfasser der oben erwähnten Schrift schalten hier die Bemerkung ein: „es scheine, als habe sich damals Sand's religiöser Glaube und frommes Gemüth mehr und mehr von aller Schwärmerei, oder vielmehr von allem Mysticismus gereinigt." — Er selbst fährt am 2. November in seinem Tagebuche fort:

Am 2. November: „Sieg! unendlicher Sieg! Aus eigener Ueberzeugung, in eigener Art leben wollen, mit unbedingtem Willen, außer welchem in der Welt vor Gott mir nichts eigen ist, im Volke den reinen Rechtszustand, d. i. den einzig gültigen, den Gott gesetzt hat, gegen alle Menschensatzung mit Leben und Tod zu vertheidigen, die reine Menschheit in mein deutsches Volk durch Predigen und Sterben einführen zu wollen, das dünkt mir ein unbedingt Anderes, als „„dem Leben, dem Volk entsagen."" (K—r) Dank dir, o Gott, für diese Gnade; o, welche unendliche Kraft und Segen verspüre ich in meinem Willen; ich zittere nicht mehr! Dies der Zustand der wahren Gottähnlichkeit!" —

An seine Mutter schreibt er um eben dieselbe Zeit wie folgt:

„Treue, theuere Mutter! K—r, da haben Sie Recht, gilt mir als ein kühner und mächtiger Geist, denn er hat eine innige und feste Ueberzeugung und einen eigenen, gewaltigen Willen, und somit trägt er das Bild auf sich, was wir von Gott haben; aber seine Ueberzeugung ist der entschiedene Ekel vor allem Seyenden, an allem Bestehen, Leben und Kampf; er trachtet verwegen, alles, die Form und sich, wie er ist, zu zerstören, hat keine Freude am Daseyn, an der Welt und an seinem Volke; die Menschheit, die ihm ein reines, heiliges Bild vorschweben sollte, wie wir sie verklärt wissen in Jesu, unserm Heilande, gilt ihm nichts, ist ihm nichts, als ein Verharren in der Trennung, im Bösen."

„Und somit, theuere Mutter, muß ich Ihnen sagen, ich kenne edlere, kühnere Helden in unserem Volke, und in den Wegen, wo K—r mich zurückstößt und tödtet, da fühle ich mich zu diesen mit unsäglicher Gewalt hingezogen. Sie kennen auch, wie er, kein heiligeres Eigenthum des Menschen, als das Gut der höchsten, göttlichen Gnade, die Gottähnlichkeit, daß der Mensch eigenthümlich für sich Ueberzeugung und Willen habe; sie sind in ihrer Ueberzeugung völlig ohne Zweifel, und in ihrem Willen so stark, wie K—r; aber ihre Ueberzeugung sieht auf thätiges Leben und auf Kampfeslust hin, und mit ihrem Willen werden sie unwankbar den reinen Menschheitszustand, wo der Einzelne zu allem sich einleben und ausbilden kann, wozu ihn Gott erschaffen hat, in unser deutsches Volk hereinführen; werden die Menschheit in

unserm Volke verherrlichen! Seit sie so sind, hat noch nie ein Zweifel ihre Seele berührt, und sie haben noch nie gezittert!"

„Von dieser Geisteslust und von diesen Siegen verspüre ich jetzt auch Regungen, und deswegen gebe ich den K—r völlig auf. Schon früher hat mich mein angeerbtes Gefühl immer von seinen Betrachtungen abgewandt; jetzt habe ich aber einen Glauben, die höchste Ueberzeugung auf dieser Erde, und will mich einzig freuen in dieser!" —

In seinem Tagebuche fährt er dann weiter unten fort:

Am 14. November: „Am Abend kam K—r das erste Mal, daß ich mich so recht liebend zu ihm gesellen konnte, und in einem freien Verhältniß antwortete er mir auch auf mehrere entschiedene Fragen, daß er sich bestimmt berufen fühle und Ueberzeugung habe von so unendlich geistiger Macht; nur wisse er nicht, woher dieser Beharrungszustand (das fortwährende Zaudern, zur Ausführung seines Werkes zu schreiten,) sey; und eben deshalb wolle er ihn um so mehr vertilgen. Er war so lieb und so treu, wie nur je."

Den 4. December: „Gott, eine Zeit solch reger Ergriffenheit, der innersten Kämpfe in meinem Seelenreiche, des Gottvertrauens und der Wehmuth, zweifelnder Kälte und des entschiedensten Willens zu Durchführung deines Willens, zur Erstehung der schwersten, äußersten Tugend in mir; eine Zeit solcher Art und Gewalt, als seit meiner Heimkehr von Berlin, habe ich noch nie erlebt. O, der seligen Stunden und Tage, da ich nach trübem, trä-

gem Forschen deines Wesens, o Gott, immer wieder schwelgte in deiner Anschauung, in deiner Liebe, in der Liebe meiner Brüder und meines Volkes! O, der gewaltigen Stunden, da ich gebrochen in meiner bisherigen Geisterwelt, da ich mich entscheide, unbedingt meinem Volke zu leben, da ich tausend Fäden löse und zerreiße, die mich hielten, den Opfertod für's Vaterland zu sterben. Ich erkenne Ueberzeugung und Willen und Liebe für Gott und mein Volk — für das höchste Eigenthum meines Ichs, und entscheide mich mit meinem Willen unbedingt, o ewiger, heiliger Gott,

für dein Reich, die Freiheit!"

Den 5. December: „Der Gnaden will nur Eine, die ewige Gnade Gottes, die somit nie wiederkehren kann, sondern mit Setzen unsers Wesens erschöpft ist. Ich entsage dem schlaffen Glauben an ein augenblickliches Hervorgreifen der Hand Gottes hinter den Tapeten in das Spiel der Natur und Menschenwelt; je mehr ich auf der anderen Seite mein eigenes Gemüth hinaufsteigern, und deine Urgnade, o Gott! durch mein ganzes thätiges Seyn und Leben preisen will; meine Seele soll diese unmittelbaren Berührungen mit dir, o Gott, nie verkennen, nie verstören, nie verlernen; hier dauert deine Gnade ewig fort, mit jedem Tage hier in der Liebe. Ich will meinen Willen, das höchste Geschenk Gottes, das einzige Eigenthum recht erkennen, und mit ihm mir all das Unendliche aneignen, was du um mich her zur Bewährung und Selbstschöpfung gelegt hast. Alle Gnaden verwerfe ich, die ich mir nicht selbst erwerben muß; jede Gnade ungewollt ist für mich keine, hebt sich in sich selbst auf! Der Ueber-

zeugung nicht entschieden zu leben, nach Furcht und Menschensatzung sie kehren, nicht sterben wollen für sie, ist hündisch, ist die Schlechtigkeit von Millionen in Jahrtausenden! — Fliehe mit Besonnenheit das Schleichen des Satans." —

Diese wenigen Zeilen enthalten den Culminationspunkt der theologischen Verirrungen Sand's. Er entsagt seiner früheren Neigung zum gläubigen Auffassen eines positiven Glaubenssystems, entsagt dem Glauben an die göttliche Gewalt und an die ewige Liebe, die in die geringfügigsten Verhältnisse des Menschenlebens schützend, lenkend und rettend eingreift, die er noch vor wenigen Jahren um die Heilung eines kranken Pferdes kindlich vertrauend anrufen konnte, steigert dann seine Ichheit zu einem wahrhaft dämonischen Aufsichselbststehn, und setzt den nackten, menschlichen Eigenwillen und die losgerissene individuell menschliche Ueberzeugung unmittelbar an die Stelle Gottes. Wir verlassen aber einstweilen den Unglücklichen auf diesem wahrhaft entsetzlichen Standpunkte des vollendetesten Hochmuthes, und schalten hier, dem Gange der Geschichte vorgreifend, aus der Uebersicht der gegen ihn geführten Untersuchung die Stelle ein, welche eine Zusammenstellung seiner religiösen Ansichten in folgenden Sätzen enthält: (S. 109. u. ff.)

1) „Die göttlichen Gesetze sind nicht sowohl positiv gebietend, als vielmehr berathende Vorschrift, wonach der Mensch, seiner Ueberzeugung gemäß, seine Handlungen einrichten kann.

2) Der Mensch, (eigene Worte des Inquisiten — — —) der das Göttliche, so viel in seinen Kräften steht,

zu erkennen sucht, der an dem Schlechten nie Wohlgefallen findeu wird, sondern es, so viel als möglich von sich abzuhalten sucht, und dagegen das Gute allenthalben nach Kräften gibt (übt?), der stellt Gottes Ebenbild auf Erden dar.

3) Diese Erkenntniß (— — —) geht aber nur aus dem Menschen selbst hervor; es ist dieses seine Bestimmung, daß, sobald er etwas als wahr und klar erkennt, er es zum Besten des Ganzen öffentlich bekennen muß (— — —) Wenn der Mensch nach seinen Kräften die Wahrheit so erkannt hat, daß er vor Gott sagen kann: „das ist wahr" so ist es auch Wahrheit, wenn er es thut. Wenn man seinen ganzen Geist zusammenfaßt, und dann vor Gott sprechen kann: „das sey wahr", so wird man leicht einig. Denn wo führt es hin, wenn man die eigene Gabe, selbst zu sehen, zu forschen und zu erkennen, als verwerflich annehmen will. Jeder muß für sich selbst stehen vor Gott.

4) Wer aber dieses Göttliche — — — in dem Menschen zu unterdrücken sucht, der hat Mord und Todtschlag — — — dreifach verdient.

5) Wer nicht also denkt, oder gar biblische Ausdrücke auf die That des Verbrechens anwenden wollte, der ist ein theologischer Finsterling, — — — denn dafür erklärt Sand den Verfasser eines, nach seinem eigenen Urtheil übrigens sehr wohl gemeinten Briefes, der ihm von unbekannter Hand zugeschickt, und worin er zum Erkenntnisse seines Verbrechens unter Rückweisung auf mehrere Stellen des heiligen Wortes ermahnt ward."

Nichts desto weniger erklärt der Inquisit: (a. a. O. S. 111.)

„Er bitte Gott täglich um Erkenntniß und Erleuchtung. — — — Wenn er durch göttliche Eingebung erkenne, daß seine That unrecht sey, so werde er sie zu jeder Stunde bereuen, bisher sey dieses jedoch nicht geschehen.“

Dieses pseudo-religiöse System ist der Grund, auf dem Unwissenheit, Beschränktheit, Hochmuth und gänzliche Unkenntniß der Welt und der menschlichen Verhältnisse in Sand's Seele ein weiteres System von Ansichten über Recht und Staat aufgeführt hatten. — Auch mit dergleichen Reflectionen hatte er sich nämlich um so mehr beschäftigt, als nach seinem Dafürhalten es die Aufgabe der jetzigen Zeit, und insbesondere der Burschenschaft sey, eine politische Umwälzung, nach dem Muster der kirchlichen Ereignisse im sechszehnten Jahrhundert, zu Stande zu bringen. Seine politischen Ansichten standen dabei ungefähr auf der Höhe des Systems von Thomas Münzer und der münsterischen Wiedertäufer, nur daß die neueren philosophischen Schulen auf ihn eben so vielen Einfluß gehabt hatten, als auf jene das Mißverständniß des alten Testaments. Auch dürfte es kein unwichtiger Beitrag zur Schilderung des politischen Systems seyn, welches Sand sich zu eigen gemacht hatte, daß er in einem Briefe an seine Mutter, aus Jena, die französische Revolution die Zeit nennt, „wo alle edlen Seelen für das Heiligste erglühten.“

Wie er auf die „geistliche Freiheit und Gleichheit“ die Anforderung gründete, den politischen Zustand zu re-

formiren, ist schon oben in seinem Aufsatze über die Burschenschaft und das Fest auf der Wartburg ausgeführt.

In Jena hatte er Gelegenheit, seinen politischen Träumereien noch weiter nachzuhängen. Dort nämlich war er, wie er später selbst eingestand, Mitglied einer sogenannten litterärischen Bildungsgesellschaft, welche Zusammenkünfte hielt, wobei „Ideen“ ausgetauscht wurden. „Diese bestanden lediglich in dem Wohl des Vaterlandes, welches dadurch begründet werde, daß, so viel er glaube, die Zerrissenheit und die Widersprüche sowohl in religiöser, als in politischer Hinsicht aufhören.“ — Andere sprechen sich umständlicher über die Natur der dort besprochenen Gegenstände aus; so wird die in Rede stehende Gesellschaft in einem Briefe, den Sand aus Gießen im Mai 1818 erhielt, eine „staatsrechtliche Bildungsgesellschaft“ genannt, und Sand erklärt diesen Ausdruck dahin: „daß in diesen Gesellschaften, auch für Nicht-Juristen, Ansichten über Recht und Rechtswesen entwickelt, und so auch diesen davon die nöthigen Kenntnisse beigebracht würden. Der Zweck sey also Beförderung der Bildung überhaupt, wie man bei den Engländern bürgerliche und religiöse Katechismen sogar in den Schulen habe.“

Die Grundsätze über Recht und Staat, welche er in diesen Discussionen sich zu eigen gemacht hatte, sind ihm dann, während der Untersuchung, genügend abgefragt worden.

Er verlangte nämlich: (v. Hohnhorst S. 114 u. ff.)

„einen wahrhaft menschlichen Staat“, — dessen Merkmale er darin setzt, — „daß in einer solchen geistlichen oder weltlichen Regierungsform, die für das öffent-

liche Wohl am angemessensten sey, jeder Einzelne, nach seiner angestammten Würde, sich, so weit nur immer möglich sey, selbst bestimmen könne."

„Dieses vorausgesetzt, sey ihm die Form der Regierung gleich, denn er glaube, daß dieses Kennzeichen sich unter jeder der gewöhnlichen Formen darstellen lasse."

„Allein das deutsche Vaterland müsse frei werden!" — „Unter ächter irdischer Freiheit verstehe er a) nichts Anderes, als was man in den Zeitungen und in den Liedern edler Dichter immer lese; b) der Zustand dieser Freiheit bestehe darin, daß die Klagen, die jetzt so häufig gehört würden, einmal aufhörten, namentlich die Klagen über unerschwingliche Abgaben, — — — Preßzwang, über Mangel an Oeffentlichkeit u. s. w. und c) darin, daß es höchstes Ziel des Staates werde, — dafür zu sorgen, daß aus jedem einzelnen Menschen ein edler freier Mensch gezogen *) werde, der seiner Würde sich selbst bewußt sey, zu den höchsten Geistesfreuden ungehindert gelangen könne, und im Staate nicht als eine todte Maschine, sondern als ein nach eigenem Willen sich bestimmendes Wesen geachtet werde. Er wolle und träume keinen andern Zustand, denn dieser dünke ihn der Zustand der rechten Freiheit, — — —, wie er auf Erden zu erreichen sey. Wenn er also wünsche, daß das Land frei werden möge, so liege darin nichts weniger als ein böser

*) Eben dieser Staatsverbesserer, der hier also dem Staate eine Erziehungsgewalt einräumt, will die absolute Selbstbestimmung des Einzelnen an die Spitze des Staatsrechts gestellt wissen, und erklärt nur den Staat für einen wahrhaft menschlichen, der auf diesem Prinzip beruhen werde.

Sinn, und eine beabsichtigte gewaltsame Veränderung der Staaten. Im Gegentheil habe man seit 20 Jahren die teutschen Staaten in steter Veränderung und Erneuerung gesehen, man habe das Alte umstoßen, und vieles Neue zum Guten und Bessern sich entwickeln gesehen, ohne daß Jemand daran gedacht habe, einen, der darüber gesprochen, oder weitere Erneuerungen gewünscht hätte, zu bestrafen."

„Es müsse aber auch das teutsche Volk unter eine Regierung, — — — wie sie seyn sollte, gebracht werden. Alle Weisen und Guten der Zeit hätten ohne Aufhören gefordert, „das ganze Volk in ein energisches Reich umzuschaffen."

„Die Trennung der einzelnen kleinen teutschen Völklein — — — werde auf alle Weise so zu mehren gesucht, daß es wohl willkommen scheine, am Ende lauter solche kleine Nationen auf dem Schauplatze zu haben, während das große edle Volk vernichtet sey."

„Unter Zerreißen des Landes verstehe er die strenge Abschneidung eines solchen kleinen Reichs in der Mitte des Volks von andern, und vorzüglich das Aufhetzen des Einen gegen den Andern, welches sich aus der Geschichte vielfach nachweisen lasse."

„Wenn aber die Regierungen einen getrennten Zustand zwischen dem teutschen Volke nicht nur nicht abzuwehren, sondern vielleicht gar zu mehren suchten, so sey es um so mehr Pflicht eines jeden Einzelnen, im Volke Einheit zwischen den Brüdern herbeizuführen, auf daß nicht nothwendigerweise Alle verloren gingen."

Ueber die Mittel, welche zur Realisirung dieses Sy-

stems anzuwenden seyen, giebt Sand während der Untersuchung widersprechende Antworten. Er erklärt nämlich:

„Ich habe die Ueberzeugung, daß durch jedesmaliges Ergreifen des Nothzustandes, durch tolles Dreinschlagen, die edle Sache des menschlichen Geistes durchaus nicht geförder werde, daß nur vielmehr freies Aussprechen eigener Meinung und danach handeln zur Belehrung und Handlung Aller, als die einzigen Mittel verstattet seyen."

Im Widerspruch damit aber sagt er auf eine andere Frage des Untersuchungsrichters:

„Wer das Göttliche — — in mir zu unterdrücken sucht, mich nicht als Menschen anerkennt, den Raub und Mord des heiligsten Besitzthumes in mir begeht, hat, nach meiner Ueberzeugung, Mord und Todtschlag dreifach verdient. Ein Volk, das nicht von hündischer Gesinnung angesteckt ist, muß gegen alle dergleichen unmenschliche Dränger dieselben Grundsätze erweisen; danach wird in der Geschichte sein Werth gemessen. Dieses, wollte ich, sollte auch das deutsche Volk thätlich beweisen; — denn die daraus entstehende Unordnung fällt nicht dem Ausüber eines solchen nothwendigen Ereignisses anheim, sondern dem, der schon früher die ganze Menschheit beleidigt, und den nothwendigen Ausbruch der Rache gewollt hat!"

So wie sein religiöses System eben nur die Prätensionen der absoluten Ichheit und Subjectivität enthielt, so trat dieser Hochmuth auch in seiner Ansicht von den Gesetzen des Staats hervor, wie denn überhaupt die letztere nur eine besondere Seite seines Rationalismus auf dem Gebiete der Religion war.

Er erklärt nämlich: (S. v. Hohnhorst S. 112.)

„Ein vernünftiger, durch den Verstand gehörig begründeter Glaube gilt mir für Gesetz. Danach bestimme ich mein Leben, und übergebe mich und mein ganzes Loos dagegen Allem, was meine Mitmenschen über mich verhängen möchten."

„Dem freien Willen muß ich nachleben, und das, wozu meine Ueberzeugung sich selbst bestimmt hat, muß ich ausführen, sollte ich gleich untergehen, und mir völlige Verhöhnung zu Theil werden."

„Ich müßte ein feiger Tropf seyn, wenn ich nicht Mannes genug wäre, das, was ich als wahr anerkannt habe, und wovon mein Seelenheil abhängt, überall, wie vor einzelnen Menschen, so auch vor geistlicher und weltlicher Macht nach Kräften vertheidigen und vertreten zu wollen."

Ferner: (S. 133. Ebendaselbst.)

„In Collisionsfällen mit weltlichen Gesetzen dürfe sich Niemand abhalten lassen, wenn für das Vaterland etwas gethan werden solle."

Endlich: (S. 118. a. a. O.)

„Eine Leitung selbstständiger Menschen bestehe darin, daß Jeder sich selbst leite. Es sey Schmach der Zeit, daß man eine solche selbstständige Leitung des Mannes wundersam finden wolle, wäre Jeder ein sich selbst bestimmendes Wesen, fromm vor Gott, so würden, wie es in der Schrift heißt, in Gott Alle einig seyn. — Es helfe, meine er, keine Regierung und Leitung, als die des Guten, als die Gottes in jeder einzelnen Brust."

Diese wenigen Umrisse mögen hinreichen, das System der religiösen und politischen Ansichten Sand's zu

characterisiren. Daß er außerdem noch eine ziemliche Unkenntniß der damaligen öffentlichen Verhältnisse an den Tag legte, (v. Hohnhorst S. 117.), versteht sich nach den eben mitgetheilten Proben seiner geistigen Thätigkeit und Erudition, eben so von selbst, als daß sein Verstand (im Gegensatze des Willens und der Phantasie) schwach und beschränkt war. (S. das Gutachten des Stadtphysicats zu Mannheim bei v. Hohnhorst S. 107.) Auch steht es mit der oben aufgestellten Grundansicht über seine innere Richtung, (daß nämlich eine auf die Spitze getriebene Subjectivität, die weder in den Gesetzen des Landes noch in den Geboten Gottes einen objectiven Anhaltspunkt suchte oder fand,) nicht im Widerspruche, wenn ein Zeugniß (v. Hohnhorst S. 103.) bekundet, daß Sand's Lieblingslektüre die Bibel gewesen, die er, in einem ungemein großen Formate, stets auf seinem Tische aufgeschlagen liegen ließ; denn ein Blick in die Geschichte beweis't, daß alle religiös-politischen Irrlehren aller christlichen Jahrhunderte immer aus der Bibel bewiesen werden sollten, die freilich jeder Irrgläubige auf seine eigene Art verstand.

Sand steht aber mit diesen eben angedeuteten Principien in seiner Zeit keineswegs allein, und es wird nothwendig seyn, hier namentlich einen Blick auf das politische System zu werfen, welches in seiner Umgebung galt. Bei denen die sich selbst klar geworden waren und von ihren obersten (freilich falschen) Principien konsequent weiter schlossen, gewann das ersehnte Ideal des Staats bestimmtere Umrisse und trat deutlicher aus dem Nebel des

Gefühls und der Phantasie hervor als bei ihm. Es war die Republik, und zwar die absolute Demokratie, die von den meisten Anhängern jener politischen Richtung für die vollkommenste und genau genommen für die einzig rechtmäßige Verfassung angesehen wurde, und auf dieses letzte Ziel waren bewußt oder unbewußt alle Bestrebungen gerichtet, wenn gleich über die, für diesen Zweck zu ergreifenden Mittel und die Mittelstufen oder Uebergangspunkte aus dem jetzigen Zustande in das gelobte Land des Freistaats, viele, nach der Individualität der Einzelnen, verschiedene Meinungen und Systeme galten, die wir weiter unten kennen lernen werden. Besser als alle Schilderungen möge ein Aktenstück *) diese republikanische Gesinnung characterisiren, welches zwar nicht in Jena sondern in Gießen entstanden ist, welches aber auf mehrere andere Universitäten, höchst wahrscheinlich auch nach Jena versandt, einem ziemlich großen Kreise bekannt war, und in diesem entweder unbedingte oder bedingte Zustimmung, wenigstens in seinen Principien keinen Widerspruch fand. —

Ob Sand diesen Verfassungsentwurf gekannt, ist, so viel wenigstens dem Verfasser bekannt geworden, nicht mit Sicherheit festgestellt. Nur das läßt sich mit Gewißheit annehmen, daß die Grundsätze dieser Schrift, an welcher einer seiner nächsten und vertrautesten Freunde der Dr. Carl F— einen so großen Antheil hatte, ihm nicht unbekannt geblieben seyen. Auch hat der von Sand geäußerte Grundsatz (s. oben S. 77.) daß es zu den Merk-

*) Angeführt in der Beilage zu der preußischen Staatszeitung vom 8ten April 1820.

malen eines wahrhaft menschlichen Staats gehöre, daß jeder Einzelne sich, so weit nur immer möglich, selbst bestimmen könne, die reine Demokratie wohl schon in seinem unmittelbaren Gefolge, wenn gleich die von Sand unmittelbar darauf hinzugefügte Einschränkung:

„er glaube daß dieses Kennzeichen sich unter jeder der gewöhnlichen Formen darstellen lasse" —

beweist, daß er, auf Kosten der Konsequenz, nicht zu den strengen Republikanern gehörte, und auch in diesem Stücke nur unklar und unbestimmt wußte, was er eigentlich wollte.

Das eben genannte Aktenstück ist von der Großherzogl. Hessischen Untersuchungs-Commission in Gießen bei einem Mitgliede des dortigen engern Vereins (innerhalb der Burschenschaft) unter dessen Papieren in Beschlag genommen, und enthält die Grundzüge der Constitution des republicanischen Deutschlands. Ueber die Entstehungsgeschichte dieses Entwurfs ergiebt sich aus den Aussagen der von der Untersuchungs-Commission vernommenen Mitglieder des Gießener Vereins; aus denen wir nachstehende ausheben, folgendes:

1) Der Student N. N. deponirt zum Protokoll vom 14ten Mai 1819:

Wir haben überhaupt Staatsrecht getrieben, und da war es natürlich, daß auch von Verfassungen gesprochen worden ist. Wir sprachen auch von der deutschen Verfassung, wie sie ehedem war und noch ist. Wir haben uns und zwar zunächst auf Deutschland vereiniget, was die beste Verfassung im Allgemeinen sey; das Resultat unserer Bemühungen ist schriftlich aufgesetzt, schon lange, ich glaube schon ehe ich hin-

zugekommen; ich habe es zum Theil gelesen und ist seit meinem Hierseyn daran geändert und darüber gesprochen.

2) Ein anderes Mitglied des Vereins beantwortet (zum Protokoll vom 21sten desselben Monats) die Frage: „Er habe in seiner frühern Aussage bemerkt, daß in ihrem Verein einstimmig ein Freistaat für die beste Staatsverfassung gehalten worden sei, und man es für einen Zweck angesehen habe, zur Herbeiführung dieses Zustandes mitzuwirken; ob man nun nicht im Geiste dieser Tendenz den obgedachten Verfassungs-Entwurf in ihrem Verein verhandelt und Beschlüsse darüber gefaßt habe?

Dahin:

Den mir vorgezeigten Entwurf habe ich gesehen und durchgelesen, und derselbe ist auch von den meisten Mitgliedern unserer Gesellschaft gelesen worden. Auch bei Zusammenkünften mehrerer Mitglieder unsers Vereins ist derselbe verlesen und einer Critik unterworfen. Eigentliche Beschlüsse hat man darüber eben so wenig gefaßt, als eine Norm festgesetzt. Hierbei muß ich aber bemerken, daß ich nur von der Zeit meines Hierseyns reden kann, und daß namentlich die Besprechungen über diesen Entwurf im Winter 1817—18 statt gehabt haben. Die bei dem Entwurfe befindlichen Randglossen, erinnere ich mich nicht zu dieser Zeit gesehen oder gelesen zu haben. Im Sommer vorigen Jahres bin ich abwesend gewesen; und nach meiner Zurückkunft ist der fragliche Entwurf nicht wieder zur Sprache gekommen. Der

Verfasser ist, soviel ich mich zu erinnern glaube, der älteste zu Elberfeld wohnende F—. *)

Auf die Frage: welche Mittel man verabredet habe, um eine solche Verfassung herbeizuführen und vorzubereiten? antwortete der Comparent folgendes:

Von eigentlicher Verabredung der Mittel weiß ich nichts anzugeben. Daß aber über diesen Gegenstand soviel gesprochen ist, daß sich das Einzelne nicht angeben läßt, ist wahr. Dahin gehört die Beantwortung der Frage: wie man auf dem Wege der Ueberzeugung zur Einsicht einer bessern Staatsverfassung kommen könne, und dahin gehört ferner der Plan der Erziehung, in welcher alle Vorurtheile des Standesunterschiedes verschwinden, und so wenigstens die aufkeimende Jugend fähig werde, sich in jene Ansicht mehr, als es bisher geschehen, zu finden. Hieher gehört ferner alles, was jetzt durch die Einführung der Landstände für eine freie Verfassung gethan werden kann zu unterstützen.

Ein anderes, bereits in das bürgerliche Leben übergegangene Mitglied des Vereines sagt ad Protoc. vom 10ten Juni 1819:

„Bei den Bemerkungen, welche in dem schriftlichen Entwurfe beigeschrieben, erkenne ich die Hand des Dr. F— (in Jena)".

Der Student X. deponirt zum Protokoll d. d. Gießen den 28sten Juli 1819:

---

*) Bruder des Dr. Carl F— des öfter genannten nähern Freundes von Sand.

„Es ist einmal auf einer Versammlung ein Entwurf einer künftigen Reichsverfassung von Z." (demselben Mitgliede des Vereins, bei welchem der Entwurf gefunden wurde) „verlesen. Dieser erklärte ohne weitere Einleitung, daß nun der Verfassungsentwurf vorgelesen werden sollte. Nach Ablesung eines jeden einzelnen Punkts, wurde etwas inne gehalten, und wer nun etwas darüber zu bemerken hatte, brachte die Bemerkung vor. Ueber das Vorgebrachte wurde nun auch mitunter hin und her gesprochen und darauf einiges mit Bleifeder an dem Rande des Entwurfs geschrieben. Daß dieser Entwurf realisirt werden solle, davon habe ich nichts gehört, wohl aber ist oft davon die Rede gewesen, daß es gut wäre, wenn Deutschland diese Verfassung hätte, und hat so viel ich weiß, keine Verschiedenheit der Ansichten geherrscht."

Der Student Y. deponirt: Gießen den 28sten Mai 1819:

„Man hat sich darüber besprochen, ob wohl jedes Mittel gerechtfertigt werden könne, welches zur Erreichung des vorberührten Zwecks, nämlich Realisirung der im Entwurfe dargestellten Staatsverfassung anzuwenden sey? Zu einem Resultate ist man nicht gelangt, sondern nur dafür und dagegen gesprochen."

Dr. Carl F— sagt ad protoc. d. d. 10ten Juni 1819:

„eine genaue Erinnerung über diesen Aufsatz ginge ihm nicht bei, er wolle aber nicht widersprechen: daß sein Bruder August Ludwig ihn verfaßt, mehrere

Mitglieder des Vereins auf seinem, des Comparenten, Zimmer, darüber disputirt, und dann als Resultat der Debatten die Randbemerkungen von ihm, dem Comparenten, hingesetzt worden. An eine wirkliche Einführung dieses Entwurfs in das Leben durch die Thätigkeit der Mitglieder, hätte man nicht gedacht, natürlich denke man wohl bei jedem Gespräch über so wichtige Dinge an eine dereinstige Verwirklichung des für wahr und gut erkannten; allein der Entwurf sei keineswegs ein Resultat ihrer Berathschlagungen gewesen, sondern die Verständigungen seyen immer fortgegangen, wie denn der Aufsatz in den Randbemerkungen und Zusätzen in den wesentlichsten Punkten reformirt erscheine. Im Wesentlichen hätte man sich immer darin einverstanden, daß es Reform auf dem Wege der Ueberzeugung seyn müsse, und das Gewaltsame zu vermeiden sey."

Der Candidat August Ludw. F— ad prot. d. d. Elberfeld den 12ten Juli 1819 sagt:

„Diesen Entwurf haben die sogenannten Schwarzen, oder vielmehr ich aufgesetzt. Dieser Gegenstand kam bei unsern Zusammenkünften zur Sprache, und dies veranlaßte mich, das Resultat unserer Berathschlagungen zu Papier zu bringen. Die Zahl solcher Berathschlagungen kann ich nicht angeben, es haben aber deren sehr viele statt gefunden. Auch ist es möglich daß nach meinem Abgange von Gießen noch Versammlungen über diesen Gegenstand gehalten worden. Dieser sogenannte Entwurf sollte aber nach unserer Meinung nicht als Norm gelten, sondern

nur den dermaligen Stand unserer Ansichten bezeichnen. *) Ich kann mich zwar auf alle Einzelheiten meines Aufsatzes nicht mehr besinnen, muß jedoch im Allgemeinen den damals von mir geäußerten Ideen inhäriren." — — —

Grundzüge für eine künftige teutsche Reichs-Verfassung.

§. 1.

Teutsche sind ein Volk d. h. mit gleichen Anlagen des Geistes und Leibes begabte Menschen; dazu kommen: gleiche Sprache, gleiche geschichtliche Erinnerungen, gleicher Glaube; zum deutschen Volke gehören auch: Schweizzer, Elsasser, Friesen 2c.

§. 2.

Neben der eben erwähnten Gleichartigkeit der Teutschen, welche durchgreifend ist, finden sich untergeordnete Stammverschiedenheiten unter ihnen; eigne Geistes- und Leibes-Anlagen und Ausbildungen, Mundarten, Stammgeschichte und dergl. mehr. Zur Erhaltung und steten Ausbildung jener volksthümlichen Gleichartigkeit, sind die Stämme eng und auf ewige Zeit in ein großes Ganzes vereinigt: das deutsche Reich. Zur Erhaltung und Ausbildung jener Verschiedenartigkeit, die bloß darum gepflegt

---

*) Lediglich zu diesem Zwecke, der Characterisirung jener politischen Ansichten, theilen auch wir ihn hier mit.

wird, damit durch dieselbe der Einheit gedienet werde, zerfällt das Land in Reichslande. *)

§. 3.

Das Reich ist eine Vereinigung aller Teutschen, damit in derselben und durch sie die Menschheit in lebendiger Fortbildung verwirklicht werde; denn Teutsche sehen in ihrem Volke ihre Menschheit, in ihrem Vaterlande ihre Erde.

§. 4.

Alle Deutschen sind einander an Rechten vollkommen gleich. Vorrechte kommen überall nirgends vor. Ihr Recht und Gesetz entsteht durch gleiche Abstimmung Aller nach Mehrzahl. Alle Macht der Beamten geht aus von des Volkes rechtlicher Allmacht und Alleinmacht, so wie alle Bestimmung für das Ganze.

§. 5.

Seine gesetzgebende Gewalt übt das Volk aus, durch von ihm selbst gewählte Vertreter. Wählbar ist jeder, der unbescholten und wahrhaft gemacht ist. Wahlmann, wer dies beides, und ein Mann mit unabhängigem Hauswesen ist. Jeder solche im Volk. Seine richterliche und vollziehende Gewalt übt das Volk aus, durch Richter und

---

*) Randglosse. Nach neuern Beschlüssen soll bei Abtheilung des Reichs in bestimmte Gaue (nicht Länder) nicht mehr auf Stammverschiedenheit Rücksicht genommen, vielmehr diese aus dem öffentlichen Rechte ganz verdrängt und bloß nach Seelenzahl unter Berücksichtigung örtlicher Verhältnisse bloß zum Behufe einfacherer Verwaltung, Rechtspflege und Wahl, die Reichsgaue abgetheilt, und etwa nach Flüssen, Bergen, Volksthaten benannt werden, z. B. Lahngau, Oberrheingau, Niederrheingau, Siegesgau (Leipzig) 2c.

Beamte; alle den Volksvertretern verantwortlich; seine oberaufsehende Gewalt, durch Volksvertreter und deren Ausschuß vornemlich. *)

§. 6.

Jeder im Auftrag des Volks Handelnde, bekommt seine Besoldung vom Volk. **) Die Größe der Besoldungen richtet sich lediglich nach folgenden Rücksichten:

I. Oertliche Verhältnisse; — besondere Theuerung oder Wohlfeilheit an bestimmten Orten;

II. Ob eines Beauftragten volle oder mindervolle Thätigkeit angesprochen ist; ***)

III. Ob derselbe ledig oder verheirathet sey, und letzteres mit oder ohne Kinder.

Sonach genießen alle gleiche Besoldung, bei welchen gleiche Merkmale eintreten, der Schullehrer, Rath, Richter können gleich besoldet seyn.

§. 7.

Sobald ein Amt erledigt ist, so muß die einschlagende Behörde dies schleunigst zur öffentlichen Kunde brin-

---

*) Randglosse. Wähler und wählbar ist jeder Teutsche, der für seine eigenthümlichen Leibes- und Geistesbeschaffenheit, nach dem Urtheil der Aerzte und der Schule zum selbstständigen Bürger ausgebildet, vor dem Volke wehrhaft und des Mitgenusses des h. Abendmahles theilhaftig gemacht worden ist. Wähler und wählbar ist ferner nur der Unbescholtene im Volk.

**) Randglosse. Also jeder Solcher, da er, wenn auch zunächst nur für einen Gau angestellt, als Reichsvertreter oder Beamte dasteht, aus der Reichsschatzkammer.

***) Randglosse. Diese Verschiedenheit fällt weg, da kein Reichsamt bestehen darf, das nicht die volle Thätigkeit des damit Bekleideten (nach allgemeinem Absehn) anspräche.

gen. Binnen kurzer Frist müssen sich die Mitbewerber am bestimmten Orte einfinden; Zeugnisse über ihr Verhalten in sittlicher Hinsicht von ihren Gemeinden, Vorstehern und Geistlichen einbringen; desgleichen wenn sie schon Staatsämter bekleidet haben, von ihren oder den übergeordneten Behörden, über Fleiß und Geschicklichkeit. Hierauf beginnt die Prüfung durch die einschlagende Behörde; sind dann die Zeugnisse über ihre Kenntnisse gleich, auch die übrigen Zeugnisse von gleicher Güte; so entscheidet das Loos unter den Mitbewerbern; im entgegengesetzten Falle größere Würdigkeit. Hierauf wird das Ergebniß der Prüfung wieder öffentlich bekannt gemacht, Jeder dadurch aufgefordert, wider des Bewerbers sittlichen Werth Einspruch zu thun, in welchem Falle kurze Beweisfrist gesetzt ist, und wenn nichts der Art erfolgt, der Geprüfte in die verlangte Stelle eingewiesen. Jeder Fähige kann zu jedem Amt gelangen; den Diensteid schwört er in die Hand der Volksvertreter, oder eines von ihnen Beauftragten; wider Willen kann ein Beamte nur nach Urtheil und Recht das Amt verlieren.

§. 8.

Alle Verhandlungen der Beamten, Rechtsprechung, Verwaltung, Prüfung 2c. geschehen öffentlich, so daß jeder aus dem Volke zuhören kann.

§. 9.

Alle das öffentliche Wohl bezweckende Anstalten, wie Posten, Landstraßen, Zölle 2c. sind keine Erwerbsquelle

für die Staats-Casse; sondern der Gebrauch darf nur die Kosten für die Anstalt decken.

Handel und Wandel sind im ganzen Reiche frei. Freizügigkeit ist Reichsgesetz.

§. 10.

Weil die Glaubenslehre Christi rein von Lehrsätzen (Dogmen) welche die Bewegung des menschlichen Geistes binden, eine Glaubenslehre der Freiheit, Wahrheit und Liebe, sonach mit dem ganzen Wesen des Menschen zusammenstimmt; so ist sie zur Glaubenslehre des Reichs aufgenommen. Ihre Quelle, aus der jeder Bürger unmittelbar schöpft, ist das N. T., die einzelnen Glaubenssekten lösen sich in eine christlich-teutsche Kirche auf; andere Glaubenslehren, welche den Zwecken der Menschheit zuwider sind, wie die jüdische, welche nur eine Glaubensart sind, werden in dem Reiche nicht geduldet. An dem öffentlichen Gottesdienst nimmt jeder Antheil, der Bedürfniß fühlt. Glaubenszwang ist überall nicht; die Hausandacht ist ungestört.

§. 11.

Als Beamte für die Kirche sind in jeder Gemeinde die Geistlichen, bei deren Anstellung, außer den allgemeinen Erfordernissen bei jeder Stelle noch das hinzukommen muß, daß die Gemeinde nicht widerspreche, d. h. nicht erkläre, daß sie zu diesem Geistlichen kein Zutrauen haben könnte. Die Geistlichen sollen als Muster und Lehrer des reinen Christenthums, ihren Gemeinden den wahren Glauben der Wahrheit, Freiheit und Liebe, der Gleichheit

aller, und der Verherrlichung der Menschheit im Volke mittheilen, und im Verein mit dem Kirchenältesten auf Zucht — und Ordnung halten. Zur Berathung über das allgemeine Beste in kirchlicher Hinsicht, dienen dreierlei Kirchenversammlungen.

I. Sprengel-Versammlungen

gebildet aus den Geistlichen und Kirchenältesten eines Sprengels, zu zwiefachem Zweck; a) Beschlüsse über das kirchliche Wohl des Sprengels, unter Mitwirkung des Amts-Vogts zu fassen, diese werden der versammelten Sprengel-Gemeinde zur Genehmigung oder Verwerfung vorgelegt; andererseits vom Vogte aber an den Gaurath einberichtet; — b) unter richterlicher Leitung des Amtmanns sollen sie ein Rügegericht hegen und zwar in jeder Gemeinde.

II. Gau-Kirchen-Versammlungen

jährliche Versammlungen der von jeder Sprengel-Gemeinde dahin abgesandten Geistlichen, zur Berathung der Gau-Kirchensachen unter Aufsicht des Gauraths. Die Beschlüsse werden nebst dem Bericht des Gauraths, dem Reichstag zur Genehmigung, Verwerfung oder Abänderung eingesandt, wie auch vom Gaurathe sogleich an den Reichstag berichtet. Glaubt eine Gau-Kirchen-Versammlung eine Reichs-Kirchen-Versammlung nöthig, so hat sie solches beim Reichsrathe, und, wenn es hier nicht verlangt wird, beim Reichstage zu verwirken. So entstehen:

III. Reichs-Kirchen-Versammlung

unter Aufsicht des Reichsrathes, gebildet aus den, von der

Gau=Kirchen=Versammlung gesandten Geistlichen zur Berathung des Reichs=Kirchenwesens. Die Beschlüsse werden nebst Berichten des Reichsrathes, dem Reichstag zu Ja und Nein vorgelegt. — So entstehen Reichs=Gau= und Sprengel=Kirchen=Ordnungen.

§. 12.

Die Schule ist volksthümlich; sie bezweckt namentlich, daß alle Stände im Staat gleiche Jugendbildung genießen, und der Abstand vom Bürger= und Bauernstand, im Gegensatz vom Gelehrten= und Beamtenstand verschwinde. Alle Kinder eines gewissen Bezirks, besuchen ohne Ausnahme dieselbe Lehranstalt, wes Standes auch ihre Eltern seien; vom 8ten Jahr bis zum 16ten nothwendig bleiben sie in der Schule. Dann urtheilen die Lehrer, ob der Jüngling fähig sei, die Schule zu verlassen; im 18ten Jahre wo der Jüngling wehrhaft gemacht wird, ist er nothwendig von der Schule frei, und ergreift nach Willkühr Gewerbe oder Ackerbau, oder bildet sich zu Staatsämtern aus. Gewisse Fächer bilden alle in der Schule bis zuletzt gemeinsam aus; andere Fächer dagegen, je nachdem der Schüler dieser oder jener Lebensweise sich widmen will, und zwar erst in bestimmten Jahren, besonders. Zu allgemeiner Theilnahme sind für die geistige Ausbildung folgende Fächer:

1) Christliche Glaubenslehren,
2) Natur=Wissenschaften,
3) Vaterländische Geschichte und Erdkunde, welche der Jugend ein Bild des volksthümlichen Le=

bens, wie und wo es im Vaterland aufgetreten sei, vorstellen;

4) Lehre der teutschen Sprache, alter und neuer, nebst der Kunde unserer schriftlichen Denkmäler, auch der Kunde der andern germanischen Sprachen;
5) Lehre von Raum und Zeit, so weit sie für die Jugend paßt;
6) Lesen und Schreiben;
7) Tonkunst.

Mit dem 12ten Jahre ist es Jedem unverwehrt, gelehrte Fächer, fremde Sprachen rc. noch neben den allgemeinen Lehrgegenständen zu treiben. Zur Leibesausbildung, welche die andere Hälfte des Schulunterrichts ausmacht, gehören:

1) Turnen, d. h. schulgerechte Ausbildung aller wachsenden Leibeskräfte.
2) Gewerbe aller Art. Alle Kleidungs- und Haushaltungsstücke verfertigen die Schüler sich selbst.
3) Ackerbau und Gartenkunst, auch zu eigenem Bedarf. Auch hierbei wählt nach dem 12ten Jahr der Schüler einen der letzten Zweige, wenn er ihnen sein künftiges Leben widmen will, vorzugsweise.

§. 13.

Alle Schulen sind auf dem Lande in einer gesunden Gegend. Die Lehrer besoldet der Staat. Die Schuljugend bildet unter sich einen Freistaat und Gemeinwesen. Die Lehrer wachen nur über Fleiß und Sittlichkeit. Die Schulbildung ist darauf gerichtet, alle Hindernisse hinwegzuräumen, welche der Entwickelung und Ausbildung der

menschlichen Anlagen im Wege stehen; nicht, wie die jetzige Erziehung, auf Eintrichtern.

§. 14.

In jedem Lande ist eine gelehrte Landesschule, wie in dem Reich eine gelehrte Reichsschule. Auf beide zu gehen ist nur nothwendig dem, der sich Staatsämtern oder dem Gelehrtenstande widmen will. Die öffentlichen Lehrer werden vom Staate besoldet, ihre Anzahl ist bestimmt, die Vorlesungen sind unentgeldlich. Wer ein Lehramt will muß die §. 7. aufgezählten Zeugnisse beibringen, ferner die öffentliche Prüfung bestanden haben. Ueberhaupt treten, wie überall bei Staatsämtern die Bestimmungen §. 7. ein. — Die Burschenschaft ist ein reiner Freistaat, mit gesetzgebender Gewalt für sich. Jeder Bursche nimmt gleichen Antheil. Ein besonderer Lehrer ist bestimmt für Turnerei und Kriegsübungen. Die Lehrer haben blos in sittlicher und wissenschaftlicher Hinsicht Aufsicht und Gericht über die Burschen, und hegen letzteres nach den Gesetzen des gemeinen Rechts.

§. 15.

Nachdem von Schule und Aerzten die bürgerliche Reife anerkannt worden, wird der Jüngling wehrhaft. Jeder trägt im Staat ohne Ausnahme die Waffen bis zum Greisenalter, und nimmt an den Kriegsübungen während dieser ganzen Zeit Antheil. Die Kriegs- und Wehr-Verfassung ist noch besonders anzuführen.

§. 16.

Recht und Rechtsverfolgung wird im Reiche in peinlichen und bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten nach denselben Rechtsbüchern gesprochen. Hierzu treten die berühmtesten Rechtslehrer und geübtesten Geschäftsmänner zusammen, und verfassen die Urkunden. Mündlicher Vortrag, so weit er die Gründlichkeit nicht beeinträchtiget, und öffentliche Verhandlungen in allen Gerichten, sind allgemein im Reiche. — Die Rechtsverfolgung ist nicht unentgeldlich, die Gebühren die dem Staat gehören, trägt der Verlierende!

§. 17.

Es gibt keinen Bürger, welcher von der untersten Instanz, die der Gaurichter in bürgerlichen Streitigkeiten bildet, befreit wäre, wohl aber Sachen, wie die peinlichen zum Theil. Für die 2te Instanz sind in jedem Reichslande 2 Landgerichte, wovon eins über das andere wie bei den Reichsgerichten den Cassationshof bildet, d. h. wenn die Förmlichkeiten nicht gewahrt sind. Von den Landgerichten geht die Berufung an die Reichsgerichte; erstere und letztere stehen im Reichsland und Reich so nebeneinander, daß es der sich beschwert achtenden Parthei frei stehet, welches Gericht sie wählen will. Für die peinlichen Sachen sind besondere Gerichte in unterster Instanz, und von da geht die Berufung in peinlichen Sachen, wie in bürgerlichen.

§. 18.

Preßfreiheit ist Reichsgesetz; nur muß sich der Verfasser nennen, öffentlich oder einer Behörde. Verantwort-

lich ist er den Gerichten für unsittliche Aeußerungen, so wie für unrechtliche Beeinträchtigungen. Volle Wahrheit zu sagen ist Jedem gegen Jeden erlaubt.

§. 19.

In der Stadt- oder Gemeinde-Versammlung erscheint der Reichsbürger in der allgemeinen Volkstracht, desgleichen bei den Waffenübungen, der Beamte im Beruf. Sonst kleidet sich jeder nach Willkühr.

§. 20.

Zur Bestreitung aller Kosten im Staate trägt jeder nach Kräften, und nach durchaus gleichem Maaßstabe bei. Das Reichsland trägt die Kosten für seine öffentlichen Beamten allein; für Reichsbeamte und Kirchenanstalten das Reich.

§. 21.

Stände, in die das Volk sich theilt, sind: Bauern, Handwerks-, Handels-, Beamten- und Gelehrten-Stand. Jeder Bürger hat freien Zutritt zu jedem Stand, nach freier Wahl, vorausgesetzt, daß er die nöthigen Erfordernisse dazu hat, eben so freien Austritt. [So lange er aber in einem der Stände sich befindet, darf er überall nicht in die Thätigkeit und Geschäfte eines der andern eingreifen; der Handwerker darf keinen Ackerbau treiben rc. Namentlich darf kein Beamte oder Lehrer von Land- oder Gelehrten-Schulen, Handel rc. treiben.] *) Die Stände

---

*) Die eingeklammerte Stelle ist später durchstrichen und folgende Randbemerkung hinzugefügt: Man kann eben sowohl mehreren

sind Einrichtungen des bürgerlichen Lebens, greifen nicht als solche in die Staats-Verwaltung ein, und werden nicht als solche vertreten. Die in einander greifende Kette, welche der Staat ist, hat folgende Glieder:

Haus,
Gemeine,
Amt- oder Gau-Sprengel,
Reichsgau,
Reich.

§. 22.

Der Mann, verheirathet oder unverheirathet, ist Herr seines Hauses, Eigenthums und Geschäfts, Lenker des Hauswesens.

Die Gemeine ist ein Freistaat mit sich selbst bindender Gewalt, hat Vorsteher, Schutheißen und einen Seelsorger rc.

Mehrere Gemeinen bilden durch Vereinigung einen Gau, der unter einem Gaurichter, als Rechtsbehörde steht. Auch hat der Gau einen Steuervogt. Der durch die Gemeine erwählte Stadt- oder Dorf-Vorstand wählt einen Vertreter, entweder aus sich, oder sonst aus der Gemeine. Die Gewählten treten im Gau zusammen, und wählen aus sich oder aus dem Gau einen Landes-Vertreter. Diese treten in dem Reichsland, das aus Gauen gebildet wird, zusammen und bilden den Landtag.

§. 23.

Der Landtag spricht den Willen des Landes gesetz-

Ständen, wenn die verschiedenen Eigenschaften sich in Einem vorfinden, angehören als nur einem.

gebend und oberaufsehend aus. Er fordert alle Landesbehörden zu Bericht und Rechenschaft, ermißt und vertheilt die Steuern und trifft Verfügungen zur Wohlfahrt des Landes. Er ist bloß dem Reichstage verantwortlich, jedoch bedürfen alle Gesetze, die von ihm ausgehen, der Gewährhaltung des Reichstags, früher sind sie unverbindlich. Nachdem er alle Geschäfte für das Land erledigt hat, stattet er Bericht an den Reichsausschuß ab, der dem Reichstag vorgelegt wird, nimmt den Landesbeamten den Dienstеid ab, wählt aus sich einen Ausschuß, der bis zum neuen Erscheinen anderer Landesvertreter an Ort und Stelle bleibt, wählt gleichfalls aus sich oder aus dem Lande Reichsvertreter, und löst sich nachdem er Heerschau über den Landesheerbann gehalten, auf und tritt in das Volk zurück. Der Landtag erscheint zur bestimmten und auf bestimmte Zeit.

§. 24.

Der Ausschuß hat keine gesetzgebende Gewalt. Er muß sich von dem ganzen Zustande des Reichslandes in stete Kenntniß setzen, ob die Reichs- und Landesgesetze gehandhabt werden. Er nimmt die Steuern ein und zahlt sie aus für das Reich und das Land. Er wohnt den Sitzungen des Landesfürsten und des Landraths bei, hat namentlich ein Auge auf den Fürsten und alle Behörden, daß sie nicht über die Grenze schreiten, noch auch unthätig sind. Namentlich ist es noch Pflicht des Ausschusses, die Hoch-, Landes- und Reichsverräther peinlich anzuklagen, und in Verhaft zu nehmen durch die Landgerichte. Vorfälle, die ihm gefährlich scheinen, meldet er dem Reichsausschuß, dem er überhaupt zu Bericht pflichtig ist. Will

eine Behörde oder ein Einzelner das Wohl des Landes abzweckende Vorschläge thun; so reicht er solche dem Ausschuß ein, der sie an Ort und Stelle besorgt. Nachdem der Ausschuß dem neuen Landtag Rechenschaft abgelegt und alle verlangte Auskunft gegeben, tritt er ins Volk zurück. Endlich stimmt auch der Ausschuß bei der Wahl des Landesfürsten oder eines Landraths-Mitgliedes mit.

§. 25.

An der Spitze der gesammten Verwaltung im Reichsland steht der Landesfürst mit einem Landrathe. Bei der Stelle des Fürsten ist nichts, was sie von andern Beamtenstellen auszeichnet, weder Rang, Titel, noch höhere Besoldung ꝛc. Gewählt wird der Fürst aus den Gliedern des Landraths durch diesen und durch den Ausschuß, er muß eine gewisse Zeit Landrath gewesen seyn. Die Landräthe werden gewählt durch den Landrath und den Ausschuß. Bewerber sind: Lehrer der gelehrten Schulen, Glieder der höhern Gerichte, Gaurichter und Gauvögte.

Der Fürst haftet dem Landtag für gute Verwaltung, Handhabung der Land- und Reichsgesetze. Er ist an den *) nicht an die Stimmenmehrzahl des Landraths gebunden. Auf den Rechtsgang hat Fürst und Landrath keinen Einfluß, nur hat er Verpflichtung zu wachen, daß Recht gesprochen werde. Fürst und Landrath stehen dem Landtag zu Bericht, über alle Verwaltung im Reichslande und die ganze Lage des Landes. Fürst und Landrath haben vorzüglich auch alle Zweige der Polizei, Sorge für die Sittlichkeit, Gesundheit, Lebensbedürfnisse, Ruhe und

*) leerer Raum im Original.

Sicherheit im Lande. — Wird der Landrath zu Bericht gezogen, so ist der Fürst bloß Mitglied desselben mit einer Stimme. Vom Fürsten gehen die Befehle an die Behörden aus, nachdem er die Sache im Landrathe durchgesprochen hat.

§. 26.

Auf dem Reichstag erscheinen die aus den Landesvertretern ausgewählten Reichsvertreter; sie sind der Mund des Volkes; dessen Stimme ist Gesetz im Reich. In den Reichsvertretern spricht sich des Volkes rechtliche Allmacht und Alleinmacht aus. Die Volksvertreter bilden den einzigen Begnadigungshof im Reich. Ihre Thätigkeit erstreckt sich auf alle Gegenstände, die das Volk angehen. In jedem Zweig sind sie gesetzgebende Macht. Sie sind an ihre eigenen Gesetze und die im Reich bestehenden nur so lange gebunden, als sie nicht verfassungsmäßig durch Abstimmung und Stimmenmehrheit die alten Gesetze aufgehoben.

Der Reichstag läßt sich von allen Behörden im Reich Bericht und Rechenschaft abstatten; selbst richten darf er nicht; richten sollen die ordentlichen Gerichte. Soll ein neues Gesetz gemacht werden, so entscheidet unbedingte Stimmenmehrheit, soll ein älteres Gesetz aufgehoben werden, so sind $\frac{2}{3}$ erforderlich. In die Hände der Reichsvertreter schwören die Reichsbeamten den Diensteid. Ueber Krieg und Frieden sei es mit fremden oder empörten Reichsländern, entscheidet allein der Reichstag. Ist der Reichstag bei solcher Gelegenheit nicht ohnehin versammelt, so wird er außerordentlich berufen durch den Reichsausschuß und bleibt so lange versammelt, bis der Friede

abgeschlossen ist. In allen übrigen Fällen erscheint der Reichstag nur zu bestimmter und für bestimmte Zeit. Wenn der Reichstag außerordentlich berufen wird; so muß er binnen 30 Tagen versammelt sein, vom Augenblick an, wo die Berufung in den entlegensten Reichslanden angelangt ist.

Weil die Reichsvertreter Männer des unbedingten Volksvertrauens sind, so müssen im voraus Merkmale aufgestellt sein, woran man eine mögliche, freilich höchst unwahrscheinliche Täuschung dieses Vertrauens erkennt. Hoch- und Reichsverräther werden die Reichsvertreter:

1) wenn sie gegen die allgemeine Bürgergleichheit streitende Gesetze aufstellen, sei es selbstnützlich oder zu Begünstigung Dritter,

2) wenn sie gegen des Volkes rechtliche Allmacht und Alleinmacht streitende Gesetze entwerfen, z. B. das Volk seines Wahlrechts zur Aussprechung seines unbedingten Willens, entäußern; seines Rechts über Krieg und Frieden, oder auch Oeffentlichkeit und Geistesfreiheit — (leerer Raum im Original)

3) wenn sie Rechts- und Sittenlosigkeit erlauben oder heiligen,

4) wenn sie sich ein in Theile gehen auf dem Reichstag zu Schulden kommen lassen, d. h. sich der Abstimmung durch die Mehrzahl widersetzen, oder gar das Reich verkleinern, oder theilweise verkleinern,

5) wenn sie auf längere Zeit ihre Macht behaupten wollen, als reichsgrundgesetzlich für die Dauer des Reichstages gesetzt ist. Wollen sie die Frist verlängern, so dürfen sie eine solche Verlängerung nur für den nächsten

Reichstag bestimmen und ordnen, doch sind sie auch bei dieser Bestimmung an eine längste Frist gebunden, damit durch Schleichwege das Volk seiner Macht nicht entkleidet werde. Die längste Frist dürfte wohl nur einen Zeitraum von 5 Jahren umfassen.

In allen Fällen von 1 — 5 ist es des Königs Pflicht, den ungetreuen Reichsvertreter des Hoch- und Reichsverraths zu zeihen, worauf das angegangene Reichsgericht durch bewaffnete Polizeimacht den Beklagten nebst dem Kläger gefänglich einzieht, und das peinliche Verfahren schleunigst vor sich gehet. Nur bei Hoch- und Reichsverrath dürfte wohl wegen der Gefahr für das Reich, also aus polizeilichen Gründen die Todesstrafe in peinlichen Sachen zulässig sein. Der König wird erst frei von der Verhaftung nachdem die Anklage erwiesen ist, im entgegengesetzten Falle leidet, wenn er arglistig verfuhr, er dieselbe Strafe, welche den überwiesenen Beklagten getroffen hätte. Nachdem alle Geschäfte des Reichstags erlediget sind, wählt derselbe aus sich einen Ausschuß, der bis zum Erscheinen des neuen Reichstags an Ort und Stelle bleibt. Hierauf tritt der Heerbann des Reichs ein, und hält vor den versammelten Volksvertretern seine Kriegsübungen: Hierauf folgen die Volksspiele, Wettstreite in Künsten und Wissenschaften aller Art, wobei die Reichsvertreter den Preis erkennen und austheilen. Hierauf löst sich der Reichstag auf und tritt ins Volk zurück.

§. 27.

Der Reichsausschuß ist zu demselben Zweck im Reich geordnet, wie der Landtagsausschuß im Reichslande. Er

beruft in dringenden Fällen außerordentlich den Reichstag, wacht über Vollzug der Gesetze und gute Verwaltung, namentlich über Reichsrath und König, und hat bei Bestellung beider eine mitwirkende Wahlstimme. Er zahlt den Reichsbeamten ihre Besoldung, und fordert Bericht von allen Behörden im Reich, damit er dem Reichstag über alle Reichsangelegenheiten nebst dem König und Reichsrath, genügende Auskunft geben könne. Namentlich ist es Pflicht des Reichstagsausschusses, über Hochverrath zu wachen im Reich, und die Verbrecher sogleich durch die höchsten Reichsgerichte verhaften zu lassen. Er wird hierbei nicht in gefängliche Haft genommen, jedoch trifft den überwiesenen boshaften Ankläger auch hier die Strafe der Wiedervergeltung. Alle Vorschläge zu Reichsgesetzen und Anstalten werden dem Reichsausschuß zugesandt, der sie, wenn er sie nicht als verfassungswidrig unterdrückt, dem König mittheilt. Beide bringen den Vorschlag sofort in den neuen Reichstag. Nachdem der Ausschuß dem Reichsrathe die verlangte Auskunft gegeben, auch Rechenschaft gestanden, tritt er ins Volk zurück.

§. 28.

Wie der Fürst im Reichslande, steht der König im Reiche an der Spitze der Verwaltung mit dem Reichsrath. In seiner Hand vereinigen sich alle Fäden der Verwaltung. Gewählt wird der König durch den Reichsrath und den Reichsausschuß. Bewerber um die Stelle, bei der natürlich nichts Ausgezeichnetes, weder in Rücksicht auf Zeugnisse und allgemeine Erfordernisse des §. 7., noch im Rang oder sonstigen Vorrechten statt findet, sind: Glieder

1) des Reichsraths, und

2) der höchsten Reichsgerichte, welche bestimmte Zeit ihres Dienstes nachweisen müssen. Aus dem Obigen folgt schon, daß der König in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, Recht von den Gaurichtern nimmt. *)

Der König ist gleichfalls nur an den Beirath des Landraths gebunden. Rechenschaft legt er dem Reichstage ab, zu Bericht steht er dem Reichsausschusse. Ersterem haftet er für gute Verwaltung. Eine besondere Pflicht des Königs ist es, die hochverrätherischen Reichsvertreter bei dem höchsten Reichstag zu verklagen. Thut er bei solchen Gelegenheiten seine Schuldigkeit nicht, und tritt ein Dritter auf, der ihn an seine Pflicht mahnt, was jedem im Volke erlaubt ist — klagt er sofort nicht augenblicklich an, überläßt er die Anklage einem Dritten, dann ist er, wenn der Hochverrath erwiesen wird, und er der Arglistigkeit überführt, des Todes schuldig.

§. 29.

Des Königs einziger Wirkungskreis ist die Verwaltung. An Rechtsprechung, Gesetzgebung, Kriegs- und Friedensschlüssen, hat der König keinen größern Antheil, als jeder andere Bürger, wohl aber gleichen. **) Der Reichsrath ist Gehülfe des Königs und im Reich, was der Landrath im Reichsland. Ueber alle Verwaltung muß

---

*) Randglosse. Abgeändert.

**) Randglosse. Wird irgend ein Beamte (mithin auch der Reichs- oder Gau-Geschäfts- oder Gerichts-Fürst) zu einem Volksvertreter oder Feldherrn gewählt, so hört sein Wirkungskreis als Beamter so lange, als die neue Verpflichtung dauert, auf.

er dem Reichstag genügende Auskunft geben können. Die Glieder des Reichsraths werden gewählt durch ihn selbst und den Reichsausschuß.

Bewerber sind:

1) Landesfürsten,

2) Landräthe,

3) Glieder der höchsten Reichsgerichte,

4) Lehrer gelehrter Reichsschulen.

Alle müssen nebst den allgemeinen Erfordernissen, bestimmte Dienstzeit nachweisen, Landesfürsten und Landräthe müssen auch noch besonders von dem Reichsrath und den Reichsgerichten, ehe sie zur Mitbewerbung zugelassen werden, sich prüfen lassen, desgleichen Glieder gelehrter Reichsschulen auf gleiche Art. Stirbt der König, wird er abgesetzt oder verhaftet, oder ist er sonst zum Dienst verhindert: so tritt stellvertretend der älteste Reichsrath für ihn ein.

§. 30.

Im Reich sind 2 höchste Reichsgerichte, wie im Reichsland 2 Landesgerichte. Auch bilden beide übereinander den Kassationshof. An die Reichsgerichte werden im Weg der Berufung alle geeignete Rechtsstreite gebracht; ausschließend sind sie nur geordnet für Hoch- und Reichsverraths-Klagen gegen ungetreue Reichs-Vertreter als solche; die Reichsgerichte haben gewaffnete Polizeimacht; jedoch dürfen sie nur verhaften auf erhobene Anklage durch Dritte.

Bewerber zu einer Stelle im Reichsgerichte sind:

1) Rechtslehrer auf gelehrten Reichsschulen.

2) Glieder der höchsten Landesgerichte.

Unter diesen werden nach abgehaltener Prüfung von Seiten des Gerichts selbst, durch dasselbe die Würdigsten und Kenntnißreichsten erwählt. Auch zu dieser Stelle ist gewisse Dienstzeit erforderlich.

§. 31.

Die gelehrte Reichsschule muß jeder besuchen, der ein Staatsamt einst bekleiden will; Zutritt aber hat jeder Bürger, der sich ausweiset. Beim Abgang wird der Bursche öffentlich geprüft, und erhält ein Zeugniß welches ihn befähigt, um ein Staatsamt nachzusuchen. Will er ein gelehrtes Lehramt ergreifen, so ist eine besondere Prüfung noch vonnöthen — die gelehrte. Wenn er diese besteht, so bekommt er ein Befähigungsschreiben zum öffentlichen Lehrer, und darf auf jeder Landesschule oder Reichsschule lehren. Ist ein Lehramt auf einer gelehrten Schule erledigt; so kann er, wenn keine Mitbewerber da sind, ohne weiteres eintreten; ist aber solches der Fall, so halten die Mitbewerber öffentliche Prüfung untereinander und über die besten Kenntnisse entscheidet die gelehrte Reichsschule.

Die Bursche bilden ein freies Gemeinwesen untereinander s. §. 14. Auch ist ein Lehrer da für Kriegsübungen und Turnerei; die Lehrer lehren unentgeltlich.

§. 32.

Die Reichs-Heerbann-Verfassung erfordert genauere Bestimmung als hier kann gegeben werden. Nur dies:

den Feldherrn und Kriegsrath erwählt der Heerbann selbst aus dem Volk heraus.

§. 33.

In der Mitte des Reichs erhebt sich die Reichsstadt, genannt Aller Teutschen. In ihr sind Reichstag, Reichsrath, Reichsgerichte, die gelehrte Reichsschule, der Reichsausschuß. Der Reichstag wird gehalten in einem großen christlichen Dom.

§. 34.

Vor der Reichsstadt werden die Wehrübungen und Heerschau über den Reichsheerbann, desgleichen die Volksspiele unter den Augen der Volksvertreter und die Preisvertheilungen gefeiert.

Nachtrag.

Außer dem schon Abgeänderten in der Reichsverfassung, sind noch folgende Punkte folgendermaßen durchgehends zu ändern:

Das ganze Reich allein übt seine schaffende Gewalt durch Vertretung gesetzgebend und verwaltend aus. Kein Landtag spricht den Willen des Landes gesetzgebend und oberaufsehend aus; sondern vom Reich gehet aus alle Gesetzgebung, Oberaufsicht und Verwaltung für das Ganze, wie für die einzelnen Theile. Diese sind:

1) die Einzelnen,
2) das Haus,
3) die Gemeinde,

4) der Gau und im Gegensatz von diesen,

5) das alle diese einzelnen Theile umfassende Reich.

Was die (der ?) Einzelne, ein Haus, eine Gemeinde beschließt, gehört nur in das bürgerliche Recht. Von Gauen als solchen, (welche nach Seelenzahl mit Rücksicht auf kleine örtliche Beschränkungen im Allgemeinen ganz klein müssen seyn,) dagegen kann nichts beschlossen werden, da die Gaueintheilung dem öffentlichen Rechte angehört, und alle öffentliche Gewalt vom Reiche ausgeht. In einzelne Länder wird das Reich nicht abgetheilt, daher besteht auch weder ein Landtag noch Landtagsausschuß. Aber ein Gaurath besteht statt des Landraths. Von dessen Vorsitzer auf vorhergegangenem Mitrath (nicht Einstimmung) der Gauräthe, werden alle Verfügungen getroffen, welche das Gesetz oder der Befehl des Reichstages, und in dessen Auftrag des Reichsrathes, oder der Augenblick (polizeiliche Maaßregeln) fordert, getroffen.

Ueber Gaurath besteht das Gaugericht als höherer (zweiter) Gerichtshof für alle Gaugehörige, und als erster (unterster) für alle Reichsbeamte des Gaues. Bei allen Rechts- und Verwaltungsbehörden des Reichs und der Gaue, werden die Vorsitzer von und aus den Mitgliedern derselben auf bestimmte Zeit gewählt. Sie heißen bei den Reichs- und Gaugerichten (Reichs- oder Gau-) Gerichts-Fürsten, bei dem Reichs- und Gaurathe (Reichs- oder Gau-) Geschäfts-Fürsten. (Der Name König schwindet gänzlich.) Ihr Wirkungskreis ist ganz der in der Reichsverfassung beschriebene, außer, was sich auf Landtag und Landtagsausschuß bezieht. Von allem diesem bleibt

nämlich überhaupt nichts, als daß die aus jedem Gau gewählten Vertreter die bestimmte Zahl Reichsvertreter (jeder Gau gleichviel) aus sich wählen. Aber Gauvertreter giebt es gar nicht, da es keine Gaugewalt giebt, daher haben auch die vom Gau gewählten nichts anders zu thun, als die Reichsvertreter aus sich zu wählen, und sogleich auseinander zu gehen.

Ueber dieses Machwerk läßt sich nichts weiter sagen, als daß es nicht schlechter sey, als die übrigen papiernen Constitutionen, welche das revolutionäre System zu Dutzenden geboren hat. Diesen, wie dem Verfassungsentwurf der deutschen Republik, liegt das gründliche Ignoriren jedes bestehenden Rechts, dann der Irrwahn: daß es auch nur möglich sey, aus der abstracten Theorie heraus eine lebendige Verfassung zu schaffen, endlich das politische Dogma von der Souveränität („rechtlichen Allmacht und Alleinmacht") des Volkes zum Grunde. — Nur das ist ein wesentlicher Vorzug der eben mitgetheilten Urkunde, daß sie die Mittelstufen überspringt, die Consequenzen aus dem Grundprinzip der Volkssouveränität vollständig zieht und das politische Geheimniß (den demokratischen Freistaat) hier offen und ehrlich ausspricht. Jedoch wird sich weiter unten zeigen, daß die gescheutern Köpfe, die jener Richtung huldigten, durchaus nicht der Meinung waren: man müsse mit diesen Ansprüchen anfangen, sondern daß sie es allerdings erkannten, daß gewisse Uebergänge aus dem gegenwärtigen Zustande in jenen (definitiven und allein recht-

lichen) der Republik nothwendig seyen. Höchst merkwürdig ist es ferner auch, daß in diesem Mikrokosmus eines constituirenden Studentenkonvents sich dasselbe natürliche Gesetz geltend machte, welches in den großen europäischen Begebenheiten, zum Staunen und Schrecken der Welt so oft seine Kraft bewährte, das metapolitische Gesetz: daß die konsequent revolutionäre Gesinnung über die minder konsequente den Sieg davon tragen müsse. Im ersten Entwurfe kömmt freilich noch ein König vor, wie sich von selbst versteht schon als Volksbeamter, der nach überstandenem Examen, wenn er gute Zeugnisse hat, und sich über eine untadelhafte frühere Dienstführung ausweisen kann, durch die Wahl zu diesem Posten befördert wird. Sein wichtigstes Geschäft ist die Anklage der Reichsverräther. Aber da er hingerichtet wird, wenn er diese unterläßt, und man ihn hinrichtet, wenn er sie nicht beweist, so ist es augenscheinlich, daß nur der Haß des Königthums diesen König geschaffen hat, und daß, den Gesetzgebern selbst vielleicht unbewußt, seine wahre Funktion darin besteht, bei gewissen, leicht herbeizuführenden, Gelegenheiten sein Haupt auf den Block zu legen. Denn gäbe es sonst eine Königshinrichtung, wenn es keinen König mehr gäbe? Aber selbst die augenscheinliche Nothwendigkeit Jemanden als Object für diese republikanische Verrichtung fortwährend zu unterhalten, wenn sie überhaupt vorgenommen werden sollte, konnte diesem Königthume nicht länger seine Existenz fristen; es wird „in spätern Beschlüssen" feierlich abgeschafft und zu Grabe getragen, und so endlich die reine Republik in ihr volles Recht eingesetzt.

Man hat häufig geglaubt, daß die studierende Jugend durch einen übertriebenen Eifer für die alte deutsche Sitte und das deutsche Recht, so wie durch Schwärmerei für die Institutionen des Mittelalters, namentlich für das Kaiserthum, zu den politischen Excessen jener Zeit verführt worden sey, auch hat es nicht an Solchen gefehlt, die den neu erwachten historischen Sinn in Deutschland als eine besondere Species der Demagogie denuncirten. Der Gegenbeweis liegt in dem mitgetheilten Aktenstücke. Der nicht selten zu weit getriebenen Anhänglichkeit an das Altdeutsche hatte sich, nach und nach, mit Beibehaltung des Namens und gewisser an sich indifferenter Abzeichen, der kosmopolitisch einförmige, nüchterne, platte, neufranzösische Jakobinismus substituirt, dem grade die nationelle Individualität und der geschichtliche Charakter der bestehenden Institutionen ein Gräuel ist; und die abstracte pseudophilosophische Formel war auch hier zur Keule geworden, womit das frische Farben- und Gestaltreiche Leben, wie es dem Schooße der Jahrhunderte entströmt war, zuerst todtgeschlagen werden sollte, damit dann auf dem dürren Boden einer langweiligen geistlosen Gleichheit, nachdem ihn Dolch und Henkerbeil geebnet, der Tempel einer despotischen Freiheit aufgeführt werden könnte. In jener Urkunde aber, die den Riß des letztern enthält, vermißt man auch sogar die jugendlich poetische Schwärmerei, und es geht durch das ganze Machwerk lediglich jener kalte Verstandesfanatismus, jener Haß aller wahren Freiheit, (der eins ist mit der Verachtung des guten Rechtes des Andern,) jener Widerwille gegen alle lebendige Mannigfaltig-

keit, wie die freie Bewegung in einem Volke sie erzeugt, und jenes despotische Hinstrebeu nach einer Uniform der Leiber und der Seelen, — als welche eigenthümlichen Merkmale den Charakter der großen französisch-europäischen Revolution des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts bilden.

Dritter Abschnitt.

Motive des Verbrechens.

Wenn gleich die bisher geschilderten religiösen, politischen und philosophischen Ansichten der Boden sind, aus welchem Sand's That hervorwuchs, so bleibt doch immer noch die nähere Nachweisung übrig: wie jener Gedanke überhaupt zum wirklichen Entschlusse des Mordes, und dieser zur wirklichen Ausführung desselben habe werden können?

Auch hier müssen wir, ehe wir uns zur besondern Individualität des Helden dieser traurigen Geschichte wenden, zuvörderst einen prüfenden Blick auf die im Kreise seiner Freunde herrschenden Grundsätze werfen.

Wir haben das Ideal des Staats kennen gelernt, welches sich Diejenigen zu eigen gemacht hatten, welche am klarsten und konsequentesten über diesen Gegenstand dachten.

Ueber die Mittel wie dasselbe zu verwirklichen sey, herrschte im Einzelnen keine völlige Uebereinstimmung. Jedoch waren darin wohl die Meisten einig, daß es gradezu unmöglich sey: diese „freie Verfassung" wie durch

einen Zauberschlag in's Leben treten zu lassen, und daß das deutsche Volk nothwendig durch mehrere Mittelstufen und Uebergänge zu derselben vorbereitet werden müsse. Man thut denen, die damals jene Gesinnungen theilten, Unrecht, wenn man ihnen den abentheuerlichen, kindischen und unsäglich lächerlichen Plan zutraut, durch den offenen Aufstand einiger Wenigen die deutschen Verfassungen, mit den Waffen in der Hand, umzustürzen, und die Republik auf diesem Wege in's Leben zu rufen. Auf Sand's verworrene Vorstellungen kommen wir weiter unten zurück. Denen aber, die überhaupt nachdachten hat es ohne Zweifel selbst eingeleuchtet, daß ein einziges Bataillon überflüssig hingereicht haben würde, einen solchen Aufstand in seiner Geburt zu ersticken, und die Phalanx der Freiheitshelden nach allen Weltgegenden zu zerstreuen. —

So faßten also die gescheuteren Köpfe die Sache von einer ganz andern Seite auf. Das Reich der öffentlichen Meinung, deren Werth sie (auch nach unserm Dafürhalten) in unsern heutigen Staaten nicht zu hoch anschlugen, war der Boden auf dem sich etwas ausrichten, auf dem sich zwar für blöde Augen nicht bemerkliche, aber dennoch sehr reelle Siege erfechten ließen; war es, so lautete jener Calcul, nur erst dahin gekommen, daß alle Gebildeten mehr oder weniger in den Strom jener politisch-philosophisch-religiösen Richtung hineingezogen waren, daß alle Schriftsteller sich in diesem Sinne aussprechen mußten, und daß die wenigen Widersprechenden entweder niedergeschrieen, oder wenn sie überhaupt noch zu Worte kamen, in der öffentlichen Meinung ohne Weitläuftigkeiten todtgeschlagen wurden, so konnte möglicherweise der Effekt nicht aus-

bleiben, um so weniger als der Plan eigentlich dahin ging: in der Burschenschaft und durch dieselbe allen denen, die als Beamte, Geistliche und Aerzte in das bürgerliche Leben treten würden, jene Grundsätze als ein Kleinod mitzugeben, welches jeder nicht bloß für sich bewahren, sondern in seinem Kreise weiter austheilen müsse. Wenn alle Beamte vom Minister bis zum subalternen Offizianten auf den Universitäten durch die Burschenschaft mußten, *) so wie die ganze männliche Jugend Deutschlands durch die Turnplätze, — was konnte dann in einem Menschenalter und vielleicht noch früher, auch der thatkräftigste, selbstständigste, entschlossenste Regent, geschweige denn ein solcher, der getäuscht über sein wahres Interesse, zu dem revolutionären Prinzip in einem unentschiedenen Verhältniß stünde, einer solchen geistigen Einheit gegenüber ausrichten, da er begreiflicherweise nur in sofern eine Macht hat, als es Menschen giebt, die ihm gehorchen und in seinem Sinne handeln; aber grade die Organe, wodurch er allein seinen Willen äußern konnte, wären ja dann für die „gute Sache" gewonnen gewesen. Dieser Zustand könne, so berechnete man, wenn der eingeschlagene Weg verfolgt würde, nicht ausbleiben, mittlerweile müßten aber alle Mittelstufen, die zu jenem „freien Staate" führen, nach Kräften unterstützt und namentlich die s. g. repräsentative Verfassung befördert werden, kraft welcher die Souveränität zwischen dem Regenten und einer Gesellschaft von Volksvertretern getheilt ist, und die man

---

*) Der §. 21. der Verfassung der allgemeinen Burschenschaft lautet: „Verbindungen von deutschen Burschen auf einer Hochschule, wo schon eine Burschenschaft als Theil der allgemeinen besteht, sind ohne weiteres im Verruf."

mit dem ehrwürdigen ständischen Wesen der deutschen Völker gröblich verwechselte.

Merkwürdig ist es auch hier zu sehen wie die Wenigen, welche sich noch nicht auf die Höhe der republikanischen Grundsätze schwingen konnten, und die da glaubten die projectirte Revolution könne beliebig auf irgend einem Stadium angehalten werden, nach und nach umgestimmt wurden.

Die Akten der im Sommer 1819 geführten Untersuchungen enthalten über das bisher Gesagte höchst merkwürdige Belege.

Der Student G— — zu Jena schreibt im Jahre 1818 (das Datum ist nicht näher angegeben) an den damals in Heidelberg befindlichen Studenten A— —:

„Bleibe fest und treu in dem Grundsatz, und vertheidige ihn gegen die, die noch mehr wollen. (Du wirst mich ja wohl verstehen.) Unser Volk ist ja noch nicht so mündig, daß es das allerbeste und schönste verlangen könnte, nemlich die republicanische Gleichheit und Freiheit. Das wäre ein Gebäude ohne festen und sichern Grund; es würde fallen und zerbrechen. L— — und S— — sind ganz einer Meinung mit Dir. Darum laß Dich nicht eines andern überführen. Du thust es auch nicht, Du bist fest und was wir wollen hat gewiß auch mehr für sich und ist begründeter in der Geschichte."

A— — selbst schreibt sub dato Heidelberg den 16ten Juli 1818 darüber an L— —:

„Die Gießer und Darmstädter haben die Idee an eine Republik fest in der Brust stehen. Ich habe

ihre Grundsätze gelesen, und ihre Grundzüge wie der Staat seyn müßte. Noch kann ich damit nicht übereinstimmen; ich will wohl einen freien Staat, aber keinen Freistaat, weil ich nach den Grundsätzen die Frieß aufstellte, die Du auch kennst, und die ich für wahr halte, noch nicht glauben kann, daß dieß für Deutschland passend seyn werde. Ich halte ihnen noch nach Kräften die Widerpart. Das nächstemal, daß wir zusammen kommen, da wird's tüchtig losgehen, da wird darüber gesprochen. Ich will einmal sehen, ob ich das, was ich will, durchsetzen kann. Lieb wäre es mir, denn ich bin jetzt fest überzeugt, daß eine Republik nicht für uns passen werde. Nehme ich auch das als höchstes Ideal, was sich verwirklichen lasse, an; so müßten auf jeden Fall Mittelzustände angenommen werden, wie es auch in Jena geschehen ist. Doch vielleicht können wir noch die Idee Republik augenscheinlich als für uns unpassend darthun. Halte Du, wenn Du dazu gezogen wirst, tüchtig die Widerpart, mit G—— und S——, das sichert auf jeden Fall für Einseitigkeit."

Indessen änderte eben dieser A—— selbst seine Meinung. L—— der Empfänger des eben erwähnten Briefes deponirt nämlich zum Protokoll d. d. den 24sten Juli 1819:

„A—— sagte mir um Michaelis 1818 daß er durch die Heidelberger Zusammenkünfte die Ansicht gewonnen habe, es könne eine allgemeine Republik in Deutschland bestehen; ich bestritt diese Ansicht."

A—— gesteht zum Protokoll d. d. Berlin den 25sten Sept. 1819:

„Es war unser Zweck, eben so wie der Provinzialunterschied der Studenten auf den Universitäten aufgehoben wurde, auch eben diesen Unterschied für ganz Deutschland aufzuheben, also die verschiedenen Länder Deutschland's zu einer Einheit zu bringen; wir waren darüber einig, nach geendigten Studienjahren und nach dem Uebertritt in bürgerliche Stände, dafür nach unsern Kräften wirksam zu seyn. Es ist allerdings unser Wunsch und Wille gewesen, daß in der Zukunft Deutschland mit Aufhebung der jetzigen Ländereintheilung, nur ein einiger und ungetheilter Reichskörper seyn solle, und hierauf haben wir jedoch nur durch obige Mittel des Worts und der Schrift hinzuwirken, in unserem Zwecke gehabt. — Die Grundidee der besten Staatsform Deutschlands, war die Einheit im Allgemeinen, dagegen war es unentschieden, ob wir diese am besten in einem monarchischen, republicanischen oder andern Regierungsprincipe feststellen würden. — Ich habe nicht sowohl aus diesen Versammlungen, sondern aus vielen andern Unterhaltungen die Ueberzeugung gewonnen gehabt, daß die Republik die höchste Staatsform sowohl im Allgemeinen als auch in Bezug auf Deutschland, und es wünschenswerth sey, solche einstmals einzuführen. Die Gießer und Darmstädter wollten, daß das deutsche Reich ein republikanischer Körper werden sollte, daß alle Territorialherrschaft aufhören solle. Sie hielten die Zeit und Deutschland noch nicht reif zur

plötzlichen Einführung einer Republik, und also es angemessen, Schritt für Schritt zu gehen, und aus der repräsentativen monarchischen Regierungsform, demnächst eine Republik zu entwickeln, und (haben) angenommen, daß annoch zwischen der repräsentativen Monarchie und der Republik durch Zeit und Umstände Uebergänge sich darbieten würden, die voraus zu berechnen weder nöthig noch auch möglich sind. — In Jena ist ebenfalls die repräsentative Verfassung als ein Uebergang zur republikanischen und also als ein Mittelzustand angenommen."

Joseph W— — schreibt aus Freiburg unter dem 22sten Mai 1819 an einen Freund:

„Wohl bin ich überzeugt, daß mit allen unsern repräsentativen Verfassungen, Constitutionen, Bundestagen und Volksvertretungen, noch immer wenig gethan ist; allein es ist doch der erste Schritt gethan, das Volk lernt seine Würde fühlen, und wird um so eher den gewaltigen Schritt zu seinem künftigen Glücke thun. Nur ein gänzlicher Umsturz kann uns retten." *)

Und ein Anderer schreibt am ersten Ostertage 1819 an den öfter gedachten A— — —:

„Im Hessischen lernte ich ganz herrliche Bauern ken-

---

*) Dann fährt er fort:
„Nur ein gänzlicher Umsturz kann uns retten, wenn wir nicht früher oder später als Nation untergehen sollen. Drum nieder mit den alten gothischen Ueberresten des Mittelalters, nieder mit allem, was den freien Aufflug des Volksgeistes hemmt, nieder mit den Kasten und ihrem Ungleichheits-System! und an ihrer Stelle und auf den alten Trümmern, ein freies und gleiches Volksleben!"

nen; das Volk fängt fein an, unter dem eisernen Druck ganz ungewöhnlich schnell sich aufzuklären und die herrlichsten Begriffe sind hier im Umlaufe und werden weidlich von den Bauern besprochen. Wir leben in einer großen Zeit, auf uns ruhet recht Großes."

Ein Mitglied des Gießner Vereins gab unter den Mitteln den Entwurf der republikanischen deutschen Staatsverfassung einzuführen, ausdrücklich an:

„Hieher gehört ferner Alles, was jetzt durch die Einführung der Landstände für eine freie Verfassung gethan werden kann, zu unterstützen."

Der Student B— — sagt zum Protokoll vom 1sten Juni 1819:

„Aus Anderer Aeußerungen habe ich den Schluß gefaßt, daß die Bibelunterhaltungen auch auf politische Gegenstände angewendet würden — und glaube ich, daß sich die Mitglieder des Vereins ein Ideal von einer Staatsverfassung bildeten, auch auf dessen Realisirung hinzuwirken suchten, ohngeachtet, so viel ich beurtheilen kann, wohl viele von ihnen überzeugt seyn mochten, daß sie einen solchen Zeitpunkt nicht erleben würden. Aus einzelnen Aeußerungen und Unterhaltungen habe ich schließen zu können geglaubt, daß besagtem Ideal von einem Freistaat, die Freiheit und Gleichheit zum Grunde liege, und daß namentlich für Deutschland die Vereinigung zu einem Staate für zuträglich erachtet werde. Nach den Aeußerungen einzelner Schwarzen muß ich glauben, daß viele derselben der Mei-

nung gewesen und resp. noch sind, man müsse das Volk für dergleichen Ideen empfänglich machen, auf die Beschränkung der Herrschergewalt in den Monarchien einwirken, und durch beides den beabsichtigten Freistaat herbeiführen. Der Student B— — hat mir geäußert, ein Freistaat könne unter dermaligen Umständen schlechterdings nicht durch Empörung realisirt werden; sondern es müsse vielmehr die Einführung der Landstände bewirkt, diesen immer mehr Einwirkung zugeeignet, und dadurch nach und nach die Gewalt der Fürsten dergestalt eingeengt werden, daß von dieser Seite der Einführung eines Freistaats kein Hinderniß mehr im Wege stehe. Ferner habe ich von diesem B— — und andern Individuen gehört, daß die Verbesserung des sittlichen Zustandes des Volks ebenfalls zu den Beförderungsmitteln zu einem Freistaate gehöre, indem nur unter Voraussetzung jener das Volk einer solchen Verfassung würdig sey."

Der Student S— zu Gießen äußert sich in einem Briefe an Sand vom 12ten Mai 1818:

„Was können wir denn thun ohne Verständigung, und wir Jünglinge stehen ja fast ganz allein im Vaterlande; kaum zehn der Aeltern wollen unbedingt das Wahre, und die Schaar derer, die bestimmt wissen, was sie wollen, und die ihr ganzes Leben und Streben an diese höchsten Grundsätze setzen, ist noch gar klein. Aber wenn diese kleine Schaar durch das Band gleicher Ueberzeugung verknüpft ist, wenn man auf jeden unbedingtes Ver-

trauen hat, daß er nach allen seinen Kräften diese Ueberzeugung ausbreitet, und so die Besten im Volke zu diesem unerschütterlichen Geistesbunde zieht, dann steht eine Grundmauer da, auf welcher die Säule des Volksdamms: Freiheit, Gleichheit, **K l a r h e i t** (!!) aufgerichtet werden kann."

Der Student L — aus Gießen erklärt zum Protokoll d. d. den 28sten Mai 1819:

„Allerdings haben ich und meine Freunde die Meinung gehabt, daß die Errichtung von Landständen zu den besagten Zwecken (Einheit und Freiheit) aus dem Grunde beförderlich sey, weil dadurch dem Volke Gelegenheit sich auszusprechen und näher kennen zu lernen gegeben wird. In diesem Sinne hielten wir uns auch verbunden, diese Sache zu befördern; thätigen Antheil haben wir übrigens in dieser Angelegenheit weiter nicht genommen, außer was schon durch die Untersuchung u. s. w. u. s. w. *) erörtert ist."

Aus diesen hier mitgetheilten Stellen ergiebt sich zur Genüge: daß an einen allgemeinen, plötzlich hervorbrechenden, nahe bevorstehenden Volksaufstand bei den Verständigern unter denen, die Sand's politische Ansichten theilten, gar nicht gedacht wurde. Vielmehr hatten sich die Meisten derselben allerdings zur Geduld angeschickt, ermahnten ihre Genossen auch wohl: durch unverständiges Dreinfahren, sich und das politische Geheimniß ihrer geistigen Richtung nicht unnöthig auszusetzen, nicht selbstsüchtig

*) Das Ausgelassene bezieht sich auf einzelne Vorfälle in einem gewissen deutschen Bundeslande.

die Früchte ihrer politischen Bestrebungen einärndten zu wollen, mit einem Worte sich nicht von dem sichern Boden der zu bewirkenden geistigen Umwälzung zu entfernen, und es dann ruhig der Zeit zu überlassen, wie die Theorie, was an sich unfehlbar geschehen müsse, in das Leben übergehen werde.

In diesem Sinne schreibt ein Jenaischer Student (ohne Datum) an seinen Bruder in Berlin:

„Das alte Biergeschlecht, die Philisterschaft, muß erst auf Schulen und Universitäten aussterben. Eher kann es nicht anders werden. Wir müssen selbst erst Lehrer und Bildner des Volks geworden seyn, selbst erst die erledigten Plätze im Philisterium eingenommen haben, ehe es anders werden kann. Recht klar ist mir dies geworden."

Der Student P — . — sagt zum Gießener Protokoll den 28sten Mai 1819:

„Es ist bei den Berathungen gesagt worden, das beste Mittel die Idee (von der Einheit Deutschlands) zu realisiren, sey, wenn Jeder, der in das praktische Leben tritt, die Idee, so viel er könne, allgemein zu machen sucht;"

und ein anderer Student schreibt aus Berlin unter dem 12ten November 1817 an einen Freund:

„Mit gepreßtem Herzen sehe ich mich um nach Männerherzen, die Deutschland's Zukunft erwägen, und sehe außer Dir und mir und wenigen andern, die gerne Eurer Leitung folgen, keinen. Darum bleibe alles geheim, was Ihr thut, stärkt Euch in Anzahl

und Muth, daß das Volk gefördert werde, und laßt nicht ab, bis an's Ende." *)

In einem andern Briefe des Jenaischen Studenten L— — an seinen Freund A— — vom 24sten Juli 1818 heißt es:

„Doch ich verzweifle nicht an unserm Heil, überhaupt das wäre Verrath gegen unsere gerechte heilige Sache, und es giebt Gottlob! auch überall Kerle, die denken wie wir; wir müssen nur eins zu werden streben, über das, was wir wollen, um vereint handeln zu können, wenn die Zeit der That da seyn wird, und wenn sie da ist, wird Gott unser Hort uns schon einen Fingerzeig geben, dann haben wir die Masse nur zum Handeln zu bringen, wenn man ihr das, warum es gilt, nur recht klar und nahe zeigt, und das ihr eigenes Interesse ist. Dies ist viel leichter, als das Volk auf dergleichen vorbereiten und es dahin bringen, daß es einsieht, nun ist die Zeit der That da; das muß ihm, wenn sie da ist, handgreiflich

---

*) Eine solche Resignation war auch durchaus nothwendig, da sich durchaus keine Spuren finden, daß jener Geist damals im stehenden Heere Wurzel gefaßt hätte. Mit Hülfe der stehenden Heere allein gelangen die Revolutionen in Spanien, Neapel und Piemont, und begreiflicherweise muß jeder Revolutionsplan mißlingen, so lange die Armee dem Regenten in Treue ergeben ist. In Deutschland beschränkten sich die Anhänger jener neuen Ideen damals auf einen tiefen Haß gegen die stehenden Heere, hofften die Abschaffung derselben zu erleben, und eine allgemeine Volksbewaffnung in die Stelle treten zu sehen. Darauf deutet unter andern auch folgende Stelle in dem, von den Gebrüdern Follenius verfaßten Liede: Der Freiheit Ausfahrt im Turnmai, in den „freien Stimmen frischer Jugend." S. 16:

„Sold mag hinaus, senden zum Straus
Buntes Gewürme! — Thürme und Stürme
Sind wir" (die Turner) „die Zügel und Flügel im Straus."

bewiesen werden, dann geht die Masse; wer nicht geht, muß mit Füßen getreten werden, bis er geht, und wer die Widerpart hält, den muß man todt schlagen."

Indessen sollte es, wohl verstanden, dahin erst dann kommen, wenn die rechte Zeit und Stunde gekommen seyn würde. Bis dahin galt es Ausbreitung der neuen Ideen unter der deutschen Jugend, auf dem ganz friedlichen, unverfänglichen Wege der mündlichen Mittheilung.

So deponirt ein Mitglied des Gießener Vereins zum Gießer Protokoll vom 18ten Mai 1819:

„Es ist allgemein unter uns der Grundsatz angenommen, für unsern Verein so viele tüchtige Mitglieder, als möglich, zu gewinnen, weil es Zweck ist, unsere Ueberzeugung, die Einheit in Deutschland zu bewirken, immer allgemeiner zu machen."

Und der eben erwähnte L—— schreibt an A—— unterm 8ten Mai 1818:

„Ich habe unterwegs mir es angelegen seyn lassen; einen jungen Mann zu bearbeiten, und ihm Ideen über Volk, Staat und unser Verhältniß zum Staat einzupflanzen; ich habe es mir überhaupt jetzt zur Pflicht gemacht, jeden jungen Kerl, der nur einige Receptivität zu haben scheint, und dem ich beikommen kann, reinere Ideen, soviel ich vermag, beibringen zu suchen, und dann ihm eine gewisse Meinung von sich selbst, daß er was leisten könne, und es seine Pflicht sey zu leisten, was er vermöge, einzuflößen. Ich halte es für nothwendig, wenn nicht alles untergehn soll."

Er erläuterte dieß zum Protokoll d. d. den 24sten Juli 1819 dahin:

„Ich gab mir Mühe ihm zu zeigen, daß man unmöglich die Mängel unsrer deutschen Verfassung mit Gleichgültigkeit ansehen könne, daß namentlich die Zersplitterung in so viele unabhängige einzelne Staaten, dem Gedeihen des deutschen Volks, als eines solchen hinderlich erscheine; ferner versuchte ich ihn aufmerksam zu machen, daß es nicht gut sey, sich im bürgerlichen Leben bloß für einen Diener des Fürsten zu halten, gleich als wenn dieser oder die Bundesregierung allein den Staat ausmachten, daß vielmehr jeder sich als wahres Mitglied des Staats zu betrachten und aus diesem Gesichtspunkte die öffentlichen Verhältnisse zu betrachten habe; endlich wieß ich ihn darauf hin, daß das bloße Klagen über Gebrechen des öffentlichen Zustandes zu nichts führen könne, wenn jeder sich selbst für zu schwach halte, zur Abhülfe der Mängel mitzuwirken, vielmehr müsse Niemand vergessen, daß ihm so gut, wie jedem obliege, für die Verbesserung der allgemeinen Angelegenheiten thätig zu seyn.“

Bei dieser Bearbeitung der öffentlichen Meinung waren denn, wie sich von selbst versteht, Zeitungen und Journale ein Organ von nicht zu berechnender Wichtigkeit.

„Zeitungen sind:

so schreibt A. F— — unter dem 14. Oct. 1818 an J—g:

„der Wind, nach dem die Wetterhähne sich drehen, ich kenne jetzt ihren Einfluß.“ Ebendaselbst: „Die

Zeitblätter haben einen ungeheuern Einfluß, mehr als ich je ahnete." u. s. w.

Wagte also (was übrigens in der That nicht eben häufig geschah, wie Jedem der jene Zeit aus eigner Anschauung kennt, selbst erinnerlich seyn wird,) irgend ein Schriftsteller von Namen und Talent sich gegen jenes Treiben auszusprechen, so war es als hätte er unvorsichtigerweise eine elektrische Kette berührt, und es ging durch jene Kreise, ein Gefühl der Erbitterung und des Abscheus.

So schreibt der Candidat der Rechte und nachherige Zeitungsredacteur Adolf F—, der Bruder des mit Sand eng befreundeten Dr. Carl F—, an den Dr. J—g unter dem 3ten Juli 1819:

„NN" (einen von ihm namhaft gemachten Schriftsteller) „habe ich auf's heftigste in einem Aufsatz an's Oppositionsblatt, wegen seiner Behauptung: „„die Fürsten hätten sich nirgend der freien Entwickelung in den Weg gestellt,"" angepackt, und ihn einen Lügner wider besseres Wissen geheißen. Es ist der erste Punkt, an dem man NN's Grundschlechtigkeit den blöden Augen darthun kann;"

und in einem spätern Briefe:

„NN's Schrift enthält etwas Niederträchtiges. Denn er fragt: wo haben die Fürsten irgend der freien Geistesentwickelung rc. Also (!!!) ist er ein Heuchler, ein Schandbube."

In der That wird Jeder zugeben, daß es in Deutschland weit gekommen seyn mußte, wenn dieses furchtbare: „Also" ertönen und an tausend Orten und Enden einen Anklang finden konnte. Man schließe von dieser Be-

handlung, die ein bekannter und geachteter, talentvoller und geistreicher Schriftsteller, wegen einer einzigen, im antirevolutionären Sinne geschriebenen Broschüre erfuhr, auf das Uebermaaß des Hasses und Zornes gegen Kotzebue, der sich recht eigentlich ein Geschäft daraus machte, das Pseudodeutschthum und die revolutionären Grundsätze, freilich aber auch vieles Edle und Hehre, mit beißendem Spotte unversöhnlich zu verfolgen. Jener Haß und Fanatismus aber war eben, um es beiläufig zu bemerken, die Klippe an welcher der oben geschilderte, nichts weniger als plumpe und unverständige Plan einer geistigen Umwälzung zerschellte. Der Fanatismus so vieler Einzelnen mußte sich an dem dunkeln Feuer der Gesinnung ihrer Genossen immer mehr und mehr erhitzen, und es war unvermeidlich daß eine Explosion, wie sie in Sand's That wirklich erfolgte, bei einer solchen immer steigenden Erbitterung ausbleiben konnte, aber eben so unvermeidlich daß diese eine Reaction herbeiführen mußte. — Denn welch' ein Haß gegen die gesammte Wirklichkeit mußte bei Denen entstehen, die jenen oben geschilderten republikanischen Zustand für ihr gutes Recht hielten, welches nur durch ungerechte List und Gewalt ihnen vorenthalten werde! Erwägt man dieß, so ist es auch erklärt, wie die Regierungen Denen, die jene Grundsätze theilten, im eigentlichsten Sinne Nichts recht machen konnten, — ihre (der Regenten) eigene Existenz war ihr Verbrechen. — Auf einer Versammlung mehrerer Republikanischgesinnten im Hessischen, wurde ein landesherrliches Belobungsschreiben vorgelesen, welches einer Stadt ertheilt worden. Ein solches ist sonst an sich kein Gegenstand der Erbitterung und des Tadels. Aber unglücklicherweise kam der Ausdruck:

„Unterthanen" darin vor. Dieses war genug den Zorn der Freisinnigen zu reitzen, das Schreiben wurde bitter verhöhnt, und einer der Anwesenden bemerkte: „daß der Ochse seinem Herrn auch unterthan sey."

Bei dieser Gesinnung konnte es nicht fehlen, wenn auch von offenbaren Gewaltthaten und Verbrechen, als von Mitteln zur Herbeiführung des Freistaates, gesprochen wurde, und daß der glühende Fürstenhaß sich wenigstens in feurigen Liedern Luft machte, in denen viel von der Knechtschaft und der Morgenröthe der Freiheit, von Blut und Dolch, von der Volkessonne und der zertrümmerten Krone gesprochen wurde. Die Erfahrung hat gezeigt daß grade die kühnsten und thatendurstigsten Sänger das blutige Handeln Andern überließen, und die meisten jener verwegenen Redensarten sind ohne Zweifel eine ziemlich ungefährliche Renomisterei. Für uns aber sind sie in doppelter Hinsicht merkwürdig; einestheils: weil jene Redensarten, obgleich man sie nicht mit wirklichen Thaten gleichbedeutend nehmen darf, dennoch sich zu Sand's That verhalten, wie die Theorie zur Anwendung; andrerseits: weil sie für Diesen die hinreichendste Bürgschaft waren, wie das Publikum, vor welchem er seine Tragödie aufführen wollte, sie aufnehmen werde. Auch sind endlich, um die Gesinnung aus der die That hervorging, vollständig zu bezeichnen, die Urtheile sehr wichtig, welche eine große Anzahl von Sand's nähern oder entfernten Freunden über den Mord aussprach, als er geschehen war.

Das eben Gesagte wird am besten durch folgende authentische Stellen characterisirt.

In den „freien Stimmen frischer Jugend" von Adolf Ludwig Follenius (im Jan. 1819 erschienen,) heißt es:

(In dem Bundeslied der Schweitzer)

Ja, bei Gott und Vaterland, verderben
Woll'n wir der Gewaltherrn letzte Spur!

Und einige Strophen weiter:

Heil Dir, Bruderbund! den wir beschworen,
Heil Dir, Freiheitswiege, Zwingherrngruft.

Ferner, im Bundesliede der Niederländer: (ebenfalls von Carl Follenius: nach Gaudeamus igitur,)

Fürsten! eure Gauklerkunst,
Spielt auf mürben Brettern,
Götzengroll und Höflingsgunst,
Das zerfleucht wie Dampf und Dunst,
In der Freiheit Wettern.
Nach der Freiheit wetzt die Brut
Stets ihr Henkermesser,
Nicht des Volkes Gut und Blut
Stillt des Höllenhungers Glut,
Euch ihr Seelenfresser!
Freiheit ruht, wie Sonnenschein,
Mild auf Seegenshalmen,
Gott spricht: Ja! Ihr aber: Nein,
Bis er fährt im Donnerschein
All' euch zu zermalmen.

In einem andern von den Gebrüdern Adolf und Carl Follenius gedichteten „großen Liede" heißt es: *)

---

*) Einzelne Stellen ans diesem großen Liede wurden bei vielen von

Dann wird's, dann bleibt's nur gut,
Wenn Du an Gut und Blut,
Wagst Gut und Blut.
Wenn Du Gewehr und Axt,
Schlachtbeil und Sense packst,
Zwingherrn den Kopf abhackst,
Brenn alter Muth!

Brüder in Gold und Seid,
Brüder im Bauernkleid,
Gebt euch die Hand!
Allen ruft Deutschlands Noth,
Allen des Herrn Gebot,
Schlagt eure Plager todt,
Rettet das Land.

Doch es sungen die Jungen
Frisch, fröhlich und frei,
Die muthigen Söhne der Turnerei,
Stern-Augen funkeln,
Die Schwerter sind bloß,
So klingt der Freiheit,
Trommetenstoß!

Vaterland,
Keine Wahl
Herz und Stahl
Sprecht zumal.
Freiheitsbrand
Volkesschmerz,

Denen gefunden, die wegen demagogischer Umtriebe zur Untersuchung gezogen wurden.

Freiheitsblut,
Zückt das Erz,
Auf Dein Herz,
Zwingherrnbrut!
Fühlst Du solch,
Leiden nicht?
Teufelsmolch;
Freiheitsdolch,
Zaudre nicht!
Auf den Kalk,
Gießt die Flut!
Bebst Du Schalk?
Freiheitsfalk,
Auf die Brut.

Tod des Herrn wie des Knechts,
Fordert der Engel des Menschengeschlechts!
Das Herz spricht zum Erzen,
Du blutige Kerzen,
Mach hell in der Rechten
Die Wage des Rechts.
Freiheitsmesser gezückt,
Hurrah den Dolch durch die Kehle gedrückt!
Mit Purpurgewändern,
Mit Kronen und Bändern,
Zum Rache=Altar
Steht das Opfer geschmückt.

In Adolf F——'s Brieftasche fand sich folgendes Gedicht an die Machthaber:

„Ihr müßt hinunter in die Hölle,
Durch's Richtbeil hoff' ich, sicher durch den Dolch!
So heul ich euch, als euer Todtenkauz,
Das Grablied, eh' die Raben ihres krächzen,
Daß nicht uneingesungen ihr entschlaft. —
Gott steh' mir bei! Nun ruft die Folterknechte,
Auf daß ihr spürt, was Schmerz dem Freien ist."

Auch Robert W— — zu Jena schreibt ohne Datum seinem Bruder Wilhelm in Berlin:

„man hat es mir vielfältig und sehr in meine innerste Seele hinein es mir verargen wollen, daß ich nicht einstimme in das Geschrei des Berges, die meinen, man müsse den König enthaupten. Worin noch nicht alle einstimmen, das halte ich noch nicht zeitig."

In seiner Vernehmung erklärte er: er habe gegen mehrere Andere sich erklärt, die, wie im Convente der Berg, überspannte Anträge gemacht. *)

Der Student H— — schreibt d. d. Königsberg den 23sten April 1819 an einen Auscultator zu Marienwerder:

„Sand ist ein edler Mensch, er hätte aber seinen Dolch einem Bessern sparen sollen. Wäre durch

*) Die erwähnte Stelle dürfte in der That wohl in einem weniger furchtbaren Sinne zu nehmen seyn, als sie den Worten nach lautet. Wir sind der festen Ueberzeugung, daß hier nicht von einem lebendigen, gekrönten Haupte die Rede ist, sondern bloß von jenem annoch in der Theorie lebenden Beherrscher der künftig zu errichtenden Deutschen Republik. Dieser unglückliche Fürst hatte also das traurige Geschick, daß über seine Decapitirung schon zu einer Zeit mit Erbitterung gestritten wurde, wo er selbst noch nicht einmal das Land des Ideals verlassen und den Boden der irdischen Wirklichkeit betreten hatte.

Sand's Dolch ein Fürst gefallen, ein solches Aas hätte die Adler zum Kampfe herbei gelockt, hätte die Völker geschüttelt, und die gebundene Kraft gelöset, vielleicht zu früh, aber offenbar wäre es geschehen, und frühzeitige Früchte sind oft die besten."

Der Auscultator B — — gesteht ad Protocollum d. d. den 3ten Aug. 1819:

„Wie ich damals gehört habe ist auf der Starkenburger Versammlung von einem Individuo, dessen Name mir aber nicht bekannt ist, die Frage aufgeworfen worden: ob es jetzt Zeit sey, die Fürsten zu morden? daß aber, ohne darüber zu streiten, diese Frage verworfen worden sey."

War die Diskussion einmal auf diesen Punkt gekommen, so konnte es nicht fehlen, daß das weite Feld der Kasuistik, — (jedoch vorläufig bloß in theoretischer Hinsicht) — manchen Stoff zu weiterer Unterhaltung bot.

Der Candidat der Theologie L — — erklärt ad Protocollum d. d. den 23sten Juli 1819:

„Der Verein (zu Jena) war der Meinung, wer aus selbstsüchtigen Nebenabsichten dem Bessern entgegen sey, dem könne man, da er bloß willkührliche Gewalt übe, auch eben so Gewalt entgegensetzen. Es ist dabei allerdings die Meinung geäußert, daß in dem obgedachten Falle ein Angriff auf das Leben der dem bessern Zustande feindlich gesinnten Personen gemacht werden dürfe, und zwar aus der Rücksicht, weil dergleichen Leute, da sie durch ihre eigne Handlungsweise die Ruhe Anderer verletzten, eine gewaltsame Vertheidigung nothwendig machten."

In einem bei Adolf F——s gefundenen Aufsatze über Kotzebue's Ermordung, kommt folgende Stelle vor:

„Wer den Gewaltherren räth, der Entwickelung der Freiheit sich entgegen zu stemmen, ist ein Hochverräther am Vaterlande und an der Menschheit, und muß als solcher, als ein Ungeheuer, aus der menschlichen Gesellschaft weggeräumt werden." *)

Der Student B—— zu Gießen erklärt unter dem 15ten Mai 1819 zu Protokoll:

„Allerdings ist vorigen Sommer unter uns, da wir für unsere Verständigung und Bildung, besonders von dem Wirken für das Volk sprachen, auch davon die Rede gewesen, ob man nach dem Ausspruche der Vernunft und der Wahrheit, für den höchsten Zweck im Volke jedes Mittel zu ergreifen berechtigt sey? Bei der Unterhaltung darüber haben natürlich die Einen dafür, die Andern dagegen ihre Ansichten ausgesprochen."

A—— bemerkt zum Protokoll d. d. Berlin den 25sten Sept. 1819:

„Auf der Starkenburg ist darüber discutirt: ob der Zweck die Mittel heilige. Es ist darüber heftig de-

*) Ebenderselbe erklärte zu Protokoll vom 12ten Juli 1819: „Wir nahmen den Grundsatz der Bibel an" (was wurde von diesen Freisinnigen nicht aus der Bibel gerechtfertigt!) „dem Gerechten gilt kein Gesetz"! Er fügt aber hinzu: „und wir sprachen hierdurch keineswegs die Meinung aus, als hielten wir uns berechtigt, die nach unserer Ueberzeugung ungerechten Gesetze durch Gewalt umzustoßen, wohl aber glaubten wir, befugt zu seyn, auch andere von deren Ungerechtigkeit durch Belehrung zu überzeugen." Vergl. hiermit ebendesselben Apostrophe „an die Machthaber." (S. 135 oben.)

battirt worden, soviel ich mich erinnere, haben mehr dagegen als dafür gestimmt. Etwas Bestimmtes ist über diesen Grundsatz bei uns im Verein (zu Heidelberg) nicht festgesetzt worden. In Absicht Gießens aber weiß ich von P— — und H— — daß der Grundsatz von den mehrsten der dortigen Vereinsglieder angenommen worden ist. Ob in Jena derselbe zur Sprache gekommen, weiß ich nicht, doch ist es mir wahrscheinlich."

Wir werden aber weiter unten umständlich erwähnen: daß grade Sand zu denen gehörte, die sich diesen Grundsatz in Jena wirklich zu eigen gemacht hatten. *)

Ein Mitglied des Freiburger politischen Vereins bemerkt in seinem Tagebuche:

„Der unbesonnene verläumderische Schmierer muß zum Stillschweigen gebracht werden. Thun es andre nicht, so werde ich es thun; — — — ich sehe die Feinde umherziehen, welche Seeligkeit, wenn sie fielen unter unsern Streichen, würde dann unser Geschütz die Morgenröthe der Freiheit ihnen anzeigen, und unsere Klingen ihnen das Geleite zur Hölle geben.

*) Auch in diesen Kreisen kommt das, auch von ältern Verbindungen, namentlich von den Illuminaten angewendete Mittel vor, daß jeder Einzelne ein Bekenntniß über seine Grundsätze schriftlich ablegen mußte. So schreibt W — — Student in Freiburg unter dem 2ten Mai 1819 an den Dr. B — — in Beziehung auf den Heidelberger Verein:

„Du wirst ohne Zweifel von dem Glaubensbekenntnisse wissen, das jeder Eingeweihte schriftlich abzulegen hat. Mir gefällt dies sehr wohl, da es eine leichte Art ist, mit den Gesinnungen, Hoffnungen und Plänen jedes Einzelnen, auf das genaueste bekannt zu werden. M — — hat es uns von Heidelberg mitgebracht, und ich habe bereits schon eine Skizze desselben entworfen und werde es dieser Tage ausarbeiten."

O Gott Dein Wille ist mein! — Das Ungeziefer will ich noch zertreten; und die Sonne will ich noch aufgehen sehen über mein Vaterland."

Der Student M — — in Berlin sagt in einem Briefe ohne Datum:

„Kotzebue mußte mit Gewalt weg. Da hilft kein Widerstreben; je mehr sie sich sträuben, desto härter die Rippenstöße."

K — — in Freiburg schreibt unter dem 16ten Mai 1819:

„Es scheint ja wohl, wahr ist es, daß die große Sache des Vaterlandes immer mehr Verfechter bekommt. Und so mußte es kommen, und muß es immer weiter kommen oder wir wären das geduldigste Schaafsvolk von der Welt. Ich kann kaum meinen Grimm bergen. Ja, mir geht es bald wie im Egmont, wo er sich äußert: wenn er so schöne vornehme Hülfe sehe, so denke er immer, die wären gut köpfen. Aber nicht zu rasch! Schön wäre es, wenn es nicht dazu kommen müßte, wenn der Geist des Guten so thätig bleibt, und die Herzen des Volks so empfänglich, daß sie ihr Recht einsehen, und dann auch den Muth haben, es zu fordern, und giebt man's nicht, je nun — — —."

In eben diesem Sinne schreibt W — — aus Freiburg den 28sten Mai 1819 an B — —:

„Wohl uns, wenn wir einst mit gleicher Kraft und Entschlossenheit unser Leben an die Idee wagen und setzen können; wie dieser herrliche Jüngling (Sand) es that."

Und K — — schreibt bereits in dem Briefe vom 28sten Nov. 1818 an B:

„Die schuftigen Seelen mehren sich täglich mehr und umsummen uns wie ein Heuschreckenheer. Es muß doch ein kräftiger Schlag irgendwo geschehen, sonst hilfts alles nichts."

Daß hierbei die Landesgesetze nicht in Anschlag gebracht werden konnten versteht sich von selbst.

Der Student K — — ad Protocollum Gießen den 18ten Mai 1819:

„ich bin überzeugt, daß bei der jetzigen Verfassung Deutschlands, ein ächtes Volksleben nicht gedeihen kann, halte es daher für meine Pflicht, die Einheit Deutschlands, um das Wohl der Menschheit zu fördern, mit allen Kräften zu erstreben. Die bestehenden Gesetze können dabei nicht in Anregung kommen, weil sonst die Staaten in den schrecklichsten Zustand kommen könnten, ohne daß Jemand befugt wäre zu wirken, daß dieser Zustand auf dem Wege der Reformation umgeschaffen werden dürfe."

Endlich folge hier eine Sammlung von Urtheilen über Sand's That, die während der Untersuchungen im Sommer 1819 zu den Akten kamen und die jeder Leser, der jene Zeit aus eigne Anschauung kennt, aus seiner Erfahrung vervollständigen möge. Sie sind wesentlich zur vollständigen Kenntniß des Bodens auf dem der blutige Entschluß eines Einzelnen erwuchs.

Der Candidat F — —e unterm 6ten Mai 1819 schreibt an den Dr. R — — bei Gelegenheit des Sand'schen Meuchelmordes:

— „oder kannst Du es Dir nicht denken, daß offene Rede und Gewalt gegen Volksverräther und Zwingherrn, unwirksam und unmöglich werden? Gilt aber auch im Leben nicht die Berechtigung des Erfolg's? oder sollten wir alle lieber mit unserm Volksthum, wie Numantia, nur um offen zu seyn, untergehn? Wie rechtfertigst du denn einen Krieg auf Leben und Tod eines Volks mit dem andern, wo doch wohl Gift und Dolch erlaubt sind? Wenn nun aber wirklich die öffentliche Gerechtigkeit so feil und verdorben, das Volk so jämmerlich ist, daß ein Schänder deutscher Volksehre nicht gerichtet und ausgespien wird, sollte es nicht denkbar seyn, daß ein einzelner Mann das Schwert der Gerechtigkeit ergriffe, und mit gutem Gewissen, Henker und Meuchelmörder würde? Wie soll fein und scharf die Form und Materie der Handlung geschieden werden. Ich bin, aufrichtig gesagt, hierüber nicht im Klaren."

Ein Königsberger Student schreibt den 12ten Sept. 1819 in ein Stammbuch:

Die Burschenfreiheit möge ewig blühen,
Für sie laß uns die deutsche Zunge brauchen,
Für sie im deutschen Herzen ewig glühen
Und in der Widerischen Herzblut tauchen,
(Thut's Noth) das deutsche Schwert!

Der Student von L— — in Berlin schreibt unter dem 1sten Juni 1819 einem Studenten R— — in Breslau:

„Was Du da von Deutschland sagst, es sei hübsch, daß man alles haben könne drin, Freiheit und Knechtschaft; so ist dies entweder nicht Dein Ernst, oder

es ist jammervoll elend. Freilich noch ringt mit der Freiheit gekrönter Wahn, noch kämpft mit dem Teufel die Tugend! Aber er muß hinunter! Ein Diener ist abgefahren, herrlich vorangeritten den Andern. So wird die ganze Brut abfahren aus dem deutschen Lande, das sie sich doch erst bereiten muß zu ihrer Stunde, oder wenn sie nicht weichen will, endlich werden sich doch Schwerter finden, überall die Wurzeln auszuschneiden, und ein gewaltiger Sturm vor der Sonne her wird überhin fliegen und reinigen, bis sie kommt. Siehst Du nicht, wie die Sturmvögel flattern, hörst Du nicht die Eulen krächzen? Mir ist jetzt als hätte ich Sand kennen gelernt, denn ich habe bei seinem Busenfreunde, einem stürmisch-wilden Knechtschaftsfeinde Asmis gewohnt. Umsonst bemühen sich die Inquisitoren zu erfahren: warum? woher? Nichts von Schwärmerei! Wer mag sagen, darum hat er's gethan, aber fühlen kann man's wohl.

Was ihn zu solcher That gelenkt,
In unsern Herzen liegts versenkt!

Es ist nichts als ein Zeichen der Zeit, die sich kund giebt als Bekämpfung gehegter Schurkerei."

Der schon öfter erwähnte Student A — — äußert sich darüber in einem Briefe an L — — vom 5ten April 1819:

„Sand hat edel gehandelt und groß, und es stände gut um uns, wenn nur recht viele da wären, wie unser redlicher treuer Sand. Sie (Sand's That) mag uns allen ein Zeichen der Zeit seyn, daß wir, wie er, alles thun sollen, um dem Vaterlande seine

Einheit wiederzugeben. — Kotzebue's Ermordung mag uns eine neue Ermunterung seyn, frisch auf das Ziel loszusteuern, was jedem Redlichen stets vor Augen steht.

Und in einem andern Briefe desselben vom 26sten April 1819 heißt es:

„Sand's That ist keine leere Schwärmerei. Ihre Folgen sind unabsehbar und ungeheuer, und der Weltgeist, der im ewigen Fortschreiten begriffen ist, wird sie zum Guten wenden;"

so wie unterm 11ten Mai an seine Eltern:

„allein aus dem Gefühl des Mangels dieser Einheit (in Deutschland) leite ich Sand's That her. Denn aus einem andern Gesichtspunkte läßt sie sich durchaus nicht vertheidigen; aber nimmt man sie so, so ist sie auch keine leere Spiegelfechterei, sondern ein großes Zeichen dessen was kommen wird und kommen muß. Daß ich nichts in der Leidenschaft unternehme, was verderblich seyn könnte und mich wohl gar reuen könnte, das könnt Ihr fest überzeugt seyn, am wenigsten werde ich jetzt eine ähnliche, wie Sand's That vollbringen, denn dies würde durchaus schlecht wirken, indem es Sand's That herabsetzte, und alles Gute, was sie warlich in vielen Gemüthern erregt hat, vernichten würde. Alle würden sagen: seht den Affen!"

Eben derselbe unter demselben Dato an P——:

„Unser alter Sand, unser treuer Freund, er hat ein Morgenroth erweckt; er hat uns deutlich gezeigt, das wir noch nicht das erreicht haben, was wir erreichen

sollen, daß wir noch kein Vaterland haben. Möge man ihn ein unzeitiges Opfer, oder einen Schwärmer, oder sonst wie nennen, wir wissen, was er wollte. Nur eins ärgert mich nur, hör ich sagen, daß er ihn gemordet habe, weil er so schlecht gewesen und das Leben nicht verdient habe, und das ärgert mich deshalb so, weil denn natürlich allen die That als eine Schwärmerei vorkommen muß, und so der Eindruck verschwindet. Der Einzelne kann nicht sich anmaßen, einen andern zu richten, denn das ist nicht allein ungerecht sondern auch Unsinn, indem das Schlechte nicht in Einem Menschen sitzt, wohl aber kann er einen Vaterlandsverräther aus der Welt schaffen, und dadurch aussprechen, daß sein Vaterland noch zu schwach, zu schlecht sei, und daß es anders werden müsse. Und das liegt auch gewiß in Sands Herzen, wenn er es selbst so ausgesprochen hätte. So tragen Alle die That mit, die nicht längst schon kräftig dahin arbeiteten, unser Vaterland zu einem wahren Vaterlande zu machen, und keiner soll sich davon lossagen, denn hätten alle kräftig nach diesem Ziele hingestrebt, so müßten wir ein tüchtiges Vaterland haben, und so ein Hundsfott wie Kotzebue nicht mehr da sein Wesen treiben können, wo er es wirken konnte. Von dieser Ansicht, dünkt mich, muß man ausgehen, um die That zu rechtfertigen, doch nicht vor Gericht, sondern vor allen tüchtigen Herzen, und dann ist sie uns eine Hinweisung auf kommende bessere Zeiten."

Der Student K — — in Freyburg schreibt unterm 16ten Mai 1819 an den Dr. B — —:

„Nach allem was ich über Sand's That gedacht und was ich fühle, scheint die That mir lobenswerth; und beim Himmel sie ist noch mehr. Viel Unheil hätte Kotzebue noch stiften können. Darum mußte dem deutschen Volke ein Beispiel gegeben werden, was der kann, der ächt und treu es mit ihm meint. Ein Beispiel mußte gegeben werden, wie Jesus *) einst, daß der Mensch für seine Ueberzeugung sterben kann. Denn grade dadurch wird Selbstsucht, der Keim alles Bösen, in der Wurzel angegriffen und ausgerottet. Es sollt' nur ferner so gehen. Mein Leben gehört mir nicht an, einem Höhern, dem Vaterlande gebührt es, für dasselbe es hingeben, wo Verrath sein Herzblut durchwühlt, ist heilige Pflicht. Hatte nicht jeder Deutsche das Recht, solch einen Mann niederzudolchen? O ja! das ist nicht fanatisch, es ist gerecht, und wenn alle blind sind, so muß der Sehende wachen. Ja, wenn unser Volk energisch und volksthümlich genug gewesen wäre, daß es so einem Kerl in's Gesicht gespuckt hätte, dann hätte es so einen Gewaltstreich nicht gebraucht, aber — — —"

Ein Turnlehrer schreibt unter dem 26sten Mai 1819 an seinen Freund:

„Das Hinziehen zu N.N. und Sand's That haben tief in mein Inneres gegriffen, wie in die Saiten

*) Wir würden die Gotteslästerung hier nicht wieder mitgetheilt haben, wenn sie nicht einen so wichtigen characteristischen Zug enthielte.

eines verstimmten Flügels, und haben mich gewaltig aufgerafft und vorwärts getrieben. Sand's große Liebe hat auch mich ergriffen und geläutert; es ist mir durch Mark und Bein gegangen, wie elend ich gegen ihn bin, wie's mir noch gewaltig fehlt, um treu und wahr zu seyn wie Sand, und rein wie er, um so rein aus dem Leben gehen zu können."

Endlich, in einem bei Adolf F — — s gefundenen Aufsatz über Kotzebue heißt es unter andern:

„Daher erkennt die bessere Mehrzahl des Volks die That des Sand als eine herrliche große That an, welche entsprungen aus dem edelsten Vaterlandsgefühl des natürlichen Rechts."

Erst jetzt gehen wir zu der weitern Untersuchung über, warum grade Sand unter so Vielen, die dieselben Grundsätze hegten, es nicht bei der bloßen Rede und Schrift bewenden ließ, sondern eine so schwere That verübte.

Sand war eine von den tiefen, nicht alltäglichen Naturen, die von einer Idee, Theorie oder Ansicht nicht bloß oberflächlich bewegt werden; sondern mit voller Konsequenz des Willens sie zur höchsten und alleinigen Richtschnur ihres Lebens machen. Bei unzähligen Andern, die seine Ansichten vollkommen theilten, gingen diese letzteren ruhig neben ihrem sonstigen Leben und Treiben her, und waren, wenn gleich zeitverderbend und gefährlich, so doch immer nur ein kindisches Spielzeug, welches bei reiferem Nachdenken weggeworfen, vielleicht auch mit noch gefährlicheren oder schlechteren, nur äußerlich weniger anstößigen Principien vertauscht werden konnte. Bei Sand waren jene Grundsätze dagegen keinesweges bloß Phrasen, die außer-

halb des Gebietes der Rede keine Existenz haben, sondern der innerste Kern seines Lebens. — Aber bei dieser unläugbaren Tiefe des Gemüths war sein Verstand weniger, wie es scheint, von Natur, als durch allmählige Verfinsterung und fanatische Erhitzung, fast bis zu einem unglaublichen Grade beschränkt und schlechthin unfähig, das Unzusammenhängende, Abgeschmackte, Unpractische und, genau genommen, Leere und Inhaltlose seiner eigenen Ansichten zu durchschauen, und aus diesen auch nur die nächsten Folgerungen zu ziehen. Dazu gesellte sich der Mangel gründlicher positiver Kenntnisse, und, was vornämlich zu beachten ist, es gebrach ihm, da seine Ansichten zugleich die herrschenden in seinem Kreise waren, an Gelegenheit und auch an Neigung, sie durch den Austausch mit Anderen zu berichtigen. *) — So geschah es, daß er ins-

---

*) Ein lebendiges Bild von der Verwirrung der Begriffe Sand's über den Staat überhaupt, und die gegenwärtigen Verhältnisse in Deutschland, so wie von seinem tiefen Hasse gegen die Monarchie und unsere Fürstenhäuser, zugleich aber von seiner großen Unkenntniß der wirklichen Welt und seinem Hochmuthe, bietet seine Apostrophe, welche er während der gegen ihn geführten Untersuchung zu Protokoll dictirte, an die deutschen Fürsten dar, die er mit einer Reihe sehr anzüglicher, aber ganz allgemein gehaltener Beschuldigungen überschüttete, und endlich mit den Worten schloß:

„Ihr Fürsten Deutschlands, warum mußtet Ihr mich aus meinem Frieden aufstören? Warum habt Ihr mich gezwungen, meinen Glauben und mein Vertrauen zu Euch aufgeben zu müssen? Noch will ich Euch nicht mit Flüchen überschütten, nie werde ich mich dazu herablassen. Aber wenn es für jede unsterbliche freie Seele zur höchsten Qual und Unseligkeit gereicht, Andere ihres Gleichen in ihren göttlichen Rechten zu kränken, und gegen das Wahre und Gute anzukämpfen, so will ich mit aller Inbrunst Euch hierbei bitten:

„Rettet das Vaterland; noch ist nichts verloren. Nur einmal beweiset Euch recht von Herzen deutsch, nur einmal zeigt, daß Ihr ganz dem Wohle des Volks, nicht mehr Euerm eigenen Wollen lebt, daß Ihr einigem irdischen Vortheile entsagen könnet, und um aller Seelen Heil willen, das Freie und Große unterstützet. So sind schon alle Guten wieder

besondere gar nicht bemerkt hatte, daß das Deutschthum, welches er glühend liebte, vor allen Dingen nichts weniger war als deutsch, und niemals und nirgends existirt hatte; wohl aber mochte er inne werden, daß die übrige Welt, und vornämlich das wirkliche Deutschland, gar keine sichtbaren Anstalten traf, zu der von ihm auf der Wartburg angekündigten Umwälzung zu schreiten, und daß mithin sein und seiner Freunde Thun und Treiben sich zur wirklichen Welt wie das leere Gerede zur That verhalte.

Diese Beobachtung, die Sand zuerst in Jena gemacht zu haben scheint, ist, unsers Erachtens, der Punkt, von welchem an seine religiöse und politische Theorie sich immer mehr und mehr zu verdichten anfängt, bis sie zuletzt in dem Entschlusse zur blutigen That einen Körper gewinnt. Der natürlichen Beschränktheit seines Verstandes entging es dabei, daß eine offene Gewaltthat grade der Todesstoß für die Sache sey, der er diente, daß ein etwaiger Meuchelmord grade jenem oben auseinandergesetzten Systeme der geistigen Umwälzung Deutschlands widerspreche, und den Kampf in eine Region versetze, wo das revolutionäre Prinzip der noch bestehenden gesetzlichen Ordnung gegenüber nicht Stand halten könne. Zudem war die Selbstverläugnung die in jedem Warten auf andere Zeiten liegt, nicht die Sache seines geistigen, hochmüthigen Egoismus. Er wollte das gelobte Land seines

ausgesöhnt, Treu und Glauben kehren wieder, bleibender Ruhm wird Euch — wo nicht, so wird man rechten für die Freiheit, und Ihr wisset und fühlet selbst, daß dann vor Gott und Ewigkeit, troß Eurer ungeheuren Macht, Euch jeder Einzelne überwinden kann."

„freien Staates", der identisch mit dem Umsturze aller jetzigen europäischen Cultur des Lebens ist, mit eigenen Augen sehen. Es peinigte ihn, daß eigentlich in der wirklichen Welt so schlechthin gar nichts geschähe, um jenes Ideal des Staats, der die „geistliche Freiheit und Gleichheit" in sich beschlösse, in's Leben zu rufen, — und so mußte ganz von selbst der Drang in ihm entstehen, der schlafenden, trägen Welt ein Zeichen zum Aufstande zu geben. Ja sogar eben der Umstand, daß in Jena die Burschenschaft die herrschende Parthei war, und keinen äußern Feind neben sich hatte, während er in Erlangen daran gewöhnt gewesen war, mit Ingrimm und Erbitterung gegen einen bestimmten und concreten Gegner (die Landsmannschaften) zu Felde zu liegen, mußte eine Art Leere in seinem Innern erzeugen, in welchem der Haß einen bestimmten Platz erworben hatte, und es mußte ihn drängen, seine Theorie an irgend einem Gegenstande zu erproben. — Auch die Jenaische Studentenwelt konnte ihm keine Befriedigung verschaffen, da ihm das Mittel, sich in jener Umgebung Ehre und Ansehn zu verschaffen, — die Gabe der Rede, — gänzlich gebrach, und es mochte eben seine Ungelenkigkeit im Ausdrucke, die bei der kochenden Begeisterung im Innern wohl etwas Komisches gehabt haben mag, nicht selten den Spott seiner Freunde veranlaßt haben. — Aber eben dadurch war der lebendige Wunsch dem Unglücklichen nahe gelegt: durch eine recht große, gewaltige, welthistorische That seinen Genossen zu zeigen, daß mehr in ihm sey, als er auf den Lippen trage und in Worten klar machen könne.

„Wer wird mir's glauben", hatte er unter andern auf ein Blättchen geschrieben, welches man zu Jena unter seinen Papieren fand, „daß ich den Tod leiden will, wenn ich's nicht wirklich zeige!"

Wie aber diese ganze Stimmung durch einen ungeheuern geistigen Hochmuth getragen wurde, ist zum Theil schon oben angedeutet; weiter unten aber werden wir den Beweis versuchen, daß, ihm unbewußt, auch eine rein persönliche Eitelkeit kein unwichtiges Motiv zu seinem Verbrechen gewesen sey.

Diese allgemeine Richtung: etwas Großes zu thun, was die Welt in Erstaunen setzte und mit sich fortrisse, und was seinen Genossen und Freunden zum leuchtenden Vorbilde dienen könnte, war also, nach unserer Ansicht, der nächste, sein oben geschildertes religiös-politisches System der entferntere Grund zu seinem Verbrechen, und es lag mehr in zufälligen Umständen, daß die beabsichtigte große That die Ermordung Kotzebue's war.

Um mit Sicherheit festzustellen, wie er gerade auf diesen Letzteren gefallen sey, müssen wir in seinem Tagebuche alle die Stellen herausheben, die sich auf seine Ansicht von Kotzebue's Wirksamkeit beziehen.

Unter dem 28sten April 1816 bemerkt Sand in seinem Tagebuche:

„Am Abend sah ich im Harmonietheater (zu Wunsiedel), wo das letzte Mal in diesem Winter gespielt wurde, die silberne Hochzeit, von Kotzebue, auf-

führen, und zwar sehr schön, und ich kam dadurch auf keine bösen Gedanken." *)

Daß Sand um jene Zeit noch keinen Haß gegen Kotzebue in sich getragen, läßt sich hiernach wohl mit Gewißheit annehmen; da er sonst schwerlich es über sich gewonnen haben würde, ein Stück von eben diesem Schriftsteller anzusehen, ohne wenigstens irgend eine mißbilligende Bemerkung über denselben zu machen. —

Der erste Gedanke an Kotzebue seit dieser Zeit kommt in Sand's Tagebuche erst unter dem 24. November 1817 vor, als Sand schon in Jena war. Es heißt nämlich daselbst:

— „Dann ward auf dem Markte die neue giftige Schimpferei von Kotzebue sehr schön vorgelesen. O! welche Wuth gegen uns Deutschland liebende Burschen!" —

Dann schreibt er unter dem 5. Mai 1818:

„Herr, mitunter wandelte mich heute wieder eine so wehmüthige Bangigkeit an: aber fester Wille, feste Beschäftigung lös't Alles, und hilft für Alles, und das Vaterland schafft Freude und Tugend; unser Gottmensch, Christus, unser Herr, er ist das Bild

*) Diese letztere, gleichsam entschuldigende Bemerkung erklärt sich, wenn man damit das zusammenhält, was er am Morgen desselben Tages in sein Tagebuch schrieb: „Heute Morgens, in einer ziemlich hierzu geschickten Stimmung, auch vorbereitet hiezu dadurch, daß ich auf das Irdische wenig achtete, empfing ich mit meinen theuern Aeltern und meiner Schwester Julie, meinem schon lange in mir wohnenden Sehnen gemäß, das heilige Abendmahl durch Herrn Senior Reuß" u. s. w. Weiter unten heißt es: „O, welche selige Zeit, die man Gott und dir, Christe, verlebt! Könnte ich in diesem Augenblicke nicht wirklich mich für edle Zwecke in den Tod geben." — — —

einer Menschlichkeit, die ewig schön und freudig seyn muß. — Wenn ich sinne, so denke ich oft, es sollte doch Einer muthig über sich nehmen, dem Kotzebue, oder sonst einem solchen Landesverräther, das Schwert ins Gekröse zu stoßen."

Aus dieser höchst merkwürdigen Stelle ergiebt sich die vollste Bestätigung des oben Gesagten. — Nicht unwillkührlich kam ihm, in leidenschaftlichem Zorne über Kotzebue, der Gedanke, den Verhaßten niederzustoßen; — nein! er sinnt nach, was wohl geschehen könne, um seine Theorien ins Leben treten zu lassen, und sein Gedanke weilt beim Morde.

Der Schauder, der jeden, auch den verdorbensten Menschen, bei einem solchen Einfalle sonst zu überwältigen pflegt, ist ihm fremd, — denn längst ist er daran gewöhnt, nur den Ausspruch der eigenen Meinung für die göttliche Wahrheit, die in seinem Kreise geltenden Grundsätze für seine eigne Meinung und außer ihr kein religiöses noch irdisches Gebot als verbindlich anzuerkennen. — Die düstere Begeisterung aus dem Kriege gegen Frankreich, der leidenschaftliche und mitunter exaltirte Haß gegen die Unterdrücker Deutschlands, ist in ihm permanent geworden, und er überträgt diese kriegerische Stimmung auf Verhältnisse, die unter dem Gesetze und der Ordnung des Friedens stehen. Alle Stellen aus Körner's Gedichten, die den Todhaß gegen den gemeinschaftlichen Feind aller Deutschen athmen, hat er als eben so viele Glaubenssätze in sich aufgenommen; ein Exemplar dieser Lieder, worin alle Stellen, die seiner Stimmung zusagten, oft mehrfach unterstrichen waren, begleitete ihn nach Mann-

heim *); er generalisirt diese Gesinnung und dehnt diesen, speciell gegen Frankreich gerichteten Haß auf Alle aus, die seinem Ideale eines Staates entgegentreten. Da denkt er an Kotzebue, dessen Bücher er auf der Wartburg verbrennen sah, der seitdem die Burschenschaft mit bitterem Spotte verfolgt; — wie schön wäre es, wenn dieser, ein zweiter Geßler, von der Hand eines Freundes der Freiheit fiele! — Aber er ist weit entfernt davon, ihn als das einzige, nothwendige Opfer der Rache bezeichnen zu wollen, — er ist zufrieden, wenn überhaupt nur irgend eine blutige That geschieht, — als ein Zeichen für Viele, — Kotzebue könnte fallen, „oder" (was wohl zu merken ist) oder irgend ein solcher, der die neue politische Religion anfeindet, und mithin das Land verräth, und ärger ist als der offene Feind.

Allmählig fixirt sich aber das Spiel der blutigen Phantasie bei einem Gegenstande. — Er hat den Gedanken gedacht, — er muß ihn vollbringen, oder sich selbst der Feigheit, der eitlen Prahlerei anklagen. Denn das ist, so lautet des Verirrten oberster Glaubensgrundsatz, das ist des Menschen höchstes Gesetz: seiner Ueberzeugung zu leben, und er ist fest überzeugt, daß Kotzebue ein gefährlicher Feind seiner deutschen Sache sey. Daß aber gerade diesen Schriftsteller das Loos traf, liegt zunächst, wie weiter unten noch näher ausgeführt werden

---

*) Die Stelle:

„Gebt kein Pardon,
Könnt ihr das Schwert nicht heben,
So würgt sie ohne Scheu!"

hatte er am letzten Abende vor dem Morde unterstrichen.

wird, wohl nur in dem zufälligen Umstande, daß er Weimar zu seinem Wohnsitze genommen hatte, und somit sich in dem, freilich sehr eingeschränkten Gesichtskreise Sand's befand.

Und so ist denn um das Ende jenes Jahres der Gedanke, mit dem er spielte, zum eisernen Entschlusse gediehen.

Er schreibt nämlich am 31. December 1818 in seinem Tagebuche:

„So begehe ich den letzten Tag dieses Jahres 1818 in ernster, feierlicher Stimmung, und bin gefaßt, der letzte Christtag wird gewesen seyn, den ich eben gefeiert habe. — Soll es etwas werden mit unserem Streben, soll die Sache der Menschheit aufkommen in unserem Vaterlande, soll in dieser wichtigen Zeit nicht Alles wieder vergessen werden, und die Begeisterung wieder aufleben im Lande, so muß der Schlechte, der Verräther und Verführer der Jugend, A. v. K., nieder — dies habe ich erkannt. — Bis ich dies ausgeführt habe, habe ich nimmer Ruhe, und was soll mich trösten, bis ich weiß, daß ich mit ehrlichem Willen mein Leben daran gesetzt habe? Gott, ich bitte dich um nichts als um die rechte Lauterkeit und Muth der Seele, damit ich in jener höchsten Stunde mein Leben nicht verlasse!"

„Schaue ich auf dich zurück, du Jahr, das mich meinem Ende nahe führte, o so liegt mir wieder in Klarheit vor das Menschenleben. O, Gott! dich habe ich noch immer im Gefühl und in der Erkenntniß, du warst und bleibst mein einziger Glaube, meine

treue Hoffnung, meine höchste Liebe, so sehr ich auch freier über dich denken lernte! In mir — wurde ich der Kenntniß klarer — liegt Alles; die Menschenwürde, wie sie Jesus uns lehrte, faßte ich inniger auf, als je. Im Gebiete meines Willens liegt Alles; wenn ich das Gute, was ich in meinem Gemüthe mit meiner Ueberzeugung erfaßt habe, mit freier Entscheidung meines schaffenden Willens erstrebe, bin ich vollendet; aber wie weit bleibe ich hinter dem idealen Zustand in meinem äußern Leben zurück! Die Trägheit, die Gewohnheit, sinnliches Wesen, Furcht, Eitelkeit und Falschheit lagern immer um unsern thätigen Willen, und die freie Seele ist mit einem Male in Gefahr, wie zu jeder andern Zeit, und kein Held ist vor ihren Stricken frei, bis zu seinem Ende. Nur mit ihm tritt Gewißheit ein, ob unser Leben lauter und rein, gut oder böse war. Nie werden wir Gott schauen, bis wir durch eigene Kraft unser Wesen läutern. Nach solcher Tugend steht mein einzig Begehren. — Herr, laß mir ein Ende bescheeren, selig in kindlicher Reinheit, klar bewußt meines Heils."

So hat sich also der allgemeine Drang, etwas Großes zu thun, in dem Plane, einen Mord zu begehen, der Mordplan in dem Entschlusse, Kotzebue zu ermorden, fixirt! —

Der Letztere wird von Sand, theils in dem bisher Mitgetheilten, theils in den weiter unten anzuführenden Schriften, als besonders schlecht, gefährlich und des Todes würdig bezeichnet. — Dabei entsteht aber die wichtige Frage: ob er eine umfassende Kenntniß der literarischen

Produkte dieses Schriftstellers, und ob überhaupt der Haß gegen denselben eine tiefere Wurzel gehabt und näher motivirt gewesen sey?

Schon in früherer Zeit soll er über Kotzebue's Schriften ungünstig geurtheilt, und namentlich zu seinem Vater geäußert haben: „Was helfen des Mannes schriftstellerische Talente, wo das teutsche Herz fehlt."

Er selbst dagegen widerspricht auf das Bestimmteste mehreren, zum Theil in officiellen Zeugnissen vorkommenden Aussagen, daß er schon in Erlangen Kotzebue tödtlich gehaßt habe. „So lange er noch in Erlangen gewesen, sagt er, habe Kotzebue in dem Rufe gestanden, er meine es gut mit Teutschland, und er habe damals gar nicht an ihn gedacht." —

U — ch, wie wir oben gesehen haben, einer seiner vertrautesten Freunde, sagt aus, daß Kotzebue während ihres Aufenthaltes in Erlangen in keinerlei Weise, selbst nicht als dramatischer Dichter, seine und Sand's Aufmerksamkeit auf sich gezogen habe. — Vielmehr habe erst das Verbrennen seiner teutschen Geschichte auf der Wartburg, noch mehr aber sein kurz darauf erschienenes literarisches Wochenblatt ihn auf jenen Schriftsteller aufmerksam gemacht.

Die Vorwürfe gegen v. K. faßte Sand später, als er ihn wirklich ermordet, in dem einzigen Satze zusammen, den er noch am ersten Abende nach dem Morde mit Bleistift in kaum leserlichen Worten niederschrieb:

„A. v. Kotzebue ist der Verführer unserer Jugend, der Schänder unserer Volksgeschichte, und der russische Spion unseres Vaterlandes."

Und eben diese Worte wiederholt er in seinem Schluß-Verhör:

> Er habe den Entschluß, Kotzebue zu morden, aus der alleinigen Ursache gefaßt, weil er ihn für den Verderber unserer Geschichte, den Verführer unserer Jugend und einen russischen Spion gehalten habe." —

Es ist zu bedauern, daß Sand während der Untersuchung nicht angehalten worden zu seyn scheint, noch specieller die Schriften von Kotzebue zu nennen, die er gelesen, und ihren Inhalt, oder wenigstens die Behauptungen und Ansichten genau anzugeben, die insbesondere seinen Ingrimm erregt hatten.

Höchst wahrscheinlich würde sich dann mit völliger Gewißheit ermittelt haben, daß Sand, außer dem literarischen Wochenblatte, keine der Schriften Kotzebue's gelesen, und daß er den Geist, der durch dieselben geht, lediglich vom Hörensagen kenne, so wie er auch sogar die beschimpfenden Ausdrücke, die er gegen jenen Schriftsteller gebraucht, nur von Andern gehört und blindlings nachgesprochen zu haben scheint.

In dem Auszuge aus seinem Tagebuche findet sich keine Spur, daß er während seines Aufenthalts in Jena irgend etwas von Kotzebue gelesen habe. —

Noch mehr wird diese dringende Vermuthung dadurch unterstützt, daß er die Behauptung: „Kotzebue sey der Verderber oder der Schänder unserer Geschichte" nicht durch eine Berufung auf dessen deutsche Geschichte rechtfertigt, (was er unfehlbar gethan haben würde, wenn er mehr davon gewußt hätte, als daß sie auf der Wartburg

verbrannt worden,) sondern durch andere eben so unbestimmte Declamationen zu begründen sucht, — indem er z. B. anführt: „K — sey der Schandbube und Erzknecht gewesen, der den Zustand der Schläfrigkeit und Feigheit zu befördern gesucht habe" u. dgl.

Eine solche eigene und gründliche Prüfung eines Gegenstandes wäre auch in der That, bei den Vorurtheilen und der Befangenheit Sand's, weder möglich noch ersprießlich gewesen, — vielmehr war es, nach dem was wir oben über seinen Gemüthszustand und seine geistige Richtung überhaupt gesagt haben, für ihn vollkommen genug, daß K — in dem literarischen Wochenblatte die Burschenschaft anfeindete und lächerlich machte. Denn eben diese Burschenschaft sollte ja der Hebel der zu bewirkenden Umwälzung und gleichsam ein Vorbild der künftigen Verfassung Deutschlands seyn. —

Das weitere Resultat, welches Sand aus der Lektüre des literarischen Wochenblattes gezogen, besteht darin, daß K — ein russischer Spion sey. —

Daß er sich über das Verhältniß Rußlands zum übrigen Europa, über die damals obwaltenden politischen Conjuncturen, endlich über K —'s Verhältniß zur russischen Regierung hätte klar werden sollen, — wird nach der obigen Characterschilderung Sand's wohl Niemand mehr erwarten. — Das Wort: „Spion" war ein bequemes Gefäß, in welches er seinen gesammten Haß hineinpacken konnte, ohne sich selbst Rechenschaft über dessen Motive geben zu dürfen, — zudem wußte er, daß man Spione hängt, und sein Fanatismus mochte daran leicht die dunkle Vorstellung knüpfen, daß der Spion friedlos

und vogelfrei sey. — Er selbst motivirt aber jene Behauptung folgendergestalt *):

„Dieser Schriftsteller sey es bekanntlich gewesen, der zur Zeit der Franzosen so sehr auf sie geschimpft habe, als Einer, der von Allen der Ihrigen so verwerflich und gering gesprochen, der Napoleon nur immer den „Noch Jemand" genannt habe, während ihm doch aus seinen Schriften, aus seinem Sinne und leichtfertigen Verfahren oftmals nachgewiesen worden, daß seine Sinnesart und sein Leben gar nicht geringe Aehnlichkeit mit jener Art von Menschen habe. Als nun Rußland auf seiner Verfolgung Teutschland berührte, so habe er gleichsam die Russen hereingesungen. Wir hätten von dort an fast nichts als Kosacken-Lieder und Baschkiren-Stücke von ihm, deren Zweck immer sey, das ganze westliche und gebildete europäische Leben als gering darzustellen, vor der Helden-Nation, die jetzt käme, alles durch ihre Art zu erlösen. Es sey der immer wiederholte Zweck gewesen, nachzuweisen, daß diese Völker in Osten keine Barbaren seyen, daß sie sich durch die liebenswürdigsten Eigenschaften so sehr über alle Völker auszeichneten, und daß nichts Anderes Pflicht sey, als recht vertraulich und einheimisch mit ihnen umzugehen, sie zu preisen und zu erheben. Dieses habe von Kotzebue während der Kriege gethan, und man hätte es wohl gar gern geduldet, anerken-

*) Das Folgende enthält die eigenen Worte Sand's, die er im Verhöre, nach der That, gebraucht hat.

nend, daß in jenem Sturme der Elemente es ein kräftiger Anstoß und eine gute Hülfe zur Befreiung von den alten Drängern war. Als aber Kotzebue es sich gar zu auffallend zur Pflicht gemacht, wenn irgend einmal etwas Widriges von Kosacken und andern Russen erzählt wurde, diese sogleich, als wäre es unmöglich, und als würde dadurch Se. Majestät der Kaiser aller Reußen beleidigt, völlig rein zu waschen, als er sie als wahre Engel darstellen wollen, und dagegen lieber mit der gehässigsten Art von seinen Teutschen gesprochen, diesen weder große Thaten, noch die eigentliche Selbstbefreiung vom französischen Joch zugestehn wollen; so seyen alle vaterländischen Gemüther über Kotzebue's Sinnesart leicht einig geworden. Wer Freiheit fördern helfe, könne dafür nichts zum Lohne fordern, was die Freiheit völlig wieder aufhebe. Kotzebue habe aber immer nachzuweisen gesucht, daß das teutsche Verhältniß zu Rußland ein solches sey, daß man durchaus nichts denken und thun dürfe, was nicht von dorther gutgeheißen werde; dafür zeugten alle seine letzten Schriften. Damit sey nun nachgewiesen, daß er die Sinnesart gehabt, die teutsche Freiheit unter die Russen stellen zu wollen, und es bedürfe dabei nicht einmal auf seine eigentlichen Bülletins Rücksicht genommen zu werden, worin der Beweis dafür liege."

Nichts desto weniger waren auch diese Bülletins eine von den Ursachen, die den Mordplan in Sand's Innerm zur Reife bringen halfen. Es ist nämlich bekannt, wie einer der Berichte, welche Kotzebue über die öffentliche

Gesinnung in Deutschland an den russischen Hof zu erstatten pflegte, durch die Schuld eines Abschreibers in die unrechten Hände gerieth und (unbefugter Weise) durch den Druck zur öffentlichen Kunde gedieh.

„Als dieses Bülletin erschien", sagt Sand, „wodurch Kotzebue bewirken wollte, Teutschland und seine freie Geistesbildung unter die Aufsicht von Rußland zu setzen, so habe er schon klar eingesehen, daß so etwas geahndet werden müsse; dieser Punkt sey der bestimmende zur That gewesen. Früherhin habe Kotzebue seine Eigenschaft als russischer Staatsdiener verläugnet, und bei Gelegenheit des entdeckten Bülletins habe er dasselbe als eine Dienstsache geltend gemacht; er habe gesagt, er sey russischer Staatsrath, wie man sich erfrechen könne, über das Bülletin nur zu reden, das er bloß für seinen Kaiser geschrieben habe, da doch das Bülletin über die Häupter der Teutschen gehe." — — —

„Der feste Entschluß zur That ward jedoch erst dann begründet, als die v. Stourdza'sche Schrift erschien, und als Kotzebue sich zu ihrem Vertheidiger aufwarf."

„Bei Gelegenheit dieser Schrift", heißt es weiter in v. Hohnhorst's Schrift S. 25., „welche, nach Sand's Ansicht, beabsichtigte, Teutschland in einen Zustand zu versetzen, in welchen es durch den westphälischen Frieden gekommen, nämlich abhängig und ohne Selbstständigkeit, unter sich zerrissen und ohne politische Macht, habe Kotzebue wiederholt geschrieben, wie man sich nur unterstehen könne, über diese Schrift etwas zu sagen, welche die Ge-

sinnungen des russischen Kaisers ausdrücke, und auf seinen Auftrag gefaßt sey."

Eben diese Schrift, welche ex professo gegen den damaligen Zustand der Universitäten gerichtet war, scheint in dem Kreise in welchem Sand lebte, sehr großes Aufsehn erregt zu haben. Sand selbst erzählt in seinen späteren Verhören darüber Folgendes:

„Im Anfange des Jahres 1819 habe die Burschenschaft zu Jena bei Sr. Königl. Hoheit dem Herrn Großherzoge von Weimar eine Klageschrift gegen von Stourdza eingereicht, weil er dieselbe in seiner bekannten Schrift une Société séditieuse genannt habe. Der Großherzog habe auch die Klageschrift angenommen, und v. Stourdza sey zur Verantwortung aufgefordert, obwohl er nach seiner diplomatischen Eigenschaft nicht nöthig gehabt habe, sich einzulassen. Von Stourdza habe auch darauf eine Erklärung abgegeben, die aus den Zeitungen bekannt sey, und der Herr Großherzog habe der Burschenschaft in Jena eröffnen lassen, daß er sie beim Bundestage vertreten habe."

„In derselben Zeit, als die Klageschrift eingegeben worden, hätten der Graf v. B. und Herr v. H., beide Offiziere und Vorsteher der Burschenschaft, den v. Stourdza gefordert, auf welche Ausforderung derselbe in öffentlichen Blättern geantwortet habe." *)

---

*) Sand erzählt bei eben jener Gelegenheit: Es sey in Jena allgemein gesagt worden, daß jene Ausforderung des v. Stourdza von Weimar aus gewünscht werde. „Es lasse sich dies auch daraus schließen, daß dem Grafen B. und v. H. wegen der ganzen Geschichte nichts geschehen sey, und daß eine Erklärung, die Graf B. vor dem academischen Senate trotzig abgegeben, ohne alle schlimme Folgen für ihn geblieben sey." —

Dieser Hergang liefert die Antwort auf eine Frage, die ohne diesen Schlüssel allerdings ein schwieriges Problem darbietet; die Frage nämlich: warum **Sand** bei seiner Gemüthsstimmung, seinen Grundsätzen und seiner feindseligen Richtung gegen Kotzebue, nicht den Weg des Zweikampfes gewählt habe, um Rache an seinem Feinde zu nehmen? Offenbar lag dieses Auskunftsmittel dem Ideenkreise Sand's viel näher, als der Meuchelmord, und es leidet keinen Zweifel, daß von dem Standesvorurtheile, welches jenen für erlaubt hält, zu einem heimtückischen Ueberfalle eines Wehrlosen und nicht zur Vertheidigung Aufgeforderten, bei jedem Andern noch immer eine ungeheure Kluft befestigt ist; denn eben jene Grundsätze brandmarken in der Regel eine solche That in eben dem Maaße mit Verachtung, in welchem sie den offenen Zweikampf für ehrenvoll und löblich halten. Diese Erwägungen mußten auch in Sand aufsteigen und man kann dagegen nicht einwenden: daß er mit Gewißheit habe voraussehen können, Kotzebue werde sich doch nicht stellen. — Nach den Grundsätzen über den Zweikampf, welchen Sand huldigte, muß der thätlichen Rache gegen den Wehrlosen nothwendig wenigstens die Herausforderung vorhergehen, und stellte Kotzebue sich **nicht**, so hatte ja Sand das Seinige gethan, und der Schimpf mußte dann, nach eben jenen Grundsätzen, allein auf demjenigen haften, zu dessen Gegner er sich aufgeworfen hatte; auch würde ja alsdann noch immer Zeit genug zu weitern feindlichen Schritten

---

Der Schluß, daß feindliche Schritte, auch gegen Kotzebue, nicht ungern würden gesehen werden, lag ziemlich nahe.

gewesen seyn. — Aber Sand wollte durch eine auffallende, Erstaunen und Nacheiferung erregende That Deutschland aus seinem trägen Schlummer aufrütteln, er wollte vor der Studentenwelt als Held und Märtyrer erscheinen, — und die Ausforderung zu einem Duell war, nach dem erzählten Vorgange, durchaus nicht mehr neu und originell, und würde jenen Effect selbst nicht unter den Freunden und Bekannten Sand's hervorgebracht haben. — „Wer würde mir es glauben, daß ich den Tod leiden will, wenn ich's nicht wirklich zeige?" hatte er ja selbst auf ein Blättchen geschrieben. Eine bloße Ausforderung war aber schon ein verbrauchtes Mittel, und konnte unmöglich diesen Glauben erregen, ja sie konnte leicht, wenn am Ende die Sache doch ohne Blutvergießen abgegangen wäre, als eine matte Copie eines eben erst vorhergegangenen originellen Beispiels, das Lächeln derer erregen, denen Sand's Unbeholfenheit im Ausdrucke schon manchmal zur Zielscheibe des Scherzes gedient hatte.

Diese Erwägung führt uns auf jene andere höchst beachtungswerthe Seite von Sand's That und Character. Die Rücksicht auf das, was seine Umgebung und seine Freunde zu einer solchen nicht geahneten und von ihm nicht erwarteten, (wie er glaubte heldenartigen) That sagen, ihre Freude und Bewunderung, die sie empfinden würden, und die geheime Wollust, die er im Vorgenusse dieses Triumphes genoß, sind ohne Zweifel ein wichtiger Hebel zu seiner That gewesen. Wir glauben aber nicht zu irren, wenn wir dieses wohlgefällige Bespiegeln seiner selbst, dieses reflectirte Wesen, wobei sich der Mensch selbst in einer Weise objectiv wird, daß er den Zuschauer und

Schauspieler in sich vereinigt, und dem Letztern mit Entzücken zuschaut, — geradezu und mit einem Worte **Eitelkeit** nennen. — Wie sehr aber Sand geneigt war, auf dem Theater seiner Phantasie vor sich selbst tragische Stücke aufzuführen, in denen er selbst die Hauptrolle spielte, beweis't eine kleine, unter seinen Papieren in Jena gefundene Federzeichnung, von welcher ein fac simile in v. **Hohnhorst's** Schrift mitgetheilt ist. — Vor einem gothischen Thorgewölbe knieet eine Figur, mit einem Dolche in der Brust, an dem Thore ist ein Papier mit einem Dolche angeheftet. — Diese Zeichnung wurde später von Sand als die seinige anerkannt; er hatte sie noch in Jena entworfen und giebt an, daß er sich dabei die Thür der Jesuitenkirche in Mannheim, deren er sich von seiner frühern Anwesenheit in Mannheim her erinnert, gedacht habe. Bis hieher habe er sich nach Kotzebue's Ermordung zurückziehen, hier habe er seine Schrift („den Todesstoß") anheften und dann fallen wollen. —

Dem Menschenkenner wird dieses, anscheinend unbedeutende Kritzeln mit der Feder von hoher Wichtigkeit seyn. — Denn so sah Sand sich selbst im Geiste, und diese Zeichnung liefert, so läßt sich mit Gewißheit annehmen, ein einzelnes Stück aus einer ungeheuren Gallerie, die Sand in seinem Innern angelegt hatte, und in der er mit Entzücken zu lustwandeln pflegte. Keinem seiner Freunde gestattete er den Eintritt in dieses Heiligthum, denn die Ueberraschung, und mit ihr der Hauptnerv des Planes, wäre weggefallen, wenn dieser zur Unzeit bekannt geworden. Aber dennoch konnte er es sich nicht versagen, durch einzelne räthselhafte Handlungen wenigstens die Ver-

wunderung und Neugierde seiner Freunde rege zu machen. — „Eines Tages", so heißt es in der Schrift Carl Ludwig Sand S. 177 „tritt A—s (einer seiner liebsten Freunde) zu ihm in die Stube. Sand steht lauernd am Tische, ergreift ein Stück Holz, läuft auf den Eintretenden zu, giebt ihm einen leichten Stoß ins Gesicht, und dann, als dieser mit den Händen das Gesicht zu decken sucht, einen heftigern auf die Brust. A—s fragt erstaunt, was dies heißen solle? „„Siehst Du"", sagt ihm Sand ganz sanft, „„so muß man es machen, wenn man Einen erstechen will; erst in's Gesicht, damit er mit den Händen danach fährt und zum Stoß in die Brust eine Blöße giebt."" *) Nichts desto weniger fiel dies Niemanden von Sand's Freunden auf, und er soll, übereinstimmenden Nachrichten zufolge, Niemanden seinen Plan verrathen, auch sonst in seinem Wesen weiter nichts Auffallendes an den Tag gelegt haben.

*) Sand soll, nach eben dieser Nachricht, es ohnedies geliebt haben, wenn er recht heiter war, seine Freunde durch Mummereien, unverhofftes und unerklärliches Gepolter und dergleichen in Unruhe zu versetzen; welches Vergnügen ihm schon früher bei seinen Freunden den Beinamen Spukmeier (Spukmajor) zugezogen haben soll.

Vierter Abschnitt.

Vorbereitungen zur Ausführung der That und Reise nach Mannheim.

Mit dem 31sten December 1818 schließt das Tagebuch Sand's; nichtsdestoweniger existiren andere Documente aus der Periode bis zu seiner Abreise, welche, auf eine ziemlich genügende Weise, seinen Gedankengang während derselben verfolgen lassen. —

Wir haben oben gesehen, daß Sand am Ende des Jahres 1818 fest entschlossen war, einen Mord an Kotzebue zu begehen. — Da er aber erst am 9ten März zu diesem Ende von Jena abreiste, so entsteht die Frage: ob während dieser ganzen Zeit kein einziger lichter Moment bei ihm eingetreten sey, und ob er unausgesetzt und gleichmäßig entschlossen blieb, einen so schaudervollen Schritt zu wagen?

Die Antwort hierauf muß verneinend ausfallen. Auch wäre eine solche Festigkeit des Entschlusses zu einer solchen Unthat wider die Natur des menschlichen Herzens. Es ist daher ganz der Sache angemessen, wenn Sand in

seinen Verhören selbst aussagt: (v. Hohnhorst S. 26.) „Der Entschluß mußte erst in mir selbst zur nähern Reife gedeihen, denn theils mußte ich bei mir den natürlichen Abscheu zur Verübung einer solchen That bekämpfen, theils kam mir auch manchmal der Gedanke, daß ich zu etwas Besserem werth und geschickt sey, wegen meiner Gemüths-Beschaffenheit, und meiner bereits erlangten Bildung. Auch habe ich auf einen Dritten gewartet, denn ich hatte so gut das Recht, auf ihn zu warten, als ein Dritter auf mich. Weil ich aber Niemand gefunden, so war dieß gleichfalls ein Bestimmungs-Grund für mich. Oft habe ich gedacht, du könntest doch ruhig fortleben wenn ein Dritter die That unternähme. *) Dieses Warten war also eigentlich nur ein Wunsch, daß mir ein Dritter zuvorkommen möge; übrigens aber kannte ich einen solchen Dritten nicht."

Dieses Schwanken zwischen seinem Lebensberufe und der sich selbst gesetzten Mordaufgabe, scheint sich auch aus dem nachfolgenden Schreiben an seine Mutter zu ergeben, welches er gegen Ende Februars 1819 abfertigte, und worin er, wie es scheint, auf eine Frage der Mutter folgendergestalt antwortet:

---

*) Daß er, auch ohne daß ein Dritter dieses Verbrechen ausführte, hätte ruhig fortleben können, scheint ihm eben so wenig eingefallen zu seyn, als daß er nach seinen Principien, wenn K. früher umgekommen, sich eigentlich die Aufgabe hätte setzen müssen, irgend einen Andern, der nicht die neuthümlichen Ansichten über den Staat theilte, zu ermorden. (S. unten Sand's Schreiben an seine Freunde teutschen Sinnes: „Es ist mir dieses Werk, daß K. durch meine Hand seinen Lohn erhalten soll, unter allen das Schwerste, seit ich also die Nothwendigkeit desselben erkannt habe, war es mir Höllenpein, bis ich erproben konnte, ob ich diese That denn auch zu vollführen vermöchte".)

„Ich gehe nun sogleich über auf den letzten Punkt, den Sie in Ihrem letzten Briefe berühren, ob ich mich dem Catheder oder Predigtstuhle widmen werde? Sie scheinen mich im mütterlichen Herzen selbst mit Vorliebe zu etwas bestimmt zu haben, und ich muß, um mit rechter Aufrichtigkeit Ihnen hierauf zu antworten, die Antwort auf ihre Frage ganz aus dem Innersten herausnehmen. Ich bin rücksichtlich meiner Geistesbeschaffenheit von der gemüthlichen Art, daß ich empfänglich bin für alles innere Wissen, frei, so daß ich nichts der gewonnenen Wahrheiten annehmen kann, weil sie ein Anderer als wahr aufstellt, sondern, was ich wissen soll, mir selbst wieder erschaffen muß, und in dieser Rücksicht und im Umfassen des Ganzen danke ich Gott, im Vergleich zu Andern, mit rechter Zufriedenheit für meine Gaben, bin auch noch überall hierin anerkannt worden. Es sollte mir also nicht fehlen, wenn es Büchermachens gälte, zu der Million, die wir haben, auch ein Paar zu Tage zu fördern, die in dem nächsten Umkreise mit Liebe gelesen würden; aber mit angeborner Leichtigkeit und Schnelle in der scharfen Zusammenstellung irgend eines Hauptfachs der Wissenschaften, oder in strenger Erforschung neuer Hauptheile zur Weiterführung des ganzen schon so weit gediehenen und fein ausgebildeten Reiches der Erkenntnisse, wobei es beim akademischen Lehrer, wenn er ein rechter seyn will, ankommt, mich auszuzeichnen, dieß möchte mir nicht gelingen. Um so mehr fühle ich mich mit ganzer Seele und mit eigenthümlicher Begabung (??) hingezogen zum Predigeramte und der Freund zu werden für eine kleinere oder größere Gemeinde. Dieß ist die rechte

Art, daß jeder thue, wozu er die Gaben empfangen hat, und so sollte es auch in jedem freien Reiche eine Haupteinrichtung seyn, daß zwischen allen Aemtern für Geistesbildung und Reichsverwaltung weiter kein Rang und Besoldungsunterschied statt habe, damit jeder, der sich berufen fühlt, und die öffentliche Prüfung besteht, üben könne, wozu er bestimmt ist, und wenn er dieß recht thut, so soll er auch vom Staate erhalten werden, daß er gehörig leben könne. *) — Doch dieß ist überhaupt nur der gewöhnliche und kleinere Beruf, der weiter keine Anerkennung fordert als das Leben, und sich aber nie selbst genug seyn soll. Besonders jetzt ist uns der geschichtliche Beruf, ein weiterer öffentlicher Thatenkreis mehr als je vorgezeichnet, und wenn wir nicht ihm jenen engern hintan setzen, so wird nie das Schöne werden, was wir schaffen sollen, und wonach die Geschichte einzig bei uns fragen wird. Lassen Sie uns also insgesammt Gott bitten, daß er uns seinen Ruf hierzu nie überhören lasse; daß wir zur Zeit, wo es hierfür gilt, den gewöhnlichen Lebenskreis zu sprengen, nicht feige und unschlüssig erfunden werden mögen. Ich habe in meinem bisherigen kleinen Wirkungskreise zwar schon einige Male erfahren, daß, wie man es gewöhnlich nennt, Gefahren der Art glücklich vor mir vorübergegangen sind, aber nur um so größer wird dadurch die Mahnung, zu jeder Zeit Gut und Blut daran zu setzen, für die Sache des Vaterlandes. Alles der Art steht, nach meinem Glauben, in Gott; „Er wird uns" wie Schenkendorf herrlich singt,"

*) Man vergl. hiermit den §. 6. des Entwurf's der deutschen Reichsverfassung, der mit diesen Ansichten Sand's sehr genau übereinstimmt.

„Er wird uns selber leiten,
Den Weg bereiten,
Und mit den Augen deuten
Auf mancherlei!
Ob's etwa Zeit zu streiten,
Oder ob's Rasttag sey!
Wir sehen schon vom Weiten —
Die Grad' und Zeiten
Von unsern Seligkeiten; —
Nur treu! Nur treu! —"

Unumwunden gesteht Sand auch selbst in seinem spätern Verhöre: „Drei Wochen vor seiner Abreise von Jena," (folglich grade um die Zeit als er den eben mitgetheilten Brief an seine Mutter schrieb,) „habe er acht Tage lang weniger an die That gedacht, und da habe er Gott gebeten, er möge sie vorübergehen lassen." — Leider aber trug der Hochmuth, der ihn zu dem blutigen Werke spornte, den Sieg davon, und er bekennt, daß unter diesen innern Kämpfen immer wieder die innere Stimme ihm zugeflüstert und daß diese endlich die Oberhand behalten habe: „Du hast so viel versprochen und noch nichts gethan," — eine Mahnung, welche sich wahrscheinlich auf seine verwegenen Reden im Kreise seiner Genossen, wie sie in dem oben mitgetheilten Aufsatze über die Wartburgsfeier vorkommen, bezieht.

Leider scheint jene innere warnende Abmahnung die letzte gewesen zu seyn. — Ein Zeitungsartikel rief plötzlich das ganze Bild seiner Großthat, welches so lange seine Phantasie beschäftigt hatte, und dessen Farben schon zu erbleichen begannen, wieder vor sein geistiges Auge

zurück. — Kotzebue, so verkündigte die Nationalzeitung, sey von seinem Hofe zurückgerufen und werde mit dem Anfange des Frühlings zurückkehren. Wahrscheinlich war es der Haß der Leidenschaft, der immer viele Nebenumstände weiß, wenn von dem Todfeinde die Rede ist, welcher hinzusetzte: „Er wolle nun in Rußland seine Schätze verzehren, 12000 Rubel jedes Jahr." — Dieß wirkte entscheidend auf Sand. — Er giebt an, „daß er die Schmach nie ohne Vorwürfe hätte tragen können, wenn Kotzebue ungestraft den deutschen Boden verlassen hätte"; — aber weit mehr noch als diese Erwägung hat ihn gewiß die Alternative gespornt: „jetzt oder nie!" und es war ihm klar, daß, wenn Kotzebue einmal wieder in Rußland wäre, sich unübersteigliche Hindernisse zwischen ihm und seinem Ziele aufthürmeu würden. — Und von diesem Plane, der nun, als er ihm entsagen sollte, lockender als je vor seine Seele trat, sollte er sich plötzlich und gewaltsam losreißen? Alle Motive, die den unglücklichen Gedanken in ihm zur Reife gebracht hatten, übten auf's Neue ihre alte magische Gewalt über ihn aus, — und der glückliche Moment des Zweifels an der eignen Unfehlbarkeit, der Augenblick des Aufdämmerns der Besinnung war vorüber! — Mochte er immerhin später den Widerruf jenes Artikels in andern öffentlichen Blättern lesen, er hatte sich einmal schon in die Rolle Tell's geworfen, der vor der Ermordung Geßlers seinen Monolog declamirt, und gegen den poetischen Reiz dieser neuen Situation konnte die einfache Reflexion nicht aufkommen: daß, weil der Grund der Eile wegfalle, die Eile selbst nicht vonnöthen sey. Vielmehr überredete er sich lieber,

(laut seiner spätern Aussage im Verhör), die spätere berichtigende Wahrheit sey falsch, da die erste Nachricht mit allen Umständen übereingestimmt habe; nämlich damit, daß Kotzebue ausgeplaudert habe, die Stourdza'sche Schrift sey im Auftrag des Russischen Kaisers geschrieben. Ob natürliche Beschränktheit oder die Blindheit des Fanatismus diesen Schluß gezogen habe, können wir nicht entscheiden.

So begann also Sand mit dem Anfange des Märzmonates mehrere Schriften zu entwerfen, die den Schlüssel zu seiner That für alle diejenigen enthalten sollten, welchen er eine Aufklärung über dieselbe schuldig zu seyn glaubte. *) — Wir eröffnen diese Reihe mit dem Briefe an seine Eltern und Angehörigen.

„An alle die Meinigen.

Treue, ewig theure Seelen!

Warum Euch den Schmerz noch lange mehren? dachte ich, und schwankte, Euch hiervon zu schreiben. Aber bei plötzlicher Nachricht über meine That möchte Euch der herbe Gram zwar leichter und schneller vorübergehen; doch die Liebestreue wäre dadurch verletzt, und ganz gebrochen kann ja der tiefe Schmerz nur dadurch werden, daß wir den ganzen Kelch von Wermuth rein ausleeren, und uns dabei fromm zu unserm Freunde halten, dem treuen ewigen Vater im Himmel. Also heraus aus der umschlosse-

---

*) Schon früher hatte er in Jena aus einem alten französischen Hirschfänger einen Dolch machen lassen, dessen Modell er in Wachs entworfen hatte; Griff, Heft und Parirstange wurden nach seiner eigenen Zeichnung entworfen. Dieser Dolch, welchen er um Weihnachten bestellte, ward in der Mitte des Februars fertig; Sand hatte sich mehrmals, immer ohne Beiseyn eines Dritten, nach dem Fortrücken der Arbeit erkundigt.

nen bangen Brust; hervor du lange große Qual der letzten Rede, die, aufrichtiger Art, einzig den Abschiedsschmerz versüßen kann.

Euch bringt dieses Blatt des Sohnes, des Bruders letzten Gruß zurück!

Gehegt, gewünscht habe ich immer viel; es ist an der Zeit, daß ich die Träumereien lasse, und die Noth unseres Vaterlandes dringt zum Handeln. — Dieß ist unstreitig der höchste Jammer in diesem Erdenleben, wenn die Sache Gottes durch unsere Schuld in ihrer regen Entwickelung Stillstand nimmt; dieß für uns der entehrendste Schimpf, wenn alle das Schöne, was von Tausenden kühn erstrebt wurde, und wofür sich Tausende freudig geopfert haben, nun als ein Traumbild, ohne bleibende Folge, in trübem Mißmuthe wieder entschlafen, wenn die Reformation der alten abgelebten Art jetzt auf halbem Wege verknöchern sollte. Unsere Enkel würden diese Trägheit zu bejammern haben. — Der Anfang zur Erneuerung unsers deutschen Lebens wurde in den letzten 20 Jahren, besonders in der heiligen Zeit 1813, mit Gott getrostem Muthe begonnen, das väterliche Haus ist vom Grund aus erschüttert! Vorwärts! Laßt es uns wieder aufrichten, treu und schön einen rechten Tempel Gottes, wie ihn unsere Herzen ersehnen! Nur wenige stemmen sich als ein Damm gegen den Strom der Entwickelung des höhern Menschlichen im teutschen Volke. Warum beugen sich ganze Schaaren wieder unter das Joch dieser Argen? Soll uns das erst erwachte Heil wieder ersterben?

Viele der ruchlosesten Verführer treiben ungehindert bis auf's völlige Verderben unseres Volkes hin bei uns

ihr Spiel. — Unter ihnen ist Kotzebue der feinste und boshafteste, das wahre Sprachwerkzeug für alles Schlechte in unserer Zeit, und seine Stimme ist recht geeignet, uns Teutschen allen Trotz und Bitterkeit (NB) gegen die ungerechtesten Anmaßungen gar zu benehmen, und uns einzuwiegen in den alten faulen Schlummer. — Er treibt täglich argen Verrath am Vaterlande, und stehet dennoch geschützt durch seine heuchlerischen Reden und Schmeichlerkünste, und gehüllt in den Mantel eines großen Dichterruhmes, trotz seiner Schlechtigkeit da, als ein Abgott für die Hälfte Teutschlands, die von ihm geblendet, gerne das Gift einnimmt, das er in seinen halb-russischen Zeitschriften darreicht. — Soll nicht das ärgste Unglück über uns kommen, denn diese russischen Vorposten werden nichts Freies und Gutes aufkommen lassen; oder zur Zeit der Gährung mit den Franzosen zugleich unter uns wüthen; soll nicht die Geschichte unserer Tage mit ewiger Schmach behaftet seyn; — so muß er nieder.

Ich spreche immer: wenn etwas Heilbringendes erstehen soll, so laßt uns Kampf und Mühe nicht scheuen, und die rechte Freiheit und Begeisterung des teutschen Volkes erwächst uns nur dann, wenn vom braven Bürger gewettet und gewagt wird; wenn der Sohn des Vaterlandes in dem Streite für Recht und für die höchsten Güter mit Hintansetzung alles Lieben nur den Tod liebt. Wer soll auf diesen erbärmlichen Wicht, auf diesen bestochenen Verräther losgehen? In Angst und bittere Thränen oftmals zum Höchsten gewandt, warte ich schon geraume Zeit auf einen, der mir zuvorkomme, und mich, nicht zum Morde geschaffen, ablöse, der mich erlöse aus

meinem Schmerz und mich lasse auf der freundlichen Bahn, die ich mir erwählt habe. Es zeigt sich trotz all meines Gebetes keiner, und es hat auch jeder so gut wie ich, das Recht, auf einen Andern zu warten. Zögerung macht unsern Zustand immer schlimmer und erbärmlicher, und wer sollte uns von der Schande befreien, wenn Kotzebue ungestraft den teutschen Boden verlassen, und in Rußland seine gewonnenen Schätze verzehren wird? Wer soll helfen, retten aus dieser unseligen Lage, wenn nicht jeder, und in meinem Gebiete zunächst ich, den Beruf fühlt, Gerechtigkeit zu verwalten, und zu handhaben, was für's theure Vaterland geschaffen werden soll? — Also nur muthig dran! Auf ihn will ich Gottgetrosten Muthes losgehen, (erschreckt nicht!) ihn den Schänder und Verführer unsers Volkes, den grausen Verräther niederstoßen, daß er aufhöre, uns von Gott und der Geschichte abzuwenden und uns in die Hände der arglistigen Feinde zu geben. Dazu treibt mich ernste Pflicht, seit ich erkannt habe, welch Hohes in dieser Zeit für unser Volk zu erstreben ist, und seit ich ihn kenne, den falschen, feigen Schurken, ist dieß für mich, wie für jeden Teutschen, der das Wohl des Ganzen berathet, ein strenges Muß geworden. Möchte ich durch diese Volksrache alle Regen und Gemeinsinnigen darauf hin verweisen, von woher Falschheit und Gewalt droht, und bei Zeiten die Furcht aller und die rüstige Jugend gegen die rechte Spitze kehren, um das gemeinsame Vaterland, Teutschland, den immer noch zerrissenen und entwürdigenden Staatenbund, aus der nahen großen Gefahr zu erretten; möchte ich Schrecken über die Bösen und Feigen, Muth über die Guten verbreiten. — Schreien

und Reden wirken nicht — nur die That kann einen — möchte ich wenigstens einen Brand schleudern in die jetzige Schlaffheit, und die Flamme des Volksgefühles, das schöne Streben für Gottes Sache in der Menschheit, das seit 1813 unter uns aufgeregt ist, unterhalten, mehren helfen; — so wären alle meine höchsten und letzten Wünsche erreicht. Deshalb bin ich, obgleich aufgescheucht aus allen bisherigen schönen Träumen für ein künftiges Leben, dennoch ruhig und in Gott voll Zuversicht, ja selig, seit ich durch Nacht und Tod mir die Bahn vorgezeichnet weiß, meinem Vaterlande heimzuzahlen, was ich ihm schulde.

So lebet wohl, ihr treuen Seelen! Es fällt die schnelle Trennung schwer, und Eure Erwartungen, wie meine Wünsche sind wohl getäuscht, doch mag dies eine Vorbereitung seyn und trösten, daß wir ja immer, was die Noth des Vaterlandes erheischte, zuerst von uns selbst verlangten, was sich in mir zum unverbrüchlichsten Grundsatz eingelebt hat.

Ihr werdet bei Euch sprechen: „hat er doch durch unsere Opfer das ganze Leben auf dieser Erde, die Freuden in dieser Menschengesellschaft kennen gelernt, und schien mit Innigkeit dies Land und den erwählten Beruf zu lieben?“ — Ja, dieß war, dieß that ich. — Unter Eurem Schutze, durch Eure unzähligen Opfer sind mir Land und Leben so innig lieb geworden.

Ihr ließet mich in die Wissenschaften einführen, in freier Geistesbeschäftigung habe ich gelebt, habe in die Geschichte geschaut, und bin dann wieder zurückgekehrt in mein eigenes Gemüth, um mich an dem festen Pfeiler des Glaubens hinaufzuranken zum Ewigen, und durch freie

Forschung des Verstandes mir über mich selbst, und über die Größe meiner Umgebungen klar zu werden. Ich habe die Wissenschaften in der gewöhnlichen Ordnung nach Kräften betrieben, wurde in den Stand gesetzt, das Gebiet unsers menschlichen Wissens zu überschauen (??), und habe mich wieder ausgesprochen darüber mit Freunden und Männern und habe, um fürs Leben selbst geschickt zu werden, Sitten und Getreibe der Menschen in verschiedenen Theilen Teutschlands kennen gelernt. — Als ein Prediger des Evangeliums wollte ich freudig dieß Leben bestehen, und bei allenfalsigem Umsturz unserer Lebensformen und der Wissenschaft sollte mir auch Gott helfen, meines Amtes treu mich zu bewähren. — Aber sollte mich dieses alles abhalten, der nahen Gefahr des Vaterlandes selbst abzuwehren? Muß mich Eure unsägliche Liebe nicht geradezu anfeuern, den Tod einzusetzen für das gemeinsame Wohl, unser Aller Streben? — So viele der jetzigen Griechen sind schon gefallen, um ihr Volk von der Strafruthe der Türken zu befreien, und sind fast ohne allen Erfolg, ohne alle Aussicht gestorben, und Hunderte von ihnen, auch unter uns durch Bildung sich weihend, lassen dennoch den Muth nicht sinken, und sind bereit, sogleich wieder das Leben für das Heil ihres Landes dahin zu geben; — und ich wollte nicht sterben?! und wir, denen die Errettung und Erschaffung der höchsten Güter so nahe liegt, wollten nichts dafür thun?

Ob ich Eure Liebe anerkenne oder dagegen leichtfertig wäre? Glaubt's nicht! Was sollte mich ausrüsten zum Tode, wenn nicht gerade eine Liebe zu Euch (?) und zum Vaterlande, die mich treibt, sie Euch zu beweisen.

Mutter, Du wirst sagen: Warum habe ich einen Sohn groß gezogen, den ich lieb hatte, und der mich liebte, für den ich tausend Sorgen und steten Kummer litt, der durch mein Gebet empfänglich wurde für das Gute, und von dem ich auf meiner müden Lebensbahn in den letzten Tagen kindliche Liebe verlangen konnte? — Warum verläßt er mich nun? — Theure Mutter, möchte nicht auch die Pflegerin irgend eines Andern so klagen, wenn er für das Vaterland hinginge, und wenn es keiner thun wollte, wo bliebe das Vaterland? Weit ist auch die Klage von Dir entfernt, und Du kennst solche Reden nicht, edle Frau.

Schon einmal habe ich Deinen Ruf vernommen, und wenn keiner hervortreten wollte für die teutsche Sache, so würdest Du mich auch diesmal selbst zum Kampfe voranschicken. Noch zwei Brüder und zwei Schwestern, alle rechtschaffen und edel, habe ich vor mir; sie bleiben Euch; ich folge meiner Pflicht (!), und an meiner Statt werden Euch alle Jünglinge, die es redlich meinen mit dem Vaterlande, als treue Kinder zugethan seyn. Meine Bestimmung ist diesemnach gegeben. Ob ich noch funfzig Jahre leben würde, ich könnte nicht reger und inniger leben, als in diesen letzten Jahren. Dies ist unsere Bestimmung, daß wir erkennen den einig wahren Gott, gegen das Böse ankämpfen, und dagegen den Vater mit unserem ganzen Leben preisen. In der Welt haben wir Angst, aber in Gott können wir diese, wie Christus, überwinden. O! daß uns in vollem Maaße sein Friede werde! Verlassen auf dem einsamen Wege, den ich wandeln soll, habe ich keine andere Aussicht als auf ihn, den gnädigen Vater, in ihm fasse ich auch Muth und Stärke, die letzte Bangig-

keit zu überwinden, und meine ernste That männlich zu vollführen. Seinem Schutze, seiner Tröstung empfehle ich Euch; möge er Euch zu der Freude erheben, die Unfälle nicht zu trüben vermögen. Gebet den Harm auf, gegen die dauernde Freude in ihm, und achtet nicht so sehr auf meinen Thränenguß, als vielmehr auf die Liebe, die zwischen uns bestehet, und nicht untergehen kann. Dann aber stehet in allen Stürmen treu mit dem Vaterlande! Führt Eure Kleinen, denen ich so gerne ein leitender Freund geworden wäre, baldigst hinaus auf unsere gewaltigen Berge, und lasset sie dort auf dem erhabenen Altar in Mitten Teutschlands der Menschheit sich weihen und gelübden.

Im freudigen Aufblick zu Dir, ewiger Gott, bestehe mein Vaterland! Dein Segen komme reichlich auf die kampfrüstige Schaar im teutschen Volke, die, deine großen Gnadengaben erkennend, die Sache der reinen Menschheit, Dein Abbild auf Erden, zu fördern muthig entschlossen ist.

Das letzte Heil, das Höchste liegt im Schwerte, drück dir den Speer in's treue Herz hinein, der (deutschen) Freiheit eine Gasse!

Jena, Anfangs März, 1819.

Euer in Liebe Euch ewig verbundener
Sohn und Bruder und Freund
Carl Ludwig Sand.

Dieses Schreiben wäre unstreitig eine der schwierigsten Aufgaben für Sand gewesen, wenn noch ein Rest

einer gesunden und natürlichen Betrachtungsweise der Welt und der menschlichen Verhältnisse, und eine Spur von Mitleid und richtigem Gefühl in ihm übrig geblieben wäre. — Dann hätte er nothwendig einsehen müssen, was es heißt: einem rechtlichen, unbescholtenen Elternpaar, insbesondere einer Mutter, die mit aller Innigkeit der tiefsten mütterlichen Liebe an einem erwachsenen Sohne hängt, die Nachricht beizubringen, daß eben dieser Sohn entschlossen sey, einen schimpflichen Meuchelmord zu begehen; wenn er aber noch fähig gewesen wäre, das unnennbare Weh zu begreifen, welches er dadurch muthwilligerweise über seine Familie brachte, wenn er noch die geistigen Organe gehabt hätte, diesen Effect seines Verbrechens recht zu bedenken, — so wäre wahrscheinlich das ganze Verbrechen unterblieben. Auch ist der Gedanke an seine Eltern und Geschwister nicht an ihm vorübergegangen, ohne ihn tief zu bewegen — an manchen Stellen wird sein, sonst widrig verschrobener, manierirter Styl, von der Wehmuth des Gegenstandes übermannt, natürlich und edel, überhaupt, weil er hier mehr aus dem Herzen schreibt, leichter und fließender *). — Aber in der Hauptsache hilft er sich durch eine Fiktion, die nur erklärbar ist, wenn man erwägt, wie einerseits vor der herben Barbarei seines pseudo-philosophischen Systems jeder Anklang von wahrem Gefühl verstummen mußte, andrerseits aber eben dieses System eine Brille war, die ihm den Anblick der wirklichen Welt entzog, und ihn in ein

*) Bei der Untersuchung ergab sich jedoch, daß er diesen Brief ebenfalls erst im Concepte und sogar nach einem Schema entworfen habe. v. Hohnhorst S. 160. 161.

revolutionäres Fabelland blicken ließ. Seine Mutter, so nimmt er an, billige sein Vorhaben, sie, — ihren Briefen nach, eine natürliche, verständige Hausfrau, — sey eingegangen in das Irrenhaus seines religiös-politischen Systems, habe ebenfalls das göttliche Gebot vergessen und könne freudigen Muthes den Sohn zum Morde aussenden und also dem Richtschwert entgegen gehen lassen!

Aber wenn er auch auf die bestimmteste Mißbilligung seines Schrittes von Seiten seiner Eltern gerechnet hätte, wäre es mehr als zweifelhaft gewesen, ob diese ihn hätte wankend machen können. Derselbe Pilosophismus, der ihn lehrte, des Menschen Meinung sey göttliches Gebot, und außer der subjectiven Ueberzeugung gebe es kein anderes Recht und keine andere Quelle der Religion, — der ihn mit Verachtung auf alle menschliche Staatsverbindung und die Gesetze des gesitteten Europa's herabsehen ließ, — zählte ihn auch los von der natürlichen Pflicht der Liebe und Treue gegen die Eltern, und lehrte ihn den Gehorsam gegen diese mit Füßen treten, wenn diese, auch bei den Wilden heilig geachtete Pflicht mit den Tendenzen der Burschenschaft in Collision gerieth. Ein Dokument dieser herzlosen Gesinnung, welches weiter keines Commentar's bedarf, ist folgender Brief:

An einen seiner Schul- und Universitätsfreunde.

(S. die Schrift: Carl Ludw. Sand S. 134.)

„Theurer Freund!

Recht im Innersten griff es mich an, daß du dich von deinen Eltern hast nach Heidelberg schicken lassen,

während du doch vorhattest, nach Jena kommen zu wollen. Ich merkte die wahrscheinliche Meinung und Absicht in diesem Schritte deiner Eltern, daß sie dich nicht staatsgefährlich werden lassen und als einen mit Gehorsam, Sinn für Ruhe und Reichthum und Kenntnissen gezierten Staatsbürger wollen zu Hause haben, um ja nicht in ihrem menschlichen Lebensplane gestört zu werden. Ich dachte mir: folgt E., den ich vorzüglich wegen seiner Willensstärke und wegen seines festen Sinnes für Rechtschaffenheit so innig liebe und schätze, hier in diesem Kleinen, wider seinen Willen und seine Einsicht, dem gewöhnlichen Herkommen; um wieviel weniger wird er dann dereinst dem Vaterlande treu das Seinige opfern, wenn es nicht mehr beim bloßen Rufe bleiben kann, sondern wo wir für die warme Idee des großen teutschen Vaterlandes wirklich Schande und Schmach, Hunger und Rabenstein einhandeln müssen. Willst du in deinem künftigen Berufskreise nicht für die Einheit der Brüder und die Freiheit der Teutschen leben, und dafür entweder siegen oder bis zum Tode kämpfen, so verdirbst du dir dadurch nichts, als deine eigne Seligkeit (!!); denn wie Einer hast du die Noth und Zerrissenheit unsers Vaterlandes erkannt und hast mit dieser Einsicht die höchsten Pflichten auf dich genommen. Wenn wir nicht bei Zeiten auf den Gedanken kommen: von jedem unter uns hängt eben so viel ab, als von jedem andern, der in höherm oder niederm Einflusse zum Staate steht, wenn wir nicht den ernstlichen Entschluß fassen: nächst dem gewöhnlichen Wirken auch nach jenen höhern vaterländischen Tugenden zu streben, so wird nie werden was zu schaffen uns auferlegt ist. Laß uns auf der Hut

seyn, daß nicht auf uns jene Schmach sitzen bleibe, die seit 200 Jahren, traurig genug! auf den teutschen Protestanten lastete, weil sie bei den verwirrten Verhältnissen nach der Reformation nicht zur That kommen, und bei Mühlberg und zu vielen andern Zeiten nicht siegen oder sterben konnten. Ich hörte durch Ack—n, mit dem ich hier recht selig zusammen lebe, daß du die Theologie aufgegeben habest, und meine, auch dies sey nicht die rechte Art. Wenn du dich gleich jetzt um so mehr auf die Jugenderziehung verlegen magst, so solltest du doch das ganze christliche Lehramt nicht deshalb aufgeben, weil du wahrscheinlich in der Gottesgelahrtheit freier hast denken gelernt, als andere; sondern es ist dir um so strengere Pflicht, grade dies, was du erkannt hast, mit allem Eifer zu predigen, und unsere zerrissene, traurige Lage in Religionssachen kommt nur davon her, daß eben die Ueberzeugungen in den letztern Jahren so schwach waren, daß nur sehr Wenige Leidensfreuden dafür übernehmen mochten. Sollen wir aus unsrer Engherzigkeit und aus dem letzther verkrüppelten Wesen herausgerissen werden, und wieder zu einer Lebenstreue und Einigkeit, zu einer Wärme in unserm Erdentreiben kommen; so hat jeder von uns die strengste Pflicht auf sich, grade das zu predigen, was seine Ueberzeugung ist, und wenn wir es fromm vor Gott, so mit Ernst anfangen, so werden wir auch über Jene siegen; über die, die eben keine lebendige Ueberzeugung haben, und deshalb in der alten Gewöhnung und im ergebnen Gehorsam sich noch gefallen. Lebe wohl! Gott helfe mir und dir, daß wir bis in den Tod treu bleiben der Mensch-

heit und dem Vaterlande, dem Volke, aus dem sie uns aufsteigt."

Jena, Anfangs März 1819.

„Dein teutscher Bruder
Carl Sand."

Nächst seinen Eltern waren es aber auch seine Freunde, in deren Kreise er bisher gelebt hatte, von denen Sand Abschied nehmen mußte. — Dieses Schreiben, welches eine weitläufige Untersuchung veranlaßte, hat er, seinem Geständnisse nach, an demselben Tage verfertigt, an welchem er den weiter unten mitzutheilenden Brief an die Burschenschaft schrieb.

Es lautet wie folgt:

„Meinen Freunden teutschen Sinnes in Jena.
Zu übergeben durch Frd. Asmis."

„Freunde!

Der größte Jammer auf dieser Erde ist unstreitig der, wenn wir das Heiligste, für welches sich Tausende geopfert haben, gemein zu werden und zu ersterben droht. *) Seit ich nach und nach über die Sache des Vaterlandes in mir klarer wurde, trachtete ich, mich gegen der Welt Halbheit öffentlich zu entscheiden, und ich kann nimmer ruhen, bis der Spottbube Kotzebue durch meine Hand seinen Lohn erhalten wird. Es ist mir dieses Werk unter allen das schwerste; seit ich also die Nothwendigkeit desselben erkannt hatte, war es mir Höllenpein, bis ich erproben konnte, ob ich diese That denn auch zu vollführen

*) Diese an sich unverständliche Periode soll, nach einer Bemerkung in v. Hohnhorst's Schrift S. 198, wörtlich so im Original stehen.

vermöchte. Nun gehe ich hin, um diese Brandfackel in's ruhige Leben zu schleudern; möge der Erfolg für unser gemeinsames Streben segenreich werden! Falle ich; so ist mein letzter Wille zu Euch, daß man, bei allen dergleichen Fällen, für die Zukunft, diejenigen, die die Gaben des Geistes, Klarheit der Rede, der handvesten Verwaltung besitzen, diejenigen, die in jeder Stunde des Lebens zum Tode, für die hohe gemeinsame Sache bereit seyn zu können, schon bewiesen, die etwa auch schon Ansehn beim Volke erlangt haben, daß man diese dann, so sehr sie sich auch zum Kampfe hervordrängen werden, dennoch in den Hinterhalt stelle, auf daß, wenn das Land frei werden sollte, es nicht an Bildern fehle, und auch gleich der rechte vollendete Zustand geschaffen werde, daß das teutsche Volk nicht in Halbheit verknöchere.

Kann ich durchkommen, so weiß ich schon wo ich hinfliehen werde, um zur rechten Zeit dem Vaterlande wieder dienen zu können.

Gott sey mit Euch.

Jena, am Ende März 1819.

Euer teutscher Bruder
Carl Ludwig Sand
vom Fichtelberg."

(Dieses erklärte Sand späterhin in seinem Verhöre für einen Schreibfehler; es sollte heißen: Anfangs März.)

Der Inquisit mußte, wie sich von selbst versteht, über dieses Schreiben in vielfacher Hinsicht näher befragt werden, vornämlich da das Untersuchungsgericht, wegen mancher Stellen in demselben, auf die naheliegende Vermuthung kam, es sey an einen engern, scharf abgeschlossenen

Bund, nicht bloß von Gleichgesinnten, sondern von Verschwornen gerichtet. —

Sand spricht sich darüber in seinen Verhören, (v. Hohnhorst a. a. O. S. 166.) folgendergestalt aus:

„Es hat dieser Brief die Absicht gehabt, meinen nähern Landsleuten und Freunden meine That zum Abschiede in ihrem gehörigen Lichte zu entdecken. Ich habe darin gesagt, daß ich, von meinem Innern gerufen, jetzt dahin gehe, den A. v. K. als den Erzknecht der falschen weibischen Zeit und ale den Verräther des Vaterlandes niederzustoßen; ich sage ihnen dieses, hoffe, daß sie in irgend einer Zeit der Gefahr des Vaterlandes, wie ich jetzt, eben so handeln werden, und darunter setzte ich meinen Namen und hoffte, daß es öffentlich herumgegeben werde von meinen nähern Landsleuten, daß es lesen möge wer wolle, wie auch die Ueberschrift beweiset."

Dem Gerichte, welches durch diese Erklärung in keiner Weise befriedigt war, fiel zunächst die Aufschrift: „meinen Freunden teutschen Sinnes" auf, und es stellte die Frage:

Wen er unter diesen Freunden verstehe?

Sand erwiederte darauf:

„Diese Ueberschrift heiße nicht: meinen teutschen Ordensbrüdern, oder meinen Mitverschwornen, oder denen, die mit mir von dem großen verborgenen Geheimnisse wissen, sondern sey unschuldig und gewöhnlicher Weise überschrieben, und der Ueberschrift nach öffentlich gemeint, so daß alle deutschen Studenten in Jena, mit denen er allen wenigstens bekannt, mit den meisten aber sehr gut gewesen sey, es zu lesen bekommen sollten. Diejenigen, die als

Deutsche nicht gemein oder leichtfertig und lüderlich hinlebten, sondern zum Wohl des deutschen Volks sich herauszubilden beeifern und sich ihrem Vaterlande weihen, diese haben ein Streben mit ihm, diesen sey es noch besonders gemein, während es solchen, die etwa darüber höhnen und spotten sollten, nach Durchlesung wieder aus den Händen gewunden ist."

Man fragte weiter:

„Warum er zwei verschiedene Schreiben verfertigt habe; das eine an die Burschenschaft, und das andere speciellere an seine Freunde?"

„Weil, antwortete Sand, außer der deutschen Burschenschaft noch viele deutsche Studenten und ihm befreundete Seelen in Jena lebten, denen allen er dieses zur Aufmunterung zugedacht habe."

Diese Antwort führte zu der weitern Frage:

Wer diese Freunde deutschen Sinnes seyen?

„Welcher Deutsche," entgegnete darauf in der ihm gewöhnlichen schwülstigen Weise der Inquisit, „wie er auch das Vaterland liebe, und sich für dasselbe zu bilden suche, habe gemeinsames Streben mit ihm. Er traue dieses nach seinem guten Glauben (!!) zu den Menschen jedem zu, und wolle keinen davon ausschließen, könne sie also, die mit ihm von gleichem Stamme geboren, und von gleicher Liebe zum Vaterlande durchdrungen, nicht besonders angeben. Wenn aber diese Frage: wer das Vaterland liebe, öffentlich ausgesprochen werde, so hoffe er, sie werden jubelnd sich herzudrängen, und ihre Namen angeben."

Das Gericht war durch eine solche Antwort, wie natürlich, nicht befriedigt. — Aber eben so wenig war

Sand geneigt oder im Stande, auf die dahin zielenden Fragen bestimmtere Antworten zu geben. Als ihm nämlich bemerklich gemacht wurde:

„es scheine, daß er mit diesen Freunden in genauer Verbindung müsse gestanden haben,"

antwortete er:

„Er habe, wo es so räthlich war, wie hier, sein Vertrauen nie knauserisch zugemessen, und da es ihm hier darauf ankam, recht Viele zu gleichem Ernste zu stimmen, so hätte es ihm wohl verkehrt gedünkt, hier mit Vertrauen zu sparen, wo es doch fast gar kein Vertrauen mehr war, sondern blos eine von ihm selbst geschehene Auseinandersetzung dessen, was er that, damit der Einzelne in gleichem Falle wisse, was er meine, was das Beste sey, wenn er dieses für etwas Geheimes und für Geheimeres als das Schreiben an die Burschenschaft gehalten hätte, so würde er es auch anders untergebracht, und nicht dem Zufalle der Entdeckung Preis gegeben haben."

Endlich giebt er bei einer andern Gelegenheit zwar zu, daß dieser Brief allerdings an die Mitglieder des (litterarischen oder staatsrechtlichen) Vereins, der in Jena bestand, und dessen Mitglied er war, gerichtet gewesen, — fügt aber ausdrücklich hinzu, daß er auch für jeden Andern geschrieben gewesen, der ihn hätte lesen wollen. „Er sey nicht ausschließlich für diese Gesellschaft gewesen, er habe aber gehofft, daß dieselbe ihn vorzüglich lesen und beherzigen werde." —

Das Wichtigste aber, was er zum Beweise der Unverfänglichkeit jener Schrift anführt, ist unstreitig Folgendes:

„Er habe sie mit der allgemeinen Ueberschrift die an Alle gehe, in ein Pult hineingelegt, welches jeder Sucher mit bloßer Hand habe eröffnen können; hätte er sie an die Heimlichkeit gerichtet, so würde er auch einen bessern Unterkunftsort ausgeforscht haben. Daß man bei einer jugendlichen Schrift, die, wie diese, eilig geschrieben, nie verlangen könne, daß ein gediegenes, gegen alle Seiten so gestelltes Werk herauskomme, daß Jedermann gezwungen sey, den Sinn im Allgemeinen und im Besondern so völlig zu verstehen, wie der Verfasser ihn genommen wissen wolle. Wenn also Dunkelheit und Unübereinstimmung mit dem Ganzen und seinen Zwecken sich, irgendwo finden sollte, so werde Niemand den richtigen Sinn deuten können als der Verfasser."

Alle diese Angaben und Erklärungen scheinen jedoch das Untersuchungsgericht nicht vollkommen befriedigt zu haben, wozu vornämlich auch das bei andern Gelegenheiten hervortretenden Bestreben Sand's, seine Inquirenten durch wahrheitswidriges Benehmen zu täuschen, das Seinige beigetragen haben mag, und v. Hohnhorst, der in der angeführten Schrift S. 171. u. ff. noch weiter anführt, wie Sand die einzelnen Stellen jenes Briefes habe interpretiren wollen, — stellt es am Ende dem Ermessen seiner Leser anheim, was von demselben zu halten sey.

Dieser Punkt verdient aber wie sich von selbst versteht die aufmerksamste und gründlichste Erwägung, weil bei der Beurtheilung von Sand's Verbrechen, Alles darauf ankömmt, ob dasselbe als ein Beschluß und Plan einer Gesellschaft von Verschwornen, oder als die That eines Einzelnen erscheint, wenn gleich dessen Gesinnung

in einem größern Kreise herrschte. Auf jeden Fall müssen wir also Alles was über diesen „engern Verein“ zu Jena ermittelt worden, in so weit es uns bekannt ist, zusammenstellen, um dann zu untersuchen, welche Vermuthung sich mit der meisten Wahrscheinlichkeit darauf bauen lasse.

Glücklicherweise ist ein Brief eines Freundes von Sand zu den Akten gekommen, welcher die Veranlassung der Stiftung dieses Vereins gewesen zu seyn scheint. Dieser lautet wie folgt: (v. Hohnhorst S. 200.)

„An Herrn Studiosus Sand in Jena.

Gießen, den 12. Mai 1818.

Mein lieber Sand!

Für die Grüße, die Du durch unsere Freunde an mich geschickt hast, sage ich Dir herzlichen Dank. Wir haben uns nur die wenigen Tage in Eisenach gesehen. Aber ich meine doch, wir haben uns dort so scharf und treulich einander in die Augen gesehen, daß wir wohl wissen, wofür wir mit unserem ganzen Leben und Streben stehen.

Lieber Bruder, wir wollen uns einander auch in die Herzen sehen, damit wir immer wissen, wie wir streiten wollen für unser Höchstes, damit wir uns nicht verfehlen auf den Wegen zu unserem Ziele. Wer es treu meint mit seinem Volke, der muß auch immer Hand in Hand mit denen stehen, die dasselbe heilige Vorbild im Herzen tragen.

Laß uns darum immer verständigen, nicht blos so lange wir auf der Hochschule sind, sondern so lange nur noch ein Wort vom Einem zum Andern gelangen kann. Was können wir denn thun ohne Verständigung? Wir

Jünglinge stehen ja fast allein im Vaterlande (kaum 10 der ältern wollen unbedingt das Wahre) und die Schaar derer, die bestimmt wissen, was sie wollen, und die ihr ganzes Leben und Streben an diese höchste Grundsätze setzen, ist noch gar klein. Aber wenn diese kleine Schaar durch das Band gleicher Ueberzeugung verknüpft ist, wenn man auf jeden unbedingt das Vertrauen hat, daß er nach allen seinen Kräften diese Ueberzeugung ausbreitet, und so die Besten im Volke zu diesem unerschütterlichen Geistesbunde zieht; dann steht eine Grundmauer da, auf welcher die Säulen des Volksdammes, Freiheit, Gleichheit, Wahrheit und Schönheit ꝛc. ꝛc. aufgerichtet werden können. Wie freudig müssen wir an diesem Werke schaffen, das das herrlichste ist's, das von Geschaffenen erbaut werden kann. Die Menschheit ist zum Staube niedergedrückt, ist zu feig nach dem Lichte zu wandeln, das ihr leuchtend vorangeht. Christus ist der Leuchter, der uns vorangehet, der allein von Allen das Werk vollbracht hat, das wir nur theilweise für das Bild der Menschheit, für unser Volk thun wollen. Wie seine Jünger, müssen wir alle Rücksichten fahren lassen, recht eigentlich das Fleisch verläugnen, unbedingt einen reinen Willen über alles Sinnliche herrschen lassen, wenn wir unsere Menschheit aus dem Staube fördern wollen. Ach du fühlst es gewiß auch, Bruder! was das für ein seeliger Beruf ist, in dem wir leben, die reine Menschheit in unserem Volke wieder aufleben zu lassen, die durch Pfaffen-Tyrannei zur Thierheit niedergedrückt ist. Millionen Feinde und Berge stehen uns im Wege, aber die müssen weichen vor der Kraft eines unbedingten Willens, vor dem einigen

glühend begeisterten Gottesmuthe, der die Welt mit ihrer Lust und Sünde verläugnet, und vor keinem Tode erblaßt. Dieses stiftet unter uns eine Freundschaft, treu und fest, wie noch keine, aber eine solche, die bei der geringsten Erschlaffung im Guten, bei der kleinsten Handlung gegen die höchste Ueberzeugung, bei der mindesten Kälte gegen das Vaterland aufhört und erstirbt. Mit einer großen Schuld sind wir ja Alle dem Vaterlande verschuldet, möge uns der Herr gütig beistehen, daß wir sie zahlen, und bald!! —

A — — n (von Jena) war die Ostern einige Tage bei uns; wir verständigten uns vorzüglich mit ihm über die staatsrechtliche Bildungs-Gesellschaft, und erzählten ihm genau, wie wir es damit halten, auch die Freunde in Darmstadt ꝛc. ꝛc. Er glaubte, es werde in Jena nicht recht angehen, weil euere Verfassung alle Vereine verbiete; er ließ sich aber doch vom Gegentheil überzeugen. Es ist ja (äußerlich) blos wissenschaftliche Forschung; wer etwas anders dahinter sucht, den ladet man ein zu kommen und zu sehen. A — — n ist gewiß mit Eifer dabei, sein Wille ist gut. Bei Euch muß diese für das Vaterland so wichtige Sache gewiß gut gedeihen. Es wird die Bessern, die Festen, und Unbedingten näher zusammenbringen, und auch so für die Burschenschaft ein günstiger Mittelpunkt werden, der, ohne die Gleichheit zu verletzen, in einem öffentlichen Leben namentlich durch das öffentliche Reden ein solches geistiges Uebergewicht erhalten kann, daß daneben nichts Leeres und Gemeines sein Haupt erheben darf. Nach der Verabredung, die Follenius mit euch getroffen, theilen wir uns monatlich das Ergebniß des Forschens mit. M a c h t i h r d e n A n f a n g d a m i t, und

zwar schon den Mai, Du und Gründler kennt ja auch die Bessern in Erlangen. Kann da nicht ein gleiches entstehen? Sorgt doch dafür, daß es geschehe, wenn es möglich ist. Wie steht es in Berlin? hast du von J... und P.... nichts gehört? wie steht es mit Euerer Burschenschaft? Wie ich höre, so ist der A. sogar im Ausschuß. Wie sich diese Schlange zu winden weiß. Was ich gegen ihn habe, das ist dasselbe, was Christus im Matthäus Cap. 12. V. 31. 32. ꝛc. ꝛc. gegen die Pharisäer sagt; persönlich haben wir nichts gegen ihn, aber er handelt gegen die gute Sache wissentlich, und hat, wie ich sicher weiß, noch nicht haarbreit gebessert, darum sollte er, wie Alle, die gleiches Sinnes mit ihm sind, niedergeschmettert werden. —

Was ich oben schon von Dir erbat, darum bitte ich jetzt noch einmal; laß uns unter einander verständigen, damit wir wissen, was wir an einander haben. Grüße von mir und Follenius den W — —, W — —, M — —, (wenn er noch da ist) und vor allen den guten Fr — —, und schreibe bald

Deinem treuen Bruder

Dan. B — —,

wohnhaft bei Hrn. Assessor N.

Dieser Brief sieht, wie jeder Unbefangene zugeben wird, im geringsten nicht so aus wie eine Aufforderung zur Stiftung eines hochverrätherischen Complotts; auch erscheint dies Zusammentreten der Gleichgesinnten unter solchen Umständen weniger als etwas Planmäßiges und Berechnetes, als es vielmehr eine naturgemäße und in jenen Verhältnissen unvermeidliche Begebenheit war. In der Bur-

schenschaft befanden sich zu Jena und an den meisten andern Orten eine ziemlich bedeutende Anzahl von Studierenden, wie natürlich von den verschiedensten Anlagen, Characteren und Lebensverhältnissen. Mag man auch annehmen daß gewisse Grundsätze durch Alle durchgingen, so wäre es auf der andern Seite ein ganz irriges Bild von dem damaligen Geiste auf deutschen Universitäten, wenn man nicht zugeben wollte, daß nur die Wenigsten die Sache also in der Tiefe erfaßten, wie Diejenigen, deren politische Theorien wir oben schilderten. In allen Lebensverhältnissen, und so auch in den politischen Verbindungen älterer und neuerer Zeit, geht die größere Masse bloß mit Denen mit, welche dieselbe zu leiten verstehen; nur die Wenigsten kennen überhaupt das System, dem sie angehören in seinem ganzen Umfange, und wissen mit Bestimmtheit anzugeben, was sie wollen und was sie, in der Hand der Häupter ihrer Parthei, sollen. So auch machte die große Mehrheit der Mitglieder der Burschenschaft jene Reden und Gesänge, jenes gesammte Treiben mit, ohne tiefer darüber nachzudenken, und den Meisten blieben noch immer, mochten sie auch unbewußt im Laufe der Zeit jene Grundsätze aufnehmen, deren volle Consequenz sie nicht kannten, — ihre Brodstudien oder die Vergnügungen der Studentenwelt die Hauptsache.

Der öfter genannte A — — (Mitglied der Burschenschaft in Heidelberg) erklärt ganz übereinstimmend hiermit ad Protocollum d. d. Berlin den 25sten Sept. 1819:

„Es war nicht in dem Zweck der Burschenschaften, die einzelnen Fürstenthümer, die zusammengenommen Deutschland ausmachen, aufzulösen, auch nicht

die einzelnen Regenten von den Regierungen zu entfernen, sondern es sollte nur Deutschland dadurch zu einer Einheit gebracht werden, daß alle dessen Fürsten ein einiges Oberhaupt als gemeinschaftlichen Souverain anerkennen, und dessen Verfügungen unterworfen seyn sollten, und das, was ich früher von Aufhebung der Landeseintheilung gesagt habe, nehme ich wenigstens in Rücksicht der Burschenschaft, als der ich solches nicht aufbürden kann, zurück. Die Burschenschaft hatte bloß im Allgemeinen eine Einheit für Deutschland festgestellt, allein etwas weiteres war auch von einer Gesellschaft, die wenigstens zwanzigmal größer als der Verein war, nicht zu fordern, indem dabei nichts gescheutes herausgekommen seyn würde. Dieserhalb vereinigten sich diejenigen der Burschenschaft, die sich unter einander zutrauten, den oft gedachten Vorwurf (republikanische Form) mit Ernst und Festigkeit zu betreiben, zu der engern Verbindung d. h. zu dem Verein."

L—— (Mitglied des Jenaischen engern Vereins) schreibt unter 24sten Juli 1818 an A——s:

„Die Studenten in Masse ekeln mir an, das ist eine elende erbärmliche Brut; Gott bewahre die Welt und unser Vaterland vor dem Heil, das ihm durch die werden kann! Kein Geschäft für die Burschenschaft thue ich mit Lust und Freude, nur aus Pflicht. Den Gedanken, unser Heil sollte ausgehen von unsere Universitäten, habe ich längst aufgegeben, 19 Schurken sind wenigstens gegen einen braven Kerl. Das klingt hart! aber leider! wahr! Gott bewahre

uns vor dem Heil, das uns durch solche Kerle werden kann!"

G — — gleichfalls Mitglied des engern Vereins zu Jena, schreibt um eben dieselbe Zeit an A — —:

„Blos durch die Burschenschaft das zu erstreben, was unsre Seele will, geht nicht. Ich sehe wohl; mit der Burschenschaft allein kommen wir nicht sobald auf den Punkt, wohin wir wollen. Und doch muß sie bleiben, so wahr als eine Einheit in unserm Vaterlande werden muß. So wie wir diese aber nicht so schnell in unserm Vaterlande einführen können, so geht es auch in der Burschenschaft so schnell nicht. Eine Einheit ist wohl in der Form aber im Geiste noch nicht. Sollten aber Diejenigen, welche ihr Vaterland mit aller Seele lieben und tüchtig sind es zu lieben, sich bloß mit der Burschenschaft begnügen? Nein die Tüchtigern müssen zusammentreten, und sich recht verständigen über das, was sie wollen. Sie müssen nicht bloß von Einer Idee ergriffen seyn, sondern auch die Eine Idee auf eine und dieselbe Art auszuführen suchen, damit wir rascher das erreichen, was die Burschenschaft durch sie nur langsam erreichen kann." *)

---

*) So schreibt auch P — — r Mitglied des Heidelberger Vereins, unter dem 9ten Januar 1819 an W — —, Mitglied des Vereines zu Freiburg:

„Was diese engere Verbrüderung anlangt, so billige ich diese nicht nur vollkommen, sondern rathe euch noch aus meiner eignen Erfahrung dieselbe immer mit aller Kraft aufrecht zu erhalten. Ohne Tonangeber zu seyn, müßt ihr immer das Muster eurer Burschenschaft erscheinen, ohne eine Oppositions-Parthei zu bilden, müßt ihr

Daß die bessern Köpfe, die energischen oder ehrgeizigen Naturen, diejenigen die das politische, religiöse und philosophische System, von dem die Rede war, begriffen hatten, daß diese sich aus der Masse heraussonderten, sich enger an einander schlossen, sich häufiger trafen, unter sich vertraut über ihre Zwecke und Tendenzen verkehrten, — kann unmöglich als eine eigentliche Verschwörung angesehen werden. Von den gewöhnlichen Merkmalen einer solchen, (von geheimen Versammlungen und geheimen symbolischen Erkennungszeichen, von unbekannten Obern, Verheimlichung der Mitgliedschaft u. dgl.) findet sich damals in Jena *) um so weniger eine Spur, als der Zweck dieses Vereins selbst im geringsten kein Geheimniß war, als jeder, der Lust hatte, sich ohne besondere Förmlichkeiten an jenen engern Verein anschließen mochte, und die Grundsätze desselben auf offenem Markte verkündigt wurden. Auch war trotz aller Klagen über Geistesdruck und Auflaurerei nicht der geringste Grund vorhanden, daß jenes sich Aussprechen und Berathen, wie es in dem engern Kreise Sand's und seiner Freunde vorkam, sich in das Dunkel einer geheimen Verschwörung hätte zurückziehen

---

durchaus allem Schlaffen und Schlechten sogleich vereint gegenüber treten."

Diese Ansicht fand auch in Freiburg statt. K — — (ein Mitglied des dortigen Vereins) schreibt im Anfange des Jahrs 1819 an Dr. B — —: „mit unserer Burschenschaft gehts mächtig vorwärts, jedoch sind die wenigsten noch dressirt. Ja viele haben nicht einmal Ahnung von dem, was da kommen soll. Vielleicht gehts, daß sie nach und nach etwas annehmen, aber gar recht Herrliches wird daraus nicht erwachsen; der Antichrist muß bald kommen, sonst verleidet mir das Leben."

*) Ob nicht schon damals die engern Vereine auf andern Universitäten sich einer geheimen Verbindung mehr genähert haben mögen, ist eine andere Frage, deren Beantwortung nicht hieher gehört.

sollen, so lange man jenen Geist, auf die gute Natur des Deutschen vertrauend, offen gewähren und walten ließ. Eine jede geheime Verbindung setzt eine Art von Verfolgung oder Gefahr voraus; was hätte aber da noch im Geheimen verhandelt werden sollen, wo das von A. L. Follenius verfaßte oder gesammelte Liederbuch: „Freie Stimmen frischer Jugend" (Jena 1819) öffentlich erscheinen durfte, ein Buch in welchem S. 32. „die Burschen frei und schnell", die „Brüder Du und Du", ziemlich unverholen aufgefordert werden, den Staatsrath v. Kotzebue und zwei noch lebende, dort genannte, hohe Beamte in einem gewissen deutschen Bundeslande aus dem Wege zu räumen! Unter solchen Umständen wäre jede geheime Verschwörung ein ganz überflüssiges Versteckens Spielen gewesen!

In eben diesem Sinne deponirt auch L— — zum Protokoll d. d. Neustrelitz den 22sten Juli 1819:

„Es ist im Kreise meiner Bekannten in Jena häufig die Rede gewesen von Mängeln der Staatseinrichtungen deutscher Länder, so wie auch daß darin eine Verbesserung wünschenswerth und nöthig sei. Manche äußerten sich bei solchen Gelegenheiten über die Möglichkeit und den zu erwartenden günstigen Erfolg einer gewaltsamen Umwälzung. Ich entsinne mich, daß die Meinung von der Möglichkeit und Nützlichkeit einer Staatsumwälzung in Deutschland geradezu in einer Gesellschaft geäußert sei, welche sich im Herbste des vorigen Jahres zu dem Zwecke vereinigte, und sich in der Regel wöchentlich einmal versammelte, die Wissenschaften mit dem Leben in

nähere Verbindung zu bringen. Bei Gelegenheit philosophischer Verhandlungen über den wahren Begriff von Freiheit, Gleichheit ꝛc. wurde dann auch in Beziehung hierauf, über den gegenwärtigen Zustand Deutschlands gesprochen und es äußerten eben bei solcher Gelegenheit mehrere, z. B. Dr. F — —, L —, S —, B — — und einige andere, sich dahin, der jetzige Zustand Deutschlands sei von der Art, daß eine gewaltsame Umwandlung der bestehenden Verhältnisse, als das einzige Mittel zur Verbesserung erscheine. Darüber, wohin ein Volksaufstand in Deutschland führen müsse? waren die Meinungen getheilt. Einige glaubten, daß Deutschland zu einem Freistaate werden müßte, andere hielten das nicht für ausführbar, sondern glaubten, es müsse eine allgemeine Volksrepräsentation eingeführt werden, unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte. Noch andere hielten dafür, es müsse die Verfassungsform lediglich dem Willen und Beschlüsse des Volkes überlassen werden. — An einer gewaltsamen Revolution selbst Theil nehmen zu müssen, schien mir damals Recht und Pflicht; — — ich habe den Wunsch sehr lebhaft gehabt, daß ein Volksaufstand, den ich nach meiner damaligen Stimmung (1818) für das einzige und wirksamste Mittel zur Verbesserung des politischen Zustandes in Deutschland hielte, erfolgen möge, und ich leugne nicht, daß wenn dergleichen damals geschehen wäre, ich wohl Theil daran genommen haben würde. Eine solche Revolution mit veranlassen zu wollen, ist mir jedoch nie eingekommen u. s. w."

Eben so heißt es in einem Schreiben des August H — an ein Mitglied des Vereins zu Gießen, d. d. Jena den 26sten August 1818:

„Wir treiben vorzüglich Geschichte, Erziehung der Jugend insbesondere, und des Volks zum Volksthum im Allgemeinen. So nehmen an diesen wissenschaftlichen Vereinen nicht blos die Theil, die wir enger zusammenstehn, sondern eben jeder, der seinen Ernst zeigt, mitzuarbeiten. Es wird auch wahrscheinlich dieser Verein Sache der Burschenschaft werden, wie es schon das Turnen worden ist. Ich glaube auch, daß es Noth thut, daß sich in die Geschichte ein jeder recht hineinarbeite, denn nur in ihr, glaube ich, können wir Aufschlüsse über das Wesen unsers Volkes bekommen und wie ihm zu helfen."

Sand hat also in diesem Falle wirklich die Wahrheit gesprochen, und ein eigentlicher, enggeschlossener geheimer Bund zu Jena, dessen Mitglied er gewesen und an den jenes Schreiben gerichtet gewesen wäre, hat unsers Dafürhaltens gar nicht existirt.

Auf jeden Fall ergiebt sich aus dem erwähnten, so eben mitgetheilten Schreiben, daß die That nicht eine gemeinschaftlich beschlossene und verabredete gewesen seyn könne, da die Freunde deutschen Sinnes durch dasselbe zuerst benachrichtigt werden, daß sie geschehen solle.

Sodann ist es allerdings eine richtige Bemerkung, wenn Sand anführt, daß er ein, an eine geheime Verbindung gerichtetes Schreiben dieser Art nicht auf einem solchen, so vielen Zufällen unterworfenen Wege an dieselbe hätte gelangen lassen, und endlich erklärt sich auch

der Ton dieser ganzen Schrift vollkommen, wenn man annimmt, sie sey an seine näheren Freunde gerichtet gewesen, die allerdings wohl einen engern Kreis gebildet haben mögen, als die ganze, ziemlich zahlreiche Burschenschaft. Fordert er seine Freunde auf, diejenigen in den Hinterhalt zu stellen, welche bei der künftigen Umgestaltung Deutschlands zu der künftigen Regierung gebraucht werden könnten, so kann diese Aeußerung allerdings bei denjenigen, die das damalige Treiben auf manchen deutschen Universitäten nicht näher kennen, den Verdacht einer geheimen Regierung erwecken, die über die Kräfte der Einzelnen nach ihrem Gutbefinden disponirt hätte. Aber wenn man erwägt, daß eine jede Regierung dieser Art einen Gehorsam voraussetzt, daß aber denen, die Sand's Gesinnung theilen mochten, ein jeder geheime oder öffentliche Gehorsam, noch dazu gegen ihres Gleichen, völlig fremd war, so zerfällt eine solche Hypothese in sich selbst. Vielmehr ist Sand's Phantasie, als er jene Zeilen schrieb, unstreitig der Zeit vorausgeeilt, er hat im Geiste vorausgesehen, wie sich, durch seine That entzündet, das Feuer in Deutschland verbreitete, wie die Massen sich sonderten, und die Bekenner seiner Ansichten, als ein wohl geordnete Potenz, mit Haupt und Gliedern da stehen würden; — und auf diesen Zustand, — der freilich glücklicherweise weder eingetreten ist, noch eintreten konnte, bezieht sich eben jene Aufforderung.

An eben demselben Tage, an welchem er, wie bemerkt, dieses Schreiben an die Freunde deutschen Sinnes verfaßte, schrieb er folgenden Brief an die Burschenschaft zu Jena, deren Mitglied er war.

„Der teutschen Burschenschaft zu Jena."

„An die Burschenschaft zu Jena.

Da es unserer vielgeliebten Burschenschaft leicht mißliche Händel verursachen könnte; da ich wohl auch wissen kann, daß mehrere unter uns Anstoß an mir nehmen möchten, wenn ich fürs Vaterland auf dem Rabensteine sterben sollte, so möchte ich ihrem allenfallsigen Antrage zuvorkommen, und begehre noch vor meinem Abgange *) aus der Burschenschaft entlassen zu werden. Besoldete Spürhunde unter uns dahier, die unsere geringfügigen Studentenhändel, wie nicht anders zu vermuthen ist, nach Weimar, Wien, Petersburg und wer weiß wohin noch berichten, mögen auch dieses sogleich anzeigen, daß ich Volksrache üben werde an dem Verräther Kotzebue! — Mit den wenigen unter uns, seiner Art, will ich also nichts zu thun haben, ich möchte sie aufspüren und öffentlich anklagen können, aber um so mehr stehe ich in der innigsten Liebe bis in den Tod zu allen denen, die es treu meinen mit dem lieben teutschen Vaterlande.

Jena, Anfangs März 1819.

Carl Sand
vom Fichtelberg."

Dieser Brief ist in mehrfacher Hinsicht wichtig. Zuvörderst motivirt er, weil Sand hier erklärt, daß er manchen Mitgliedern der Jenaer Burschenschaft seine Gesin-

*) Da dieses Schreiben nach Sand's Absicht erst nach seinem Abgange in die Hände der Burschenschaft kommen sollte, so kann jener Ausdruck nichts anderes bedeuten als: „schon vor seinem Abgange von Jena habe er aus der Burschenschaft entlassen werden wollen, folglich sey er zur Zeit des verübten Mordes nicht mehr Mitglied derselben gewesen."

nungen nicht zutraue, das besondere Schreiben an seine Freunde deutschen Sinnes, weil er, wie hieraus erhellt, alle Mitglieder der Burschenschaft keinesweges für würdig hielt, jenen vertraulichen Herzenserguß zu empfangen.

Ferner: wenn irgend Jemand diesem Unglücklichen noch irgend eine Fähigkeit, scharf und logisch zu denken, nach den bisher mitgetheilten Proben seines geistigen Lebens, zugetraut haben sollte, so wird diese Meinung durch diesen Brief gründlich widerlegt. — Hätte er nämlich vor seiner That irgend einer obrigkeitlichen Person gegenüber behauptet: „in der Burschenschaft würden bloß geringfügige Studentenhändel verhandelt, es verlohne daher der Mühe nicht, besoldete Spione zu deren Ausspürung zu unterhalten," so hätte er zwar wider seine eigentliche Ueberzeugung gesprochen, aber es wäre ein Zweck seiner Aeußerung wohl denkbar gewesen, — er hätte den Andern über die eigentliche Tendenz, welche die Burschenschaft nach seiner eigenen sehr bestimmten Meinung hatte, durch Vorschützung einer unschuldigen ostensibeln Seite derselben, täuschen wollen. Hatte er selbst doch in seinem auf der Wartburg vertheilten Aufsatze bewiesen, daß nicht bloß nicht geringfügige Studentenhändel der Zweck dieser Verbindung seyen, sondern daß sie eigentlich zum Centralpunct alles geistigen Lebens in Deutschland, insbesondere aber zum Vehikel der zu bewirkenden Umwälzung dienen solle. Eben dieselbe Kenntniß ihres Zwecks mußte er aber bei allen Mitgliedern der Burschenschaft voraussetzen, und es ist daher völlig sinnlos, wenn er diesen gegenüber, die doch das Gegentheil besser wissen mußten, gewissermaßen den Unschuldigen spielen und es den Regierungen verargen will, daß

sie sich um dergleichen unschuldige, geringfügige Studentenhändel bekümmerten, während er doch, nach seiner schlechten Meinung von den Regierungen und seinen Begriffen von der hohen Wichtigkeit der Burschenschaft, es ganz natürlich finden mußte, daß die ersteren in Ermangelung anderer Mittel, durch Spione sich über das Treiben ihrer erklärten Gegner irgend eine Notiz verschafften. Und eben diese unschuldige Miene nimmt er noch dazu in eben dem Augenblicke an, wo er erklärt: er gehe hin, einen der Gegner niederzustoßen, ohne zu bedenken daß eben jene „besoldeten Spürhunde" wenn sie wirklich thaten, wozu er sie aufforderte, noch Zeit genug hatten, sein ganzes Vornehmen zu vereiteln!

Auf diesen Punkt kommen wir jedoch weiter unten umständlich zurück. —

So hatte er vor seinen gleichgesinnten Freunden seine That in das rechte Licht gestellt; aber sie sollte auf ein größeres Publikum wirken, sie sollte das ruhige deutsche Volk in seinen Grundtiefen aufrühren, und an dieses erließ er demnach folgende Proclamation:

„Todesstoß dem August von Kotzebue.

Nur in der Tugend Einheit.

Unsere Tage fordern Entscheidung für das Gesetz, das Gott seinen Menschen flammend in die Brust geschrieben hat. Bereitet Euch, entscheidet Euch auf Leben und Tod!

Offene nackte Schandthat ist nicht der Verderber, der in unserm Blute wüthet, wohl aber frißt das Laster nur um so scheußlicher unter dem Mantel der eingewöhnten heiligen Artigkeit; Falschheit vermummt sich in tausend

scheinheilige Gestalten, und die Lage des Volks sollte die Blüthe seyn von so vielen Aufopferungen, und ist der Zustand der alten jämmerlichen Schlaffheit.

Halbgebildete Thoren und verkrüppelte Vielwisser verhöhnen noch immer die Wahrheit, die schlicht und einfach im menschlichen Gemüthe thront, und lähmen und verdrehen ihre Anwendung im Leben. Der teutschen Sitte Kraft ist gespalten an dem Wust fremder Ziererei und hält sich nimmermehr im Hausleben, — fehlt uns für den Willen die That und der Jugend das Vaterland! Hofschranzen und Gelddienst schalten statt jener ehrenvesten Rechtschaffenheit, die sich der Zeit hingegeben hat, und in ihr ist morsch geworden. Die Bürgertugend krümmt sich vor jedem Winke der Hoheit und fährt mit der schon geballten Faust in den Geldsack. Knechtische Faulheit zerfrißt unsre Knochen; Kühnheit und Heldenmuth zeigen sich in papierner Rüstung, und man hat den Gott vergessen, der bekannt seyn will mit Gebet und That. —

Wo bleibt in aller Welt jene Begeisterung, die uns in dem Jahre Dreizehn für das Höchste ermuthigte? Sie schlug durch das ganze Volk hin wie ein leerer Höherauch — und weil sie nicht als reine Flamme in jedem Herzen loderte, so vermissen wir sie schon jetzt. —

Tief begründet auf gleicher schlechten Gewöhnung im Volke stehet die wollüstigste Herrschaft, und zügellose Willkühr bedarf keine andern Schutzwaffen, als Trennung der Bruderherzen durch scharf gezogene Gränzen; des Gängelbandes der strengen öffentlichen Aufsicht; als der Wiegenlieder und Trägheitspredigten,

und sie ruhet zur genugsamen Stütze auf dem Lohn und Eid der Amtleute und Soldaten.

Viele im großen teutschen Volke mögen es mir zuvorthun; aber auch ich hasse nichts mehr als die Feigheit und Faulheit der Gesinnung dieser Tage. Ein Zeichen muß ich Euch deß geben, muß mich erklären gegen diese Schlaffheit; — weiß nichts Edleres zu thun, als

den Erzknecht und das Schutzbild dieser feilen Zeit, — dich Verderber und Verräther meines Volkes, — August von Kotzebue — niederzustoßen. —

Du, mein teutsches Volk, erhebe dich zur hohen sittlichen Würde der Menschheit, — eine Gnadengabe hat der Mensch von Gott; sie — die höchste und einzige — ist die Gottähnlichkeit, — des Menschen freier Geist und seine freie schöpferische Kraft. Mein teutsches Volk, du hast kein eigenes, kein edleres Besitzthum, sie ist Dein höchstes Gut. — Erkenne, wahre dir diesen Glauben, diese deine Liebe zu Gott. — Lasse dein Heiligthum nicht mehr unter die Füße treten. — Der Mensch, sey er auch in den traurigsten, niedrigsten Verhältnissen geboren, ist geschaffen, ein Ebenbild Gottes zu werden. Vertrauet auf die verheißene christliche Freiheit! Ehre, vertraue nur dem freien Mann! Hasse die Verräther, die Knechtesseelen, die falschen Seher, die dieses nicht wollen; hasse die feilen Dichter der Halbheit, die Prediger der Feigheit, die Söldlinge, die dich von jedem kühnen Entschlusse abhalten; hasse, morde alle die, so sich in frevler, muthwilliger Gesinnung so sehr überheben, daß sie des Göttlichen in

dir vergessen, und dich, die tolle Menge, als ein vielgegliedertes Kunstrad, in ihren hochweisen Händen halten und treiben wollen.

Frei die Gewissen! Frei die Rede! Der Mensch soll sich nach freier Lust weiden an dem göttlichen Lichte, zu dem die Quelle in ihm; er soll nach der höchsten Erkenntniß ringen und soll seine Ueberzeugung ungehindert an der eines jeden andern weiter bilden und erproben können!

Aber der Mensch soll auch diese Ueberzeugung bewähren, er soll leben und handeln, er soll seine göttliche Schöpferkraft — seinen Willen — üben und geltend machen. Dazu haben wir die ganze Macht des Willens empfangen, nicht daß wir blindlings als über ein Stück Acker über uns entscheiden lassen, sondern daß wir uns in allen Lagen des Lebens selbst bestimmen, und darin beweiset sich alle Tugend, daß wir an allem, was im Volke werden soll, selbstthätigen Antheil nehmen und so nach eigener Empfindung thun was wir Alle wollen, nicht was Einer aufdringt: Löset endlich Euren Willen!

Dieß ist die einzige rein menschliche, dieß die nothwendige Grundlage für jede Menschengesellschaft; diese muß für das teutsche Reich gewonnen werden. Nur wenn dieser einzig rechtliche Zustand erkämpft ist, — nur dann kann von weitern Unterhandlungen die Rede seyn.

Mein teutsches Volk, gewinne Selbstvertrauen und den hohen Muth, den schon einzelne deiner Helden in sich trugen! Dieß ist der rechte Feiergeist des Lebens, daß du das, was die heiligen Schriften des Christenthums und die Vorzeit lehren; das, was deine Dichter singen, —

thust und nicht blos es anstaunst oder es nimmst als leere Fabeln. — Bruder, das Höchste und Heiligste, was deine Seele kennt, den Zustand einer geläuterten, gottbeseligten Menschheit sollst du fromm und muthig erstreben.

„Ein Christus kannst du werden!"

So erkenne, mein Volk, die Zeit, wo, nach langer Irrfahrt, Freudigkeit und Einheit in's Leben wiederkehren soll! Die Reformation, vor drei Jahrhunderten begonnen, wollte unser Volksleben nach dem Ebenbilde Gottes erneuen; — sie ist noch nicht vollbracht! denn noch besteht Gewissenszwang, Knechtschaft, Zerrissenheit der Brüder auf unserm Lande, und Keiner kann sich einer christlichen, rein menschlichen Ordnung erfreuen. Brüder, löset die alten Ketten des Papstthums, die Ketten der Herrscher-Willkühr! — Wir Teutsche — ein Reich und eine Kirche! Die Spaltung zwischen geistlich und weltlich sey vernichtet! Glaube, Lehre und That sollen sich in Eins zusammenthun, und in der christlichen Begeisterung des freien teutschen Bürgers neu aufleben! Die Reformation muß vollendet werden! — Brüder, verlasset einander nicht im Drange der Zeiten; Trägheit und Verrath straft mit Knechtschaft die Geschichte — Ihr habt sie vor Euch!

Auf! ich schaue den großen Tag der Freiheit! Auf, mein Volk, besinne dich, ermanne, befreie dich!"

Dieser Aufsatz vereinigt auf einem Blatte einen religiösen, einen politischen und einen philosophischen Fanatismus, deren jeder einem andern Jahrhunderte angehört. Die religiösen Anklänge erinnern an Karlstadt und Tho-

mas Münzer; die politischen Grundsätze würden St. Just und Marat für die ihrigen anerkennen; die patriotisch-philosophischen Irrereden sind eine Mißgeburt des neunzehnten Jahrhunderts. Auch ist es nach der bisher mitgetheilten Charakterschilderung Sand's durchaus nicht mehr unbegreiflich, wie er sich dermaßen über den Effect dieser Schrift täuschen konnte, daß er von ihr einen Einfluß auf das Volk, (dem sie nothwendig unverständlich bleiben mußte) erwartete, andrerseits aber die wirklichen und nothwendigen Folgen derselben nicht voraussah und namentlich auch nicht von ferne auf den Gedanken gerieth, daß die Regierungen durch diese „Brandfackel die er in das ruhige Leben schleuderte", gezwungen würden, Maßregeln gegen die gesammte Richtung, welcher er und seine Freunde huldigten, zu ergreifen; daß er alle die, welche die neuthümlichen Staatsrechtsgrundsätze beschützten, auf eine lange Zeit hinaus lähmen und von ihrem Ziele entfernen, denjenigen aber, die lange schon mit Mißtrauen den neuen Geist unter der studierenden Jugend betrachteten und deswegen als Geisterseher und falsche Propheten verhöhnt waren, die glänzendste Rechtfertigung bereiten; endlich allen denen, die wirklich noch zweifelten, ob revolutionaire Elemente in Deutschland vorhanden seyen, eine mit einer blutigen That besiegelte Beweis-Urkunde in die Hände liefern würde. — Er scheint seine und seiner Umgebung Grundsätze für die der großen Masse im deutschen Volke gehalten und somit die Stärcke der revolutionären Grundsätze überschätzt und zugleich, vielleicht verwöhnt durch die bisherige Freiheit, mit Zuversicht auf die Schwäche der Regierungen gerechnet zu haben.

Sand hat dieses Schreiben mit großem Fleiße gearbeitet, so daß dasselbe erst nach vielen Abänderungen und Zusätzen, sowohl in Hinsicht der äußeren Form, als der Gedanken, seine nachmalige Gestalt erhielt. Er hat daran das letzte Vierteljahr seines Aufenthaltes in Jena gearbeitet, und ursprünglich den Vorsatz gehabt, dieser Arbeit die Form eines Briefes an Kotzebue zu geben; erst nachher ist ein Aufruf an das gesammte Volk daraus geworden. — Nachdem es vollendet war, fertigte er, für einen weiter unten zu erwähnenden Zweck, mehrere Abschriften an, unter diesen auch eine, welche er späterhin bei der Ermordung Kotzebue's benutzen wollte. Dieses Exemplar war auf einem ganzen Foliobogen feinen Papiers, an dem unten noch ein Streifen des nämlichen Papiers angeklebt war, sehr sauber und correct geschrieben; und hatte dadurch das Ansehn einer Affiche in größerem Format, von anderthalb Fuß Länge und von der Breite eines gewöhnlichen Papierbogens, erhalten; um fortgebracht werden zu können, war es in Briefform zusammengelegt. —

Außer diesem „Todesstoße" fertigte Sand gleichzeitig noch ein Todesurtheil an, welches aus Gründen, die unten erwähnt werden sollen, nicht zu den Untersuchungsakten gekommen ist.

„Dieses Todesurtheil habe — wie er sagt — den Zweck gehabt, die Beweggründe zur That herzuzählen, und daher auch diesen Namen als Ueberschrift geführt; es sey mit seiner Namensunterschrift versehen gewesen."

Den Inhalt desselben giebt er folgendergestalt an:

„Kotzebue sey der Verführer der teutschen Jugend und der Verderber der teutschen Geschichte gewesen, und

da so viele erhobene Stimmen nicht gehört worden seyen, und kein schützendes Gericht finden könnten, so trete er im Volksgefühle gegen ihn auf, um das Gesetz des Volks und des Reichs *) an ihm zu vollziehen. Dann habe er dem teutschen Volke gesagt, daß, wenn es nicht das Schicksal der Griechen theilen wollte, welche ungeachtet der herrlichen Schlachten von Salamis und Platäa unter die Herrschaft des Philippus gekommen seyen, so müsse es vorzüglich unter sich gegen den Verrath Aufsicht halten."

Abschriften habe er von diesem Todesurtheile nicht gemacht, sondern gewollt, daß sie durch seinen Freund A—s gemacht, und an mehrere Zeitungs-Redactionen geschickt werden sollten.

Wir kommen jetzt zu der Art und Weise wie er diese beiden letztgenannten Aufsätze dem deutschen Publikum mittheilen wollte, und wie er überhaupt bei seiner Abreise von Jena mit seinen Papieren verfuhr, welche wir für einen der merkwürdigsten, aber auch der dunkelsten Punkte in dieser ganzen Untersuchung halten.

Sand gesteht nämlich: zwei Schreiben, das eine an die Bamberger, das andere an die Bremer Zeitungs-Redaction, mit seinem Namen unterzeichnet, angefertigt zu haben, deren Inhalt er, aus dem Gedächtnisse, im Verhöre so angab:

„Ich ersuche Sie, die beikommenden Sachen (Todesstoß und Todesurtheil) in Ihrer Zeitung abzudrucken, aber nicht eher, als bis Sie die Nachricht erhalten,

*) Diese Ausdrücke erklärte er im Verhöre dahin: „daß bei allen Völkern die Verräther bestraft würden, übrigens habe er das ungeschriebene gemüthliche (!) Gesetz verstanden."

daß A. v. K. durch meine Hand gefallen sey; komme ich durch für eine andere That für das Vaterland, so verschweigen Sie meinen Namen u. s. w."

Seine Eltern bat er in einem andern Briefe, dafür zu sorgen, daß der Todesstoß an den Redacteur der Speierer Zeitung gelange.

„Von diesen seinen zu besorgenden Schriften, heißt es in v. Hohnhorst's Schrift S. 44., will er drei Packete gefertigt haben, wovon das eine sein Tagebuch nebst einem Briefe an seine Mutter, und das zweite Familienbriefe soll enthalten haben. Diese Angabe ist richtig, die Packete sind von A — s der Mutter übergeben, und enthielten die angegebenen Sachen."

„In dem dritten Packete aber sollen sich befunden haben: ein Brief an seine Eltern, ein Brief an die Bamberger Zeitungs-Redaction und zwei dergleichen an die Redactionen zu Bremen und zu Speier, die Urschrift des Todesstoßes, und das Todesurtheil."

„Dieses dritte Packet ist in der Untersuchung der Stein des Anstoßes gewesen: denn von den Schriften, welche darin enthalten gewesen seyn sollen, ist nur allein eine Abschrift von Sand's Briefe an seine Eltern zum Vorschein gekommen. Die Redacteurs der genannten drei Zeitungen sind abgehört, leugnen aber durchaus den Empfang solcher Briefe oder Aufsätze, und endlich herrschen in den Aussagen Sand's über die Bestellung dieses dritten Packets die größten Widersprüche."

„Anfänglich behauptete er, die Briefe am Tage vor seiner Abreise seinen Hausleuten in Jena zur Besorgung auf die Post übergeben zu haben. Die Personen könne

er nicht angeben, weil er mehrmals Briefe abgeschickt habe; die Tochter im Hause, die Magd und der Wirth hätten ihm aufgewartet."

„Als nun aber diese Personen jene Uebergabe des Briefes gänzlich leugneten, so trat endlich Sand, nach vielem Zureden mit dem Geständnisse hervor: er habe den Brief an die Bamberger Zeitungs-Redaction, den Brief an seine Eltern, die Schreiben an die Redacteurs zu Bremen und Speier, nebst der Urschrift des Todesstoßes, welche frei darin gelegen, dann das Todesurtheil zusammen in ein Packet gepackt, mit der Inschrift auf der inwendigen Seite des Couverts „zu besorgen" und „beiliegende Schrift gehört zuletzt an meine Eltern." Dieses Packet habe er am Abeude vor seiner Abreise heimlich unter die Sachen des A — s gelegt, damit dieser es in dem ersten Augenblicke nicht finden möge."

„Die Untersuchungs-Commission mußte dieses Geständniß um so eher für wahr annehmen, als Sand es mit dem Ausdrucke der Reue, früher die Unwahrheit gesagt zu haben, ablegte. Um so mehr überraschte es, als A — s durchaus ableugnete, ein solches drittes Packet jemals erhalten oder vorgefunden zu haben, und Sand dessen ungeachtet frech bei seiner Behauptung blieb. Endlich, nach dem dringendsten Zureden, gestand er, dieses Packet am Abend vor seiner Abreise dem Dr. juris F — s versiegelt und ohne Aufschrift auf eine Commode oder Tisch seines Zimmers gelegt zu haben, mit dem Auftrage,

es an A — s, wenn er in einiger Zeit zu ihm kommen würde, zu besorgen." *)

„Dr. F — s leugnete jedoch durchaus die Uebergabe des Packets; Sand blieb auf Vorhalten fest bei seiner Behauptung."

Näher ist dieser so höchst wichtige Punkt nicht aufgeklärt worden, zumal da Sand's Angehörige, gestützt auf die Bestimmung des Baierischen Strafgesetzbuches, (Th. I. Art. 79. und Th. II. Art. 204.) die Ablegung eines Zeugnisses, nicht bloß gegen Sand, sondern auch über den Umstand: von wem ihnen der, im dritten Packete befindlich gewesene, an sie gerichtete Brief übergeben worden, gänzlich ablehnten.

Außer diesen drei Packeten hinterließ Sand in seinem Pulte ein Verzeichniß seiner Schulden, welche seine Eltern bezahlen sollten, eine Verfügung, daß seine Effecten in seine Heimath geschickt werden möchten, außerdem aber noch die Schreiben an die teutsche Burschenschaft in Jena und an seine Freunde teutschen Sinnes.

Seinem Freunde A — s hatte er Vollmacht gegeben, Briefe und Gelder, die für ihn einlaufen möchten, in Empfang zu nehmen.

---

*) Es wäre sehr wichtig gewesen, zu ermitteln, ob Sand in diesem Packet nicht noch einige Zeilen an seinen innigsten Freund A — s gerichtet hatte, — ferner, wie oft A — s wohl zu dem Dr. F — s zu kommen pflegte, in wie langer Zeit also Sand annehmen konnte, daß jenes Packet in A — s Händen seyn werde? Sand hatte nämlich angegeben: er habe gewollt, daß sein Freund A — s Abschriften von dem „Todesurtheile" machen und an mehrere Zeitungs-Redactionen versenden solle. Unmöglich konnte jener diesen Wunsch errathen, und es ist daher höchst wahrscheinlich, das Sand in jenem dritten Packete wenigstens in einigen Zeilen seinen desfallsigen Willen ausgesprochen hatte.

Sand erklärte späterhin in seinem Verhöre: sein Zimmer sey unaufgeräumt gewesen als er es verlassen, und die Hausleute hätten den Schlüssel desselben gehabt. — Diese, oder Freunde die Bücher zu suchen gekommen seyn möchten, würden jene Briefe wohl gefunden, und an die Vorsteher der Burschenschaft gebracht haben.

Diese Voraussetzung Sand's war indessen nicht eingetroffen. — Als der academische Senat, auf eine von Mannheim durch Estafette erhaltene Nachricht von Kotzebue's Ermordung, Sand's Zimmer untersuchte, fand man jene beiden Briefe in einem blauen Umschlage, mit Sand's Petschaft versiegelt und mit der Ueberschrift „Briefe zu besorgen" in seinem (jedoch von Jedem ohne Schlüssel zu öffnenden Pulte) vor; sie kamen dadurch zu den Untersuchungsacten.

Werfen wir nunmehr einen Blick auf alle diese Anstalten, die Sand getroffen hatte, ehe er Jena verließ.

Er berichtete seinen nähern Freunden, in welcher Absicht er fortgehe;

Er meldete sein Vorhaben der Burschenschaft;

Er mußte darauf rechnen; daß diese Schreiben bald nach seiner Abreise an die Burschenschaft befördert werden würden. Wären sie von seinen Hausleuten beim Aufräumen des Zimmers gefunden, und an die Vorsteher der Burschenschaft gebracht, so hätte leicht schon an dem Abende des Tages, an dessen Morgen er Jena verlassen hatte, die Absicht seiner Reise das Geheimniß sämmtlicher Jenaer Studenten seyn können. Daß sie nicht gefunden wurden, lag gänzlich außer seiner Berechnung.

Er fordert selbst in seinem Schreiben an die Burschenschaft die „besoldeten Spürhunde," deren Existenz er also annahm, im ironischen Tone auf, sein Vorhaben der Obrigkeit anzuzeigen.

Er mußte also annehmen, daß, sobald diese Schreiben bestellt und der Burschenschaft mitgetheilt wären, der Senat davon Kenntniß haben werde, und mußte ferner, wenn er nicht blödsinnig war, schließen, daß sofort eine Estafette nach Mannheim gehen würde, um, wo möglich, das Verbrechen noch zu verhindern.

Er expedirte aber außerdem am Abende vor seiner Abreise noch ein anderes Packet mit inhaltschweren Briefen. Sobald, um bei seiner Aussage stehen zu bleiben, der Dr. F — s seinem Freunde A — s dasselbe übergab, und dieser es öffnete, war Beiden das Geheimniß seiner Reise eröffnet. —

Beide konnten ihm, was immer ein möglicher Fall war, nacheilen und ihren Freund vom sichern Untergange retten. —

Dachten sie heroischer und ließen ihn ziehen, so war zu erwarten, daß sie die Einlagen an die Zeitungsschreiber expediren würden. Daß diese an den Ort ihrer Bestimmung gelangen mußten, ehe die That geschehen war, setzte Sand voraus, wenigstens ergiebt sich dieses aus dem Inhalte seiner Schreiben an eben diese Redacteurs, wie er selbst ihn angiebt. (S. oben S. 212.)

Daß drei Männer, die er gar nicht kannte, ein solches Geheimniß streng verwahren, daß sie es nicht ihren Freunden und Bekannten mittheilen, daß nicht

einer von diesen, oder alle, es wieder weiter erzählen würden, daß dann die Obrigkeit in Bamberg, Bremen oder Speier, (welches letztere bekanntlich gerade so weit von Mannheim liegt, daß in wenigen Stunden eine Nachricht von einem dieser Orte zum andern kommen kann), nichts erfahren und nichts gegen den intendirten Meuchelmord thun würde, — wäre mindestens schnurstracks gegen die Ordnung der Welt und den Lauf der Dinge gewesen, der seit beinah 6000 Jahren der gewöhnliche genannt wird.

Endlich: wenn der Brief an Sand's Eltern eher in deren Hände kam, als die That vollbracht war, konnte wohl Sand, selbst bei dem ihm inwohnenden Fanatismus, annehmen, daß seine Angehörigen nicht mit Courierpferden nach Mannheim eilen, daß sie nicht Himmel und Erde aufbieten würden, um eine That zu verhüten, die einen innig geliebten Sohn und Bruder auf das Schaffot bringen mußte?

Es erhellt aber nicht, daß er seinen Freunden die Weisung gegeben, diesen letztern Brief erst abgehen zu lassen, wenn die That nicht mehr zu verhüten seyn würde.

Wenn man alle diese Umstände zusammenfaßt, so kann man nicht sagen, daß Sand irgend etwas unterlassen habe, um sich selbst die wirkliche Ausführung seiner beschlossenen That unmöglich zu machen.

Nur die eiligste Reise nach Mannheim hätte, nachdem diese Vorkehrungen getroffen waren, es verhüten können, daß Kotzebue nicht gewarnt oder Sand angehalten würde, ehe er nur noch in dessen Nähe gekommen war.

Statt dessen brachte Sand, mit absichtlichem Zaudern und Zögern, vierzehn volle Tage auf der Reise von Jena nach Mannheim zu, erst am funfzehnten Tage Vormittags traf er dort ein. Beinah zwei Tage blieb er in Erfurt, dann kam er zwar schon in der Nacht vom 13ten bis 14ten in Frankfurt an, aber auch hier hielt er sich bis zum 17ten März auf, — ohne Zweck, ohne Geschäfte, ohne dringende Nothwendigkeit! Von Frankfurt aus hätte er in einem Tage, wenn er mäßig langsam reiste, in Mannheim seyn können, aber er blieb statt dessen fünf Tage in Darmstadt, wo er unbemerkt zu leben suchte, nicht recht wohl gewesen zu seyn behauptet, und sich seinem Nachdenken überlassen haben will.

Diese Zögerung erklärt er dahin: „er habe in einer Zeitschrift gelesen, daß Kotzebue seine Reise nicht vor Anfang des Frühlings antreten werde. Er hätte sich also beim Weggehen von Jena selbst 14 Tage Zeit gesetzt und geglaubt, er wolle bis zum 21sten März in Mannheim seyn. Von Frankfurt aus, sey er aber in das Zaudern gekommen, bis er sich endlich gewaltsam losgerissen, und zur Ausführung der That bestimmt habe. Die Bangigkeit vor der That mit ihren Folgen, eben so wohl als die Besorgniß*) (?), daß sein vernunftmäßig gefaßter Entschluß nicht ausgeführt werde, habe zum Zaudern beigetragen, und einen fortwährenden Kampf verursacht." (v. Hohnhorst. S. 32. 33.)

Als das Untersuchungsgericht ihm darauf vorhielt:

*) Hoffnung?

(v. Hohnhorst S. 157. 158.) wie er, nachdem er solche Briefe theils in Jena zurückgelassen, theils an die Zeitungs-Redactionen gesendet, so sorglos vierzehn Tage durch in der Welt habe herumziehen können, ohne Furcht, daß er angehalten werde? erwiederte er, im Widerspruche mit seiner eben angeführten Angabe und gewissermaßen mit sich selbst: „Er habe sich nicht darum bekümmert, daß die Empfänger jener Briefe, um die That zu verhüten, schnelle Nachrichten an Ort und Stelle hätten gelangen lassen können, doch habe er wirklich aus diesem Grunde seine Reise abgekürzt. — Er habe es übrigens so eingerichtet, daß die Aufsätze nicht eher als nach vollzogener That hätten bekannt werden können, wenigstens habe er es so gehofft. Denn A — s werde die Papiere, wenn er sie gefunden, nicht sogleich weggeschickt haben.“ u. s. w.

Wir haben aber im Gegentheil oben gesehen, daß es, menschlichem Ansehn nach, vermöge der Anstalten, die Sand getroffen hatte, unmöglich war, daß er sein Verbrechen ausführen konnte. Aber wie die göttliche Vorsehung zuweilen das Leben von Personen, an welche sich das Geschick der Völker knüpft, auf wunderbare Weise beschirmt, so scheint sie in diesem Falle, umgekehrt, es durch eine besondere Fügung zugelassen zu haben, daß aus dem grausenhaften Spiele blutiger Ernst werden, und daß ein frevelhafter Mord vieles andere Unglück verhüten solle. Denn das scheinbar Unmögliche wurde wirklich, und Sand kam ungehindert, trotz aller seiner hinterlassenen Briefe, zu Kotzebue. Die Schreiben an die Jenaer Burschenschaft und seine Freunde deutschen Sinnes waren, wie oben bemerkt ist, nicht gefunden worden. Sand sagte im

Verhöre: (v. Hohnhorst S. 164.) „er habe diese Schreiben in sein Zimmer gelegt;" die Gerichtspersonen fanden sie später im Pulte. Höchst wahrscheinlich hat er sie nicht absichtlich dort hingelegt, sondern bloß in der Zerstreuung der Abreise an diesem Orte liegen lassen, wo sie nicht so leicht gefunden werden konnten, als wenn er sie wirklich offen im Zimmer hätte liegen lassen. — Was aus dem Packete geworden, welches er seinen Freunden A — s und Dr. F — s hinterlassen haben will, ob vielleicht diese Beiden, rathlos geworden durch die unerwartete schreckenvolle Botschaft, oder besorgt, daß man sie in das Geschick ihres Freundes verflechten werde, den sie wohl nicht mehr retten zu können glaubten, weil sie auf seine schneckenartige Reise nicht rechnen konnten, — ob diese vielleicht im ersten Schrecken jenes Packet, mit Ausschluß des Briefes an Sand's Eltern, vernichtet haben mögen, — ist nicht zu ermitteln gewesen, und wir enthalten uns darüber jeder weitern Vermuthung. — Genug, die richtig angelegte Mine flog in dem Momente, wo es galt, nicht auf, weil das Zündkraut versagte, und der Schlag, welcher mit Sicherheit erwartet werden konnte, blieb aus.

Aber wie ist dieser seltsame Widerspruch in Sand's Charakter und Handlungsweise zu erklären, wie ist es zusammen zu reimen, daß derselbe Mensch, mit Aufopferung seiner ganzen Zukunft und mit Gefahr des Lebens einen lange gehegten und verheimlichten Plan zu verwirklichen suchen, und dennoch, als er der Ausführung nahe gekommen, darauf ausgehen konnte, denselben zu verrathen und sich selbst das Ziel seines sehnlichen Wunsches zu entrücken?

Wir erinnern, ehe wir den Versuch machen, dieses

psychologische Problem zu lösen, an den häufig vorkommenden Fall, daß Selbstmörder, besonders wenn Eitelkeit als Motiv ihrer That mit im Spiele war, zwar einerseits alle Zurüstungen zur That machten, die erforderlichen Abschiedsbriefe schrieben u. dergl., auch lange schon mit einer Art von geheimem Vergnügen mit dem Gedanken an ihren Tod spielten, und das Aufsehen, welches er machen würde, sich wohlgefällig ausmalten, dabei aber nicht daran dachten, daß sie mit ihrem Tode auch wirklich zu leben aufhörten, und keineswegs mehr die Zeugen ihres gehofften Triumphes seyn könnten. Daher geschah es denn zuweilen, daß diese, zwar einerseits von dem festen Entschlusse beseelt, zu sterben, dennoch auf der andern Seite von der natürlichen und angebornen Liebe zum Leben festgehalten, — unwillführlich und beinahe instinktmäßig die tödtliche Handlung (z. B. den Schnitt an der Pulsader, den Stich in die Brust, den Schuß gegen den Kopf,) auf eine Weise vornahmen, daß der Tod nicht daraus erfolgen konnte; (also z. B. nicht tief genug stachen oder schnitten, oder es bei einem Streifschusse bewenden ließen).

Auch bei Sand war der religiös-politische Fanatismus nur zur Hälfte Motiv seiner That; zur andern Hälfte ging dieselbe aus der Eitelkeit und aus dem Bestreben hervor, als ein Märtyrer des Deutschthums, als ein Held vor der Studentenwelt zu glänzen. — Als aber der Moment der That in seiner furchtbaren Wirklichkeit heranrückte, konnte die Bangigkeit vor den nothwendigen Folgen seines Beginnens nicht ausbleiben; im tiefsten Hintergrunde seiner Seele mochte sich der Wunsch regen, die Ernte des Ruhmes zu halten, ohne die onera desselben tragen zu müssen,

und der Unglückliche sah sich somit, nach zwei verschiedenen Richtungen hin, gewaltsam aus einander gerissen. Ließ er jetzt, wo es die Ausführung galt, seinen Lieblingsplan schlechthin fallen, so mußte er sich selbst verachten, — und gegen die nackte Ausführung in aller Stille sträubte sich der natürliche Mensch, der nicht gegen sich selbst wüthen und sich nur ungern dem sichern Verderben Preis geben mag. Sand war hier in der Lage eines Menschen, der sich selbst geißeln will und weit ausholt, aber, vom Schmerze überwältigt, unwillkührlich die Geißel sanft niederfallen läßt. — Das, was wirklich geschah, gestaltete sich zu einem Mittelwege; — er spielte auf seinem innern Privattheater den rachedürstenden Helden, der nach dem Blute seines Feindes lechzt, aber in aller Stille, gleichsam sich selbst die Bedeutung dessen verbergend, was er that, ließ er jene Briefe zurück, und reiste immer langsamer, je mehr er sich dem Ziele näherte. Daß er sich darüber klar gewesen, was er eigentlich wollte, (und worüber war der Unglückliche sich überhaupt wohl klar? —), daß er sich ehrlich und offen selbst gestanden hätte: „wenn doch irgend etwas geschähe, daß Kotzebue leben bliebe, und der Racheplan ein friedliches Ende erreichte! wenn doch der Zufall es fügte, daß die That unterbliebe und es bei dem Willen, sie zu vollbringen, sein Bewenden behielte!" soll durchaus nicht behauptet werden, denn dazu wäre ein Grad von Aufrichtigkeit gegen sich selbst vonnöthen gewesen, der in Sand's Seele und neben der in ihm habituell gewordenen Koketterie mit sich selbst, schwerlich Platz hatte. Vielmehr schämte er sich zuverlässig, sich jenes Geständniß abzulegen, nur wissen wir nicht, mit welchen Scheingrün-

den er jenes übermäßige Zaudern in Frankfurt und in Darmstadt vor sich selbst entschuldigt haben mag, von welchem er in seinen Verhören zugeben muß, daß es aus Bangigkeit (s. oben) entstand.

Genug, nachdem er beinahe vier Tage in Frankfurt und fünf Tage in Darmstadt geharrt hatte, und noch immer keine Eilboten von Jena her ihm nachsetzten, noch immer von Mannheim her kein Geschrei erscholl: es sey ein Mordplan gegen Kotzebue entdeckt, dieser gewarnt und hinter Mauern und Schlössern in unantastbarer Sicherheit, noch immer die Zeitungen nicht Lärm schlugen, auch kein anderer ungünstiger Zufall sich ereignen wollte, war Sand endlich in der Lage, entweder vorwärts zu gehen und seinen Plan auszuführen, oder vor sich selbst und vor allen denen, die bereits, wie er annehmen mußte, um denselben wußten, als ein elender Feigling und bloßer Komödiant zu erscheinen. Er wählte das erste, und hat den traurigen Ruhm, seinen Zweck von jetzt an mit Entschlossenheit und Bestimmtheit verfolgt zu haben.

Wir kehren, nachdem wir bei dieser Beleuchtung der von Sand verfaßten Schreiben dem Gange der Geschichte vorgriffen, zu den zwei letzten Abenden vor seiner Abreise von Jena zurück.

„Den 7ten März," heißt es in der Schrift Carl Ludwig Sand u. s. w. S. 187, „lud Sand mehrere Freunde und frühere Universitätsbekannte aus Erlangen zu sich ein, um den Abend mit ihnen fröhlich hin zu bringen. Auch diese merkten keine Umwandlung an dem lange bewährten, sonst so offenherzigen Freunde. Er war, wie das Gespräch sich eben wandte, ernst und heiter. Wenn ein

Umstand hier besonderer Erwähnung verdient, so ist es der, daß der fromme (!!) Theolog mit inniger Freude zu wiederholten Malen seinen Freunden versicherte, daß der Student N. N. obgleich catholisch, von ächtem, wahrem Freiheitsgeiste durchdrungen, gewiß auf der betretenen Bahn das Heil der Menschheit nie aus den Augen verlieren werde. Auch äußerte er den lebhaften Wunsch, den N. N. herbeizuholen, um sie Alle von dem Gesagten zu überzeugen."

Weder an diesem noch an dem folgenden Abende äußerte Sand irgend etwas, woraus seine Freunde den Zweck seiner Reise hätten folgern können. Er will Jedem, der ihn danach gefragt, geantwortet haben: „er gehe in die Heimath," was man denn auf einen Besuch bei seinen Eltern bezog. Jedoch scheint er von seinen Freunden mit besonderer Feierlichkeit Abschied genommen zu haben. „Allen," heißt es in der Schrift Carl Ludwig Sand, S. 187., „fiel es vierzehn Tage später ein, warum ihnen Sand damals beim Abschied die Hand so innig gedrückt, warum er ihnen so mild und doch so fest ins Auge geschaut habe. Er hatte ja auf lange Zeit Abschied nehmen wollen, und hätte es gerne jedem gesagt, wenn er nur gedurft hätte." —

Die angebotene (auf Universitäten gewöhnliche) Begleitung seiner Genossen lehnte er für den andern Morgen ab, und versprach diesen, im nächsten Semester wieder nach Jena zu kommen. Auch nahm er von seinen Hausleuten bei denen er, um Verdacht zu vermeiden, die Miethe für das Sommerhalbjahr verlängert hatte, keinen Abschied und verließ Jena am 9ten März des Morgens um vier Uhr.

Sein Reiseanzug (s. v. Hohnhorst a. a. O. S. 48) bestand in einem schwärzlichen deutschen Rocke, rother wollener Weste, schwarzen langen Beinkleidern von Tuch, Schuürstiefeln, und einer schwarzsammetnen, mit einem Schilde versehenen Kappe. Ueber seiner Kleidung trug er unterwegs größtentheils ein blaues Fuhrmannshemd, und in den Taschen dieser Kleidungsstücke, außer einigen wenig bedeutenden Kleinigkeiten, einen Compaß in einer zinnernen Kapsel, eine Karte von Schwaben und eine vom Laufe des Neckars, ein abgerissenes Stück aus dem neuen Testamente, an vielen Stellen unterstrichen. Ferner trug er bei sich Körner's Leyer und Schwert, ebenfalls an vielen Stellen einfach und doppelt unterstrichen, und ein geschriebenes Gedicht „Abendmahlsfeier," nach seiner Angabe von Fried. Rückert verfaßt,*) welches er schon in Erlangen erhalten haben wollte.

Außerdem nahm Sand von Jena noch einen kleinen Tornister und eine Schreibtafel mit sich, welche er indessen nur bis Darmstadt bei sich geführt, und dort einem Freunde mit der Weisung übergeben hat, sie nach einiger Zeit an seinen Schwager in Wunsiedel zu übersenden. Das Hauptexemplar des „Todesstoßes" hat er bis Darmstadt in die-

*) Der letzte Vers desselben lautet: (v. Hohnhorst S. 50.)
„Dir bist Du Mensch entflohn!
Ein Christus kannst Du werden;
Wie Du ein Kind der Erden,
War auch des Menschen Sohn.
In deinem Seyn ist dir das Nichts vernichtet,
Gott richtet dich, wie du dich selbst gerichtet.
Gott ward durch sich, durch Liebe
Der Mensch, daß er uns Ziel und Vorwurf bliebe.
Der Verfasser desselben ist indessen, wie sich später ermittelt hat, nicht Fr. Rückert, sondern der Dr. Follenius.

ser Brieftasche verwahrt, dort aber nahm er es heraus und trug es in Papier gewickelt in seinem Brustlatze bis Mannheim.

Endlich war Sand auch mit zweien Dolchen versehen, deren einen er sich, wie oben bemerkt, schon um Weihnachten 1818 von einem Jenaer Handwerker aus einem alten französischen Hirschfänger hatte machen lassen. — Diesen (den größeren Dolch) nannte er während der Untersuchung immer, aus Gründen, die nicht näher ermittelt sind, sein „kleines Schwert," und hatte noch in Jena, wiewohl vergeblich den Versuch gemacht, mit Scheidewasser seine Lieblingsstelle aus Körner's Gedichten:

„Drück dir den Speer in's treue Herz hinein"

darauf einzuätzen.

Den kleinen Dolch, eigentlich ein großes Vorlege- oder Jagdmesser, behauptete er, mehrere Jahre zuvor auf dem Jahrmarkte zu Erlangen gekauft zu haben.

Um den großen Dolch fort zu schaffen, war in Sand's Brustlatze ein Loch angebracht, worin derselbe vermöge seiner Schwere an der Parirstange hing. Um den kleineren verbergen zu können, war in seinem linken Rockärmel ein Heft angenäht, woran die Scheide dieses Dolchs befestigt werden konnte. — Er versteckte denselben jedoch auf der Reise auf dem Boden seines Ränzchens, oben auf legte er, in ein Tuch gewickelt, den großen Dolch. Da dieser jedoch an diesem Orte der Gefahr des Zerbrechens ausgesetzt war, mußte er ihn, besonders wenn er fuhr, oft herausnehmen und auf der Brust tragen; zu diesem Umpacken wählte er immer eine Zeit, wo er allein war. Als er endlich das Ränzchen in Darmstadt ablegte, nahm er des Morgens

beim Anziehen beide Dolche heraus, und brachte den großen auf der Brust, den kleinen theils im Rockärmel, theils in der Tasche, nach Mannheim.

Sein Reisegeld endlich hatte er aus eigenen Mitteln nicht bestreiten können. — Daß er in Darmstadt sechs Louisd'or von einem Studenten geliehen gestand er während der Untersuchung, freilich auch erst nach einigen Versuchen die Wahrheit zu verhehlen, ein; dagegen konnte er erst nach vielen hartnäckigen und zum Theil sehr unrühmlichen, weiter unten näher anzuführenden, Lügen zu dem Geständnisse gebracht werden, acht Tage vor seiner Abreise von Jena, 20 Thaler in Silbergeld von dem Dr. juris F — s geliehen zu haben, von eben demselben, dem er am Abende vor seiner Abreise mehrere wichtige Papiere anvertraut haben will.

Sein hartnäckiges Leugnen beweist, daß er grade von diesem seiner Freunde allen Verdacht der Mitwissenschaft um den beabsichtigten Mord ängstlich abzuwenden strebte, während er durch wahrheitswidrige Angaben Andere tiefer in die Untersuchung verwickelte, und es ist sehr zu bedauern, daß nicht ermittelt worden ist, welchen Zweck der Reise er bei dem Dr. F — s vorschützte, als er bei ihm jene Anleihe machte.

Auf diese Weise ausgerüstet, ging Sand zu Fuße am 9ten März von Jena nach Erfurt und blieb dort bei dem Turnlehrer S. bis zum 11ten, als welches er auch erst nach mehreren versuchten Ausflüchten eingestand. Von dort fuhr er am 11ten Nachts 11 Uhr mit der Post ab; während am 12ten in Eisenach zu Mittage angehalten wurde, überredete Sand seine beiden Reisegefährten, auf der Wart-

burg ihr Mittagsmahl zu nehmen. Der eine derselben will hier, was Sand jedoch in Abrede stellt, die Worte von diesem vernommen haben: „Hier sind heilige Worte gesprochen, und von diesem Orte wird noch viel Gutes ausgehen." — In das Stammbuch für Studenten auf der Wartburg schrieb Sand am 12ten März 1819:

„Was sollen euch die alten Schlafmützen schaffen? Vertrauet auf euch selbst und bauet in eignem Herzen Gott und dem Vaterlande einen Altar auf!"

„Drück dir den Speer in's treue Herz hinein der Freiheit eine Gasse."

Ohne weitern Aufenthalt gelangte er in der Nacht vom 13. auf den 14. März nach Frankfurt am Main. Auch über seinen dortigen Aufenthalt hat er versucht, den Richter zu täuschen; es wurde aber ermittelt: daß er mit seinen Reisegefährten in dem Wirthshause zum Schwan abgetreten sey, daß er am folgenden Morgen einen Landsmann und Bekannten W — e, ehemaligen preußischen Officier, aufgesucht und bei ihm bis zum 17. März gewohnt habe, wo er Morgens um 7 Uhr nach Darmstadt hin seinen Weg fortsetzte. — Er brachte seine Zeit mit mehreren Personen, mit denen er früher studiert, oder die er in Frankfurt kennen gelernt hatte, theils in Privathäusern, theils auf Spaziergängen zu.

Als er am 17. März in Darmstadt anlangte und einen weitläufigen frühern Bekannten von Jena her auf der Straße traf, fragte er diesen: „Wie steht es hier?" Auf die Erwiederung: „wie so?" sprach er sich nicht näher aus, sondern fragte nach dem Wirthshause, wo die Hei-

delberger Studenten einkehrten? Ihm wurde der Darmstädter Hof angewiesen, er ging aber zu dem Advokaten H., dessen angebotenes Logis er nicht annahm, sondern sich zu einem Kameral-Practicanten begab, wo ihn seine Freunde untergebracht hatten, „weil er hier, nach seinem Wunsche, für sich unbemerkt leben könnte.“

Er lebte hier wirklich ziemlich isolirt, hielt sich fast immer zu Hause und sah nur 4 bis 5 Personen, weil er sich bemühete, in Darmstadt unbekannt zu bleiben. — Jedoch ist auch dieses erst durch obrigkeitliche Nachforschungen ermittelt, und Sand hinterging auch in diesem Puncte das Untersuchungsgericht durch Lügen, die er erst zurücknahm, als er sich von der Wahrheit überführt sah.

Zwei seiner Freunde begleiteten ihn am 22. März auf dem Wege nach Mannheim. Als der eine derselben umgekehrt war, begleitete ihn der andere bis zu den s. g. Bickenbacher Tannen, und schnitt ihm hier, auf sein Bitten, im Walde seine langen Haare ab, (die ihm sein beabsichtigtes Entweichen nach vollbrachter Mordthat, weil sie ihn besonders kenntlich machten, hätten erschweren können.)

Um 3 Uhr Nachmittags langte er in Lorsch, einem Großherzoglich Hessischen, eine halbe Stunde seitwärts von der Bergstraße und 6 Stunden von Mannheim belegenen Orte an, kehrte im Gasthause zum Lamm ein, besah in Gesellschaft des Lehrers der Wirthskinder den Ort, aß zu Nacht und accordirte einen Wagen nach Mannheim für den andern Morgen. Er soll in Lorsch geäußert haben, es sey seine Absicht gewesen, nach Worms zu gehen, aber die Zeit werde ihm zu kurz. —

Fünfter Abschnitt.
Ausführung des Verbrechens.

Am andern Morgen, den 23. März, fuhr Sand um 6 Uhr von Lorsch ab, und stieg etwa um halb zehn Uhr an der Mannheimer Neckarbrücke ab. Er ließ sich von dem Fuhrmanne abputzen, gab ihm ein Trinkgeld, äußerte sich zufrieden über die Fahrt, versprach demselben, daß er ihn wieder fahren solle, wenn er einmal wieder durch Lorsch käme, und ging dann in das Innere der Stadt, wo er in dem Gasthofe zum Weinberge abtrat.

Im Wirthshause genoß Sand (s. v. Hohnhorst a. o. a. O. S. 59.) zum Frühstück einen Schoppen Wein und Brod, und der Wirth will ihn durchaus ohne auffallende Gemüthsveränderung gefunden haben. Dann erkundigte er sich nach den Wohnungen des Herrn von Kotzebue und eines reformirten Predigers K., welchen er, wie er hinzusetzte, in Erlangen habe predigen hören. Um 11 Uhr führte ihn ein Lohnbedienter nach Kotzebue's Wohnung. Aber kaum war er einige Schritte gegangen, so kehrte er noch einmal um, um, wie er sagte, sich die Kleider abputzen zu lassen und ein Halstuch umzubinden, weil

es ihm mit offener Brust zu kalt sey. (Er hatte die Kälte auf der ganzen Reise nicht gespürt, und es ist daher mehr als wahrscheinlich, daß diese Vorkehrung bloß als Vorbereitung zu seiner Flucht oder als Mittel dienen sollte, bei Kotzebue leichter Zutritt zu erhalten.) Dann begab er sich auf's Neue auf den Weg, der Lohnbediente bezeichnete ihm die Kotzebuesche Wohnung, und Sand (der nach des Erstern Angabe sich schnell die Littera des Hauses bemerkt haben soll), gab diesem ein Trinkgeld, winkte mit der Hand sich zu entfernen und klingelte.

Die Vorsehung schien ihm noch eine kleine Bedenkzeit gönnen zu wollen. — Kotzebue war nicht zu Hause, und Sand, der sich der Magd, die ihm öffnete und nach seinem Namen fragte, Heinrichs aus Mietau nannte, wurde auf den Nachmittag zwischen 4 und 5 Uhr bestellt. — Nun eilte Sand dem Lohnbedienten nach, und wollte jetzt das Naturalien-Kabinet und die Jesuiten-Kirche sehen. Beide waren verschlossen, und Sand ließ sich nun weiter in den Schloßgarten führen und den Rhein zeigen. Als er vom Rheindamme aus den Neckarauer Wald sah, erkundigte er sich nach dessen Entfernung. Außerdem sprach er nichts Bedeutendes, kehrte um halb 1 Uhr in den Weinberg zurück, gab hier dem Lohnbedienten ein Trinkgeld, und sagte zu diesem, er werde am Abend in das Theater gehen und morgen zum Pfarrer K.

Was Sand während dieser Periode gedacht, ob nicht noch einmal eine Mahnung des Gewissens an sein Herz geklopft habe, darüber ist nichts ermittelt worden. Indessen deuten alle äußern Zeichen auf eine völlige Gleichgültigkeit und sittliche Stumpfheit.

Bei Tische war er der Nachbar zweier Geistlichen vom Ueberrhein. Er sprach mit ihnen über geschichtliche Gegenstände, „über Luther und die Reformation." — „Ohne zweideutige Seiten zu berühren, sagt der Eine derselben, war Alles, was er sagte, besonnen, doch sprach er über alle Begriffe gedehnt, und mit niedergeschlagenem Blicke. Seine Außenseite bezeichnete wahrhaft philosophische Ruhe, und einen Mann, der mit sich und der ganzen ihn umgebenden Welt in holdem Frieden ist."

Er soll mit gutem Appetit, aber mäßig gegessen und nur einen Schoppen Wein getrunken haben; auf die Frage des Wirths, ob er den Herrn von Kotzebue angetroffen, erwiederte er ein trocknes: Nein, und sagte dann zu einem der Geistlichen gewandt: „er müsse dem Herrn von Kotzebue noch einen Besuch machen." Nur zuletzt will einer derselben eine große Zerstreuung an ihm bemerkt haben, obwohl er sonst vollkommen ruhig gewesen sey, und einer seiner Tischnachbarn glaubte etwas Außerordentliches an seiner Brustbekleidung wahrzunehmen. (Er trug den oben beschriebenen großen Dolch unter dem zugeknöpften Rocke auf der Brust.)

Nach Tische schrieb er sich in das Fremdenbuch unter dem Namen Heinrichs ein, bezahlte seine Zeche, unterhielt sich noch bis gegen 5 Uhr mit der Gesellschaft und verlor sich dann ohne Abschied zu nehmen.

Diese wirkliche oder erkünstelte Ruhe führt uns auf die wichtige Frage: was Sand unmittelbar nach der Ermordung Kotzebue's habe thun wollen? Je nachdem diese Frage beantwortet wird, gestaltet sich auch das Urtheil über seine ruhige, gleichgültige Kälte.

Wenn Sand sich unmittelbar nach verübtem Morde den Gerichten hätte überliefern wollen, um sich selbst als Sühnopfer für eine Handlung darzubringen, von der er einsehen mußte, daß sie Alles verletzte, was man bisher in der Welt Recht und Sittlichkeit zu nennen gewohnt gewesen war, die aber unter diesen Umständen recht und nothwendig, wenn gleich todeswürdig sey, so würde dieser Entschluß das Mitleid mit seiner Verirrung erhöhen, beweisen, daß noch eine Spur von Rechtsgefühl in ihm gelebt habe, und vielleicht auch das Urtheil über seinen Character zu mildern im Stande seyn.

Wenn er entschlossen gewesen wäre, sich nach vollbrachter That selbst zu ermorden, so würde allerdings die Strafbarkeit seiner Absicht durch den doppelten Mordplan erhöht worden seyn, aber man würde wenigstens nicht läugnen können, daß seine Ruhe, Kälte und Gleichgültigkeit unmittelbar vor seinem Tode, das Imposante gehabt hätten, was in jeder trotzigen Todesverachtung liegt.

Aber Sand wollte keins von beiden; er wollte, wenn er den wehrlosen Greis meuchlings ermordet haben würde, sein Heil in der schleunigsten Flucht suchen, und er scheint das Schimpfliche und Niedrige eines solchen Benehmens gar nicht gefühlt zu haben.

Sein späterer Versuch der Selbstentleibung lag gänzlich außer seinem Plane, wie er auf das Bestimmteste gesteht, (v. Hohnhorst S. 34. 35.), und wurde, wie sich weiter unten zeigen wird, durch eine schlechterdings von ihm unvorhergesehene Regung seines Gewissens veranlaßt.

Er wiederholt in mehreren Verhören die Aussage:

er habe im Fall des Gelingens entfliehen, nöthigen Falls aber sich auch zur Wehre setzen wollen. „Er würde sich nur gegen Bewaffnete gewehrt haben, sagt er, die ihn hätten aufhalten wollen. Wenn er sich einmal in den Zustand des Kriegs gesetzt habe, so hätte er sich auch wehren müssen, denn es hätte ihm Niemand geholfen, als er sich selbst. Es habe ihn männlicher und selbstthätiger gedünkt, wenigstens hätte er die Nothwendigkeit der Freiheit entgegengesetzt.“ —

Damit stimmt auch der Schluß des früher mitgetheilten Schreibens an seine Freunde teutschen Sinnes überein, worin es heißt: „Kann ich durchkommen, so weiß ich schon wo ich hinfliehen werde, um zu rechter Zeit dem Vaterlande wieder dienen zu können.“ Er hatte auch mancherlei Vorbereitungen getroffen, welche ebenfalls auf diesen Plan hindeuten, z. B. vier Louisd'or in Darmstadt in seinen Hosenträger eingenäht, ebendaselbst sein Ränzchen, welches ihm die Flucht erschwert haben würde, zurückgelassen, und einen Freund veranlaßt, ihm die langen Haare abzuschneiden. Seine Flucht hat er, wie er in seinen spätern Verhören angiebt, nach Nordamerika nehmen und dort bei einer deutschen Gemeinde Prediger oder Lehrer der Jugend werden wollen; jedoch sey er nicht mit sich einig gewesen, ob er sich zunächst nach Frankreich oder in seine Heimath habe wenden sollen.

Um fünf Uhr war Sand auf's Neue bei Kotzebue's Wohnung. Der Bediente öffnete ihm, führte ihn, ohne daß er noch einmal seinen Namen nannte, die Treppe hinauf und meldete ihn bei seinem Herrn. Auf der Treppe gingen drei Damen, die zur Frau von Kotzebue wollten,

an ihm vorüber; Sand grüßte diese höflich und der Bediente rief ihm zu: „Sie können herauf."

Kotzebue empfing den Fremden im Wohnzimmer seiner Familie. Da er allein mit ihm war, kann nur das Geständniß des Inquisiten eine vollständige Auskunft über die Art der Ausführung des Mordes gewähren.

„Der Bediente," sagt Sand in seinen spätern Verhören, „brachte einige Minuten im Zimmer mit Hin- und Herlaufen oder Reden zu; dann rief er mich herein, blieb aber noch unter der Thüre stehen, und sprach leise nach dem Innern des Zimmers. Endlich ward ich hineingelassen, und Kotzebue trat aus der Thüre links herein; ich sah ihn bei der halb offenen Thüre hereintreten, und grüßte Kotzebue, der etwas näher zur Thüre trat, dann wendete ich mich gegen ihn auf die Seite des Einganges herum. Das Schrecklichste war mir, daß ich mich verstellen mußte; ich sagte ihm, daß ich ihn auf meiner Durchreise besuchen wolle und nach einigem Hin- und Herreden sprach ich: „ich rühme mich" — was wohl von Kotzebue anders gedeutet haben mag, — dann zog ich den Dolch und fuhr fort: „Ihrer gar nicht, — hier Du Verräther des Vaterlandes —!" und mit dem letzten Rufe stieß ich ihn nieder."

„Heinrichs aus Mietau nannte ich mich, weil ich nicht glaubte, daß Kotzebue mich vorlassen würde, wenn ich mich für einen gebornen Teutschen ausgäbe, eher könnte dieses unter dem Namen eines Kurländers geschehen, und wirklich fragte mich auch Kotzebue: „Sie sind aus Mietau?"

„Wie viele Stöße ich ihm gegeben, kann ich nicht mehr sagen, eben so wenig, welcher Stoß der erste war

es war geschwind geschehen. Ich zog den Dolch aus dem linken Rockärmel, wo ich ihn in einer Scheide verwahrt hatte, und versetzte ihm einige Stiche in die linke Seite; Kotzebue hat während des Angriffes gar nicht gesprochen, sondern nur ein bloßes Gewimmer hervorgebracht, auch da als er schon gesehen, daß ich mit aufgehobenem Arme auf ihn los kam. Er hielt nur die Hände vor, und fiel gleich am Eingange des Zimmers linker Hand zusammen, etwa drei Schritte von demselben. Daß ich ihn im Gesichte verwundet haben sollte, weiß ich nicht, wahrscheinlich mag es geschehen seyn, weil er die Hände und Arme vorhielt und damit herum fuhr. Ich hielt den Dolch so, daß die Schärfe oberhalb des Daumens und der Faust gewesen, ich habe grade aus gestoßen, weder von unten noch von oben."

„Kotzebue fiel zum Sitzen zusammen;' dann sah ich ihm noch einmal in die Augen, um zu sehen wie es mit ihm stehe; ich wollte wissen, was mein Angriff für Folgen gehabt habe, und ihm überhaupt noch einmal in das Gesicht sehen. Ich glaube, er hat noch mit den Augenwimpern immer gezwickert, so, daß man bald das Weiße der Augen, bald nichts sah. Daraus schloß ich, er sey noch nicht fort, wollte aber doch weiter nichts dazu thun, weil ich glaubte, genug gethan zu haben." — — —

„Beim Herumdrehen, nachdem Kotzebue zusammengefallen, bemerkte ich ein kleines Kind, welches während der That zur Thüre links vom Eingange hereinsprang. Sein Schreien hat mich in der Stimmung von so vermischten Gefühlen dazu bewogen, ihm gleich-

sam zum Ersatze, mir einen Stoß mit dem kleinen Schwerte zu geben. Der Stoß ging auf die linke Brust, er drang einige Zoll tief ein, ich zog den Stahl wieder heraus; die Wirkung war augenblicklicher Blutverlust, beim Hinausgehen und Hinabsteigen der Treppe spürte ich den Schmerz und den Blut-Erguß empfindlich."

Dieser Moment, in welchem Sand sich selbst verwundete, scheint der einzige nach der That gewesen zu seyn, wo sein Gewissen sich, freilich auch auf eine verkehrte Art, regte, und wo, wie ein Blitz, der Gedanke an das wahrhaft natürliche und göttliche Gesetz: „wer Menschenblut vergießt, dessen Blut soll wieder vergossen werden," in seine Seele fiel. Aber es war eben nur das Licht eines Blitzes, und als der Moment vorüber, fiel auch wieder die alte Nacht auf die Welt seiner Gefühle und Gedanken.

Das Kind, durch welches die Nemesis ihr Amt verwaltete, (denn hätte Sand sich jenen Stich nicht beigebracht, so hätte seinem Entweichen im Augenblicke der Bestürzung kein Hinderniß entgegen gestanden,) war Alexander v. Kotzebue, der vierjährige Sohn des Ermordeten, der seinem Vater nachfolgend, in der offenen Thür, durch welche dieser eingetreten war, stehen blieb, und die ganze Mordscene mit angesehen zu haben scheint. Wenigstens soll er am andern Tage der Amme erzählt haben: „Der fremde Mann habe ein Messer herausgezogen, und er habe geglaubt, er wolle mit seinem Vater Krieg spielen."

Die Amme befand sich im anstoßenden Zimmer dicht an der Kommunikationsthüre, und will recht gut gehört haben, daß ihr Herr mit dem Fremden mehrere Be-

grüßungsworte gewechselt, von denen sie jedoch nur abgebrochen: „Herr von Kotzebue," „Ja und Nein" verstanden.

Der Bediente, der den Fremden eingelassen, hatte kaum die Thür hinter sich zugemacht, und einige Schritte gegen die Treppe hin gethan, als das Hülfeschreien seines Herrn ihn zurückrief. Seine Aussage lautet dahin: (v. Hohnhorst S. 68 ff.) daß, als er zurückgesprungen, Kotzebue linker Hand vom Eingange blutend am Boden gelegen, und keinen Laut mehr von sich gegeben habe. Der Fremde habe rechts an der Thür, einen guten Schritt von seinem Herrn entfernt, auf dem Boden gelegen, ganz ausgestreckt auf der linken Seite, weiter in das Zimmer hinein als sein Herr, er habe zwischen Beiden gestanden, als er Letzterm Hülfe geleistet. — — — Als er im Verein mit Fräulein Emmy, die gleichzeitig mit ihm aus einer andern Thür in das Zimmer getreten, den Verwundeten in die Höhe gehoben, habe er noch so viel Kraft gehabt, um sich langsam in das nächste Zimmer führen zu lassen, habe aber nur unarticulirte Töne von sich gegeben. — In dem Zimmer, wohin er seinen Herrn geführt, sey derselbe etwa vier Schritte von der Thür zusammengesunken, wo die Tochter ihn knieend gehalten.

Die Aussage dieser Letztern stimmt mit dem eben Angeführten überein. „Sie habe, sagt dieselbe, wenige Minuten nachher, als der Fremde eingetreten gewesen, den Lärm in der Stube gehört und anfangs geglaubt, es seyen die Kinder. Als sie in die Kinderstube gekommen, habe sie schon ein Mädchen rufen hören: „Ach Gott, der Herr ist erstochen!" und wie sie hierauf in die Wohnstube eingetreten, habe sie einen fremden Menschen gegen die

linke Seite der auf den Gang führende Thür gesehen; dieser habe auf der linken Seite gelegen, und die rechte Hand auf die linke Brust gehalten. Ihr Vater sey rechts von der Thür gestanden, indem der Bediente ihn unterstützt habe, er habe nicht mehr gesprochen, und das Gesicht mit beiden Händen bedeckt. Sie habe ihren Vater in das Nebenzimmer leiten helfen, dort sey dieser aber zusammengestürzt, und nach wenigen Minuten in ihrem Schooße verschieden. Sie sey bewußtlos in ein anderes Zimmer gebracht." —

Diesen von beiden Zeugen bekundeten, an sich gleichgültigen Umstand, daß der Mörder bei ihrem Eintreten am Boden gelegen, stellt dieser aber auf das beharrlichste in Abrede. „Er sey immer, sagt er, aufrecht gestanden. Als er sich herumgedreht, habe er den ganzen Rock aufgerissen und das kleine Schwert herausgezogen, es einigemal geschwungen und sich den Stoß gegeben, meine aber, immer auf der nämlichen Stelle stehen geblieben zu seyn, nur mit einiger Bewegung des Körpers. Er gestehe, dem Sterbenden in die Augen gesehen zu haben, erinnere sich aber durchaus nicht, auf der Erde gelegen zu haben, könne auch die rechte Hand nicht auf die linke Brust gelegt haben, weil er das kleine Schwert darin gehalten habe." Ob er nun dieses Umstandes, daß er am Boden gelegen, sich wirklich nicht mehr erinnert, oder ob er aus Eitelkeit nicht hat einräumen wollen, daß er sich, ohne genugsam verwundet zu seyn, hingelegt habe, läßt sich mit Sicherheit nicht ermitteln. Dagegen giebt er an, daß er mit den Personen, die in's Zimmer getreten, einige Worte gesprochen, deren er sich nicht mehr erinnere: „wahrscheinlich

sey es etwas über die That gewesen, daß sie nicht aus gemeiner Feindseligkeit, sondern um der Idee willen geschehen sey, was er zum Troste (!!) für die Umstehenden habe sagen wollen."

Auch in einem andern Puncte weicht die Aussage Sand's von der des Bedienten und der Tochter des Ermordeten ab. Der Erstere sagt nämlich: „Im Aufstehen habe der Unbekannte einen Dolch aus der Brust herausgezogen und sey mit starken Schritten auf die Thür zugegangen, als er aber noch vier Schritte davon gewesen, habe er (der Bediente) sie zugemacht und zugehalten. Er habe gehört, daß der Fremde gleich darauf an der Thür gewesen sey, denn er habe eine Bewegung daran gemerkt, als wenn etwas daran rappele." Die Tochter bestätigt dieß, indem sie angiebt: „der Bediente habe, nachdem ihr Vater in das Nebenzimmer getragen worden, die Communicationsthür hinter sich zugemacht, und von innen zugehalten, sagend, der Unbekannte habe sich vom Boden aufgerafft und wolle ihnen folgen." —

Auch diesen Umstand läugnet Sand. Ob er oder der Bediente sich geirrt, ob Sand, der sich übrigens nicht geschämt hat zu gestehen, daß er seinem Schlachtopfer noch gefühllos in das brechende Auge gesehen, — in diesem Puncte geflissentlich mit der Wahrheit zurückgehalten habe,— ist, der Natur der Sache nach, nicht zu ermitteln.

Das hinzueilende Hausgesinde dachte weniger an den Mörder als an den sterbenden Herrn, dessen Gattin und zweite Tochter von denen, die sich um jene Zeit in ihrer Gesellschaft befanden, von dem Anblicke des Sterbenden zurückgehalten wurden. Sand blieb also allein in dem

Zimmer zurück, wo er den Mord verübt hatte; dieses war leer, die drei Thüren desselben standen offen, und er benutzte diese Gelegenheit, seinen frühern Plan auszuführen und ergriff die Flucht. Bei dem Austritte aus dem Zimmer begegnete ihm die Köchin und die Stubenmagd, aber Beide wichen ihm aus, als er, wie er sagt, „das kleine Schwert in Fechterlage haltend," auf sie losging. Sie sagen aus, — was Sand ebenfalls in Abrede stellt, — er habe ihnen zugerufen: „wer kann mir etwas thun?" worauf die Köchin, wie sie angiebt, ihm geantwortet: „wir nicht." Sie folgte ihm aber, als er die Treppe hinunterging und rief um Hülfe.

Sowohl dieses Geschrei, als das Hülferufen einiger Damen, die bei der Frau v. Kotzebue zum Besuche waren, aus den Fenstern, und deren Bitte „man möge den Mörder festhalten," versammelte mehrere Personen vor der Hausthüre. — Sand trat hinaus und sah nun wohl ein, daß die Flucht nicht mehr möglich sey. Er nahm nun aus der Brusttasche seines offenen Rockes den oben mitgetheilten „Todesstoß," entfaltete diesen Bogen, und überreichte ihn dem Bedienten, der eben aus dem Hause trat, um die Wache zu holen, mit den Worten: „da nimm das!" Ursprünglich hatte er mit dem kleinen Dolche diese Schrift irgendwo anheften wollen, aber dieser war ihm bei der That entfallen, und wurde von der Amme, linker Hand von der Stubenthüre in dem Zimmer, wo der Mord geschehen war, gefunden. Der Bediente händigte später jenen Aufsatz dem Offizier der herbeigeholten Wache ein.

Als Sand sich desselben entledigt hatte, rief er hin-

auf nach den aus dem Fenster um Hülfe rufenden Damen: „ja ich habe es gethan, so müssen alle Verräther sterben!“ (was er freilich wieder in Abrede stellt, obwohl er zugiebt, hinauf gesehen zu haben, wobei er bemerkt haben will, daß alle Läden geschlossen seyen,) wandte sich dann an das Volk und rief diesem einige Worte mit lauter Stimme zu. Es sind, nach seiner Angabe, folgende gewesen: „Hoch lebe mein teutsches Vaterland und im teutschen Volke alle, die den Zustand dee reinen Menschheit zu fördern streben!“ — Dagegen lauten dieselben, nach der Aussage zweier Dienstmägde aus dem Kotzebueschen Hause: „Gottlob es ist vollbracht, wer will mir etwas darauf thun (auf die Schrift deutend), es lebe mein teutsches Vaterland, ich streite für mein Vaterland!“ Die Köchin wollte noch den weitern Zusatz gehört haben: „und die ganze Universität“ — erklärte jedoch, als sie ihre Aussage beschwören sollte, sie habe diese letztern Worte, die zitternd gesprochen worden, nicht recht verstanden, glaube freilich das Wort „Universität“ gehört zu haben, wisse aber nicht, in welchem Zusammenhange es gesagt sey.

Als er diese Worte gerufen, ließ er sich auf ein Knie nieder, sagte halb laut die Worte: „Ich danke dir Gott“ (oder wie er hinzugesetzt haben will: „für diesen Sieg“) setzte dann das s. g. kleine Schwert an seine linke Brust und stieß es langsam in gerader Richtung hinein bis es festsaß. Dann ließ er die Hände los und fiel vorwärts zusammen auf die rechte Seite. —

Die Umstehenden scheinen in der Bestürzung gar keinen Versuch gemacht zu haben, dieses Attentat des Selbstmordes zu stören. Als er zusammengefallen war, zog ein

gegenüberwohnender Schustergeselle den Dolch, der in der Brust emporstand, heraus und warf ihn auf die Straße; eine Hebamme riß ihm die Weste auf, rief nach Essig, und wusch ihm damit, als solcher aus dem v. Kotzebueschen Hause gereicht wurde, die Wunde und das Gesicht. Der Essig stillte die Blutung, auch drehte Sand, als ihm das Gesicht damit gewaschen wurde, den Kopf um, seufzte und gab wieder Zeichen des Lebens von sich. So nahm ihn die inzwischen erschienene Wache in Empfang, und er wurde unter einem großen Zulaufe des Volkes auf einer Tragbahre in das allgemeine Hospital gebracht.

Sechster Abschnitt.

Der Gang der Untersuchung und deren Resultate.

Sand's Wunden, die er sich selbst beigebracht, waren nicht tödtlich gewesen. Es waren, wie man, nachdem man seine von Blut triefende altdeutsche Kleidung aufgeschnitten hatte, wahrnehmen konnte, zwei querlaufende Schnittwunden, beide auf der linken Seite der Brust, die eine zwischen der dritten und vierten, die andere zwischen der fünften und sechsten Rippe. Indessen war der Verwundete eine geraume Weile hindurch bewußtlos, der Athem war schwach, der Puls kaum fühlbar, die Lippen blau, das Gesicht todtblaß, Hände und Füße kalt und steif, nur um Auge und Lippen waren einige zuckende Bewegungen sichtbar. — Jedoch gewann er Leben und Bewegung wieder, als ihm etwas warmer Wein eingeflößt worden, kam dann wieder zu Bewußtseyn und erholte sich in soweit, daß noch an demselben Abend um halb 8 Uhr ein Verhör mit ihm angestellt werden konnte, wobei er freilich nur durch bejahende oder verneinende Zeichen sprach. Bei der Frage: „ob er Kotzebue ermordet habe?" richtete er den Kopf in die Höhe, riß die Augen weit auf, und nickte kräf-

tig und schnell mit dem Kopfe. Dann verlangte er Papier, und schrieb mit Bleistift folgende Worte:

„A. v. Kotzebue ist der Verführer unserer Jugend, der Schänder unserer Volksgeschichte, und der russische Spion unsers Vaterlandes."

In der darauf folgenden Nacht schien er viele Schmerzen zu leiden; er ahmte mit der Hand das Streichen eines Violinbogens nach, verlangte Papier, und schrieb darauf: „ob der Aufseher nicht vielleicht Violine oder Guitarre spielen könne?" — Dann ließ er sich aus Kohlrausch's deutscher Geschichte die Schlacht von Sempach vorlesen.

Am folgenden Morgen hatte er seine Sprache vollkommen wieder erhalten, und konnte die Antworten mündlich wiederholen, die er am vorigen Tage durch Zeichen gegeben hatte. Das Wundfieber war am siebenten Tage bereits gehoben, und die Wunden nach vierzehn Tagen geheilt.

Indessen hatten diese noch eine bedeutendere Folge hinterlassen. Es hatte sich nämlich in der linken Brusthöhle ein Extravasat gebildet, und die Sachverständigen waren einstimmig der Meinung, daß die Heilung des Gefangenen nur durch eine Operation bewirkt werden könne.

Als Sand sich bereit erklärte, sich einer solchen zu unterwerfen, wurde sie am 8ten April vom Professor C. aus Heidelberg vorgenommen. Es wurden unterhalb der beiden Wunden, zwischen der sechsten und siebenten Rippe, die Hautmuskeln anderthalb Zoll lang quer durchschnitten, dann durch das Rippenfell eine Oeffnung gemacht und aus dieser anderthalb Pfund halb geronnenes Blut entleert.

Diese Wunde war noch nach mehreren Monaten offen und Sand litt an derselben bis zu seiner Hinrichtung. Da die Lunge verletzt war, so ergoß sie täglich daraus eine bedeutende Menge Eiters; er mußte täglich zwei Mal verbunden werden und konnte geraume Zeit hindurch das Bett gar nicht oder nur auf wenige Augenblicke verlassen.

Des Inquisiten Betragen war während seiner ganzen Krankheit und Gefangenschaft so, wie es sich von einem Manne, der den gebildetern Ständen angehört, erwarten läßt. Er machte keine Forderungen, nahm das Gereichte dankbar an, bewies sich gegen seine Inquirenten folgsam und bescheiden, bedauerte sogar die Kosten, die er verursache, und die Zeit, die er seinen Richtern raube, ohne jedoch sich dadurch abhalten zu lassen, durch vielfache Lügen die Untersuchung in die Länge zu ziehen.

Von Seiten des Untersuchungsgerichts wurde er mit Achtung und Theilnahme behandelt; er blieb von Ketten befreit, und er erhielt, nachdem er am 5ten April Abends 9 Uhr aus dem Hospitale in das Zuchthaus gebracht worden war, dort ein sehr bequemes Zimmer, abgesondert von allen übrigen Sträflingen.

Einen neuen Versuch zum Selbstmorde hat Sand nicht gemacht. Ihm waren bald nach seiner Arretirung leichte Handfesseln angelegt, weil man fürchtete, daß er seine Wunden wieder aufreißen werde; er gelobte indessen feierlich, nicht weiter Hand an sich legen zu wollen, und blieb daher mit den Ketten, selbst während der Operation verschont. Auch erfüllte er sein Versprechen um so gewissenhafter, als er durchaus keine Neigung mehr hatte zu sterben. Er nahm seine Arznei mit großer Pünctlichkeit,

und vergaß diese Zeit selbst während der Verhöre nicht; er machte seinen Arzt auf das Genaueste mit seinen Gesundheitsumständen, selbst mit organischen Fehlern in seiner Familie bekannt, und erkundigte sich eben so sorgfältig nach den Speisen, die ihm dienlich wären. Ueberhaupt verabscheute er späterhin den Selbstmord als eine feige That, und wollte den an sich selbst begangenen Versuch dieser Art gar nicht einmal entschuldigen. So war es also höchst wahrscheinlich ein Mittel, seine, wie er glaubte, durch seine eigene Schuld gekränkte Ehre wieder herzustellen, wenn er, nach überstandener Operation, den Arzt bat: „es bekannt zu machen, daß er sich dieser Operation freiwillig unterworfen, und sie mit Muth überstanden habe." — Seine Gemüthsstimmung war, wie es die Natur der Sache mit sich brachte, in den ersten Tagen nach der That sehr aufgeregt, späterhin ruhig und ernst. Zweimal vergoß er Thränen; zuerst als ihm angekündigt wurde, daß er, größerer Sicherheit halber, in das Zuchthaus gebracht werden solle; das andere Mal als er einen rührenden Brief seiner Aeltern erhielt. Beide Male schämte er sich aber derselben, als einer unmännlichen Regung, und suchte sie zu verbergen.

Die Untersuchung wurde vom Abende an, wo die That verübt war, so weit fortgesetzt, als es der Gesundheitszustand des Inquisiten erlaubte. Er dictirte bereits am 24sten März lange Antworten, und gefiel sich in dieser Art, die ihm vorgelegten Fragen zu beantworten. Man gestattete ihm dieses auch, um desto buchstäblichere Antworten zu Protocoll zu bekommen, obwohl die Untersuchung bedeutend dadurch verzögert wurde, bis er am 12ten

April selbst erklärte, er sey nicht mehr im Stande zum Protocoll zu dictiren.

Der Thatbestand des Verbrechens war ohne Schwierigkeit festgestellt. — Kotzebue war schon in den Armen seiner Tochter gestorben, und die herbeigeeilten Aerzte fanden ihn bereits ohne Pulsschlag und Athem. Er hatte drei Wunden erhalten. Die eine in der Mitte der Brust verletzte die rechte Lunge nur oberflächlich, nnd wurde nicht für tödtlich erkannt, noch weniger gefährlich war eine andere im Gesichte, dagegen hatte eine Wunde auf der linken Brustseite den gemeinschaftlichen Stamm der Lungenarterien durchschnitten, das Herz blutleer gemacht, die Verzweigungen der Luftröhre mit ausgetretenem Blute angefüllt und dadurch den Tod mit unbedingter Nothwendigkeit herbeigeführt. Im Uebrigen bemerkt das ärztliche Gutachten: es sey aus dem Umstande, daß bei der Verwundung der linken Brust, der Dolch, nachdem er Rock, Weste, zwei Hemden und eine wollene Unterjacke durchdrungen hatte, auch selbst die knöchernen Theile der Rippe durchschnitt und mehrere Zoll tief in die Brusthöhle eindrang, genügend abzunehmen, mit wie großer Gewalt der Stoß geführt worden.

Die Untersuchung über das eigentliche Verbrechen war daher um so weniger verwickelt, als Sand dasselbe ohne Umstände eingestand, auch, auf der That ergriffen, hier schwerlich mit Erfolg die Wahrheit hätte verbergen können. —

Desto schwieriger wurde die Untersuchung über die etwaige Complicität Anderer, über welche man vornämlich zu inquiriren anfing, nachdem Sand's Schreiben an die Burschenschaft und seine Freunde deutschen Sinnes gefun-

den waren. Es wurde daher eine eigene Commission zur Führung dieser Untersuchung in Mannheim niedergesetzt, welche ihr Geschäft am 3ten April begann, und wie es die Natur ihres Geschäftes verlangte, mit den zu Weimar, Darmstadt und Gießen niedergesetzten Commissionen, so wie später mit dem Berliner Polizei-Ministerio in Verbindung trat. Schon am 8ten Mai und den folgenden Tagen nahm man, zur möglichsten Beschleunigung, veranlaßt durch den damaligen, sehr bedenklichen Gesundheitszustand des Inquisiten, das Schlußverhör vor, mußte aber später, als neue Anzeigen sich ergaben, das Verfahren auf's Neue eröffnen und weiter fortführen so daß erst am 3ten September auf's Neue das Schlußverhör gehalten werden konnte.

Inzwischen erfolgte der Beschluß des deutschen Bundestages vom 26sten September 1819 über die Errichtung einer Central-Untersuchungs-Commission in Mainz. Als diese nachmals errichtet wurde, gab das Großherzoglich-Badische Staats-Ministerium der Mannheimer Untersuchungs-Commission unter dem 21. October auf: die über die Ermordung des v. Kotzebue verhandelten Acten dem ordentlichen Richter zum Behufe des rechtlichen Erkenntnisses einzureichen, der Mainzer Central-Untersuchungs-Commission aber schleunigst alle Auskunft zu geben, damit diese die weitern inquisitorischen Verhandlungen über die in Deutschland stattgefundenen hochverrätherischen Umtriebe vornehmen könne.

Diese Auskunft wurde der gedachten Commission auch von Karlsruhe aus; die Mannheimer Special-Commission übergab dagegen unter dem 9ten November 1818 ihre Ac-

ten dem dortigen Hofgerichte zur Entscheidung, setzte aber auch nach diesem Zeitpunkte insoferu ihre Thätigkeit fort, als sie durch auswärtige Requisitionen Veranlassung hatte, weitere Verhöre mit dem Inquisiten vorzunehmen.

Diesem nach leuchtet es von selbst ein, daß die Untersuchung gegen Sand, (namentlich in so weit sie durch die Schrift des Staatsraths v. Hohnhorst zur Oeffentlichkeit gebracht worden ist,) nur ein unvollkommenes Bild von der Mischung von staatsgefährlicheu Gesinnungen und strafbaren Thatsachen geben kann, welche man gewöhnlich durch den Namen der „demagogischen Umtriebe" zu bezeichnen pflegt. Daß die geistige Richtung, welche den letztern zum Grunde lag, Sand's Mordthat herbeigeführt, ist durch das Bisherige wohl außer Zweifel gesetzt, hier aber kommt es nur darauf an, die Persönlichkeit dieses Einzelnen richtig zu zeichnen, und mithin verdienen die während der Untersuchung ermittelten Thatsachen hier nur zunächst insofern einer Erwähnung, als sie eine unmittelbare Beziehung auf diesen Inquisiten haben.

Sand, der überhaupt den Grundsatz hatte: daß er nur insofern schuldig sey, dem Richter die Wahrheit zu sagen, als es ihm zweckmäßig scheinen werde, — hatte es sich zum System gemacht, die Wahrheit zu verhehlen, sobald er davon irgend einen Nachtheil für das System von politischen Ideen fürchtete, für deren Verwirklichung er und seine Freunde thätig waren.

Es war also nicht das Streben, seine Freunde zu schonen, und die Furcht, irgend einen Andern unglücklich zu machen, welche ihn zu so vielen wahrheitswidrigen Aussagen veranlaßte, sondern recht eigentlich der kalte und

verständige Calcul: „daß das Interesse der (projectirten) Revolution selbst auf Kosten der Wahrheit verfolgt werden müsse;" — ja er gab sogar unbedenklich seine Freunde preis, und verwickelte sie geflissentlich nur desto tiefer in die Untersuchung, wenn jenes Interesse es zu fordern schien. Ein Beispiel davon ist Folgendes.

Sand wurde während der Untersuchung gedrängt, zu gestehen: wer ihm das Geld zur Reise nach Mannheim geliehen habe? — Daß ein solches Darlehn den Verdacht der Mitwissenschaft veranlassen könne, war ihm klar, desto sorgfältiger suchte er eben diesen Verdacht von dem wirklichen Darleiher jenes Geldes, dem Dr. F—s, abzuwenden. Zu diesem Ende wählte er das Mittel, daß er gestand: A—s, sein innigster Freund in Jena, habe ihm vier Friedrichsd'or geliehen; er gab auch genau an, in welchen Münzsorten und unter welcheu nähern Umständen. A—s dagegen läugnete Alles, und bat den Inquisiten in einem rührenden Briefe, ihn nicht unschuldig in eine Untersuchung zu verwickeln, da diese für seine künftige Laufbahn, als Theolog, die nachtheiligsten Folgen haben könne. Umsonst! Sand war taub für die Stimme der Freundschaft, die allen unverdorbenen jugendlichen Herzen so heilig und die schönste Blüthe des Universitätslebens ist. Das Untersuchungsgericht stellte ihm die traurige Lage seines (einstweilen arretirten) Freundes vor, und gab ihm zu bedenken, wie schweres Unrecht er demselben durch falsche Angaben zufügen werde. Vergebens! — Der Pseudo-Philosophismus hatte jedes natürliche Gefühl für Recht und Wahrheit in ihm erstickt; er beharrte auf seiner Behauptung, fügte noch nähere Details hinzu und forderte

den A — s auf, ohne Rücksicht auf ihn die Wahrheit zu sagen. Und dennoch mußte er späterhin zugeben, daß diese ganze Aussage gegen seinen Freund A — s erlogen sey, und daß nicht dieser, sondern der Dr. F — s ihm acht Tage vor seiner Abreise 20 Thaler geliehen habe. „Er habe," so entschuldigt er sein Benehmen, „geglaubt, daß seine Angabe dem A — s, als Studenten, nicht so viel habe schaden können, als dem F — s, einem angehenden Docenten. A — s sey doch schon einmal in die Untersuchung verwickelt gewesen, daher habe er den F — s nicht auch noch nennen wollen." Aehnliche Beispiele werden wir weiter unten noch kennen lernen.

Bleibt man bei diesen Thatsachen stehen, so überzeugt man sich auch bald, daß es nichts weiter als eine auf Selbsttäuschung beruhende Unwahrheit gegen sich selbst war, wenn Sand während der Untersuchung einmal, als er seinen Tod nahe glaubte, zu Protocoll erklärte: „es habe ihm am meisten vor ihm selbst im Innersten Leid gethan, und es sey ihm zur peinlichen Qual gewesen, daß er theils aus Mangel der Erkenntniß des bestehenden Gerichtswesens, theils aus zu großer Rücksicht auf irdisches und menschliches Wesen, einigemal bei außer seinem Raume liegenden Fragen sich habe verleiten lassen, seinen Charakter zu trüben, anstatt ohne Furcht zu resigniren für die ewige Wahrheit. Es sey dieses für ihn zur größten Qual geworden, aber er bereue es auch öffentlich von ganzem Herzen, um diesen Flecken von seiner Ehre wo möglich zu tilgen."

Aber diese so zart klingende Erklärung war wieder nichts als ein Schauspiel, welches er vor sich und den

Richtern aufführte, und wobei er sich in der Rolle des wahrheitliebenden ritterlichen Helden ohne Furcht und Tadel gefiel. Wir glauben nicht, daß er dabei den selbstsüchtigen Zweck gehabt, den Richter absichtlich zu täuschen, um für die Zukunft sein Zutrauen zu gewinnen; zu einer solchen Berechnung gebrach es ihm offenbar an Schlauheit. Wohl aber hat er, in unheilbar tiefer Eitelkeit befangen, sich selbst getäuscht. Denn späterhin brachte er wieder offenbare Lügen vor, und vertheidigte sie hartnäckig, troß aller Ermahnungen und Aufforderungen, seine Ehre zu bedenken. (v. Hohnhorst S. 90.)

Die Aeußerung, daß er das gerichtliche Verfahren nicht kenne, ist weiter nichts als ein Versuch, seine Unwahrheiten in ein milderes Licht zu stellen. Es bedarf keiner positiven juristischen Kenntnisse, um zu wissen: ob man lügen dürfe oder nicht, und das Ehrgefühl eines Jeden reicht hin, diese Fragen zu beantworten, wie denn auch wirklich Sand in der eben mitgetheilten Erklärung sich auf sein Ehrgefühl beruft. — So kann es also auch wieder nur auf einer Selbsttäuschung und freiwilligen Verblendung beruhen, wenn Sand den Richter allein zu sprechen wünschte, um von ihm zu erfahren, ob er ihm wohl die Wahrheit in gewissen Fällen verbergen dürfe? Er schämte sich, — darin liegt die Erklärung dieses seltsamen Schrittes, — zu lügen, und wollte seinen heroischen Charakter gerne dem Inquirenten gegenüber retten, daher auch jene eben erwähnte declamatorische Reue über seine unwahren Angaben, ohne Entschluß der Besserung. Wäre es ihm wirklich ernsthaft um Rechtsbelehrung zu thun gewesen, so hätte er nothwendig alles weitere Lügen ein-

stellen müssen, als ihm bedeutet wurde, daß dergleichen im heutigen Processe rechtlich nicht gestattet sey, aber v. Hohnhorst (S. 91.) bemerkt, daß aller guter Rath in dieser Hinsicht schlechterdings nicht habe anschlagen wollen, und daß Sand sein einmal angenommenes System durchaus nicht aufgegeben habe.

Auch seine politischen Ansichten wirkten auf sein Benehmen während des Processes bedeutend ein, und veranlaßten ihn, freilich erst nach geschlossener Untersuchung, seine Richter, zugleich mit der gesammten in allen deutschen Ländern bestehenden rechtlicheu Ordnung zu perhorresciren. Das betreffende Actenstück ist zu merkwürdig und charakteristisch für die Persönlichkeit des Inquisiten, als daß wir es hier nicht mittheilen sollten; es bildet zugleich eine Ergänzung zu dem was wir oben über die politische Richtung sagten, welche Sand genommen hatte. Es lautet wie folgt: (v. Hohnhorst S. 217 u. ff.)

Protocoll vom 12ten Februar 1820.

„Inquisit dictando: Als junger Deutscher und Bekenner Christi erhebe er sich auf zu Gott und schaue sein Gebot, und wolle es lieben. Er fühle seinen göttlichen Willen, und wolle in Ewigkeit keinen Theil haben an dem Bösen und Schlechten. Darauf schwöre er. Das ist die Wahrheit!“

„Daher liebe er die Freiheit als eben dieses Leben bloß um Gottes und des Guten willen, als die rechte Erhebung über die Sinnlichkeit und als die selbstständige Entwickelung aller menschlichen Kraft, unter dem Schutze der Gleichheitsrechte aller in der Gesellschaft. Daher liebe er

die Einheit seines deutschen Volks, als die rechte Verbindung für den höchsten Zweck der Menschheit, durch jene Liebe, wie sie Gott von uns fordere. Er strebe daher, in seinem deutschen Volke Begeisterung für alles Hohe und Edle, demüthige Ergebung in Gottes heiligen Willen, und überhaupt ein Leben voller Andacht und Würde zu befördern, und hasse von Herzen alles, was diesem Zwecke zuwider ist. Darauf schwöre er. Das ist die Wahrheit."

„Er liebe als Freunde alle die, so das Wohl seines Volks ernstlich zu berathen bemüht und die bereit sind, all das Ihrige zur Erreichung dieses höchsten Zweckes dahin zu geben. Er hasse dagegen als Feinde alle, die in ihrer Selbstsucht oder in frevler Bosheit den Geist der Menschheit niederzuhalten, und ihre Brüder zu unterdrücken suchen. Gegen einen dieser Feinde habe er sich mit eignem Arme gewendet, und somit ihm und allen seinen Gehülfen, namentlich jenen Uebertretern der Freiheit, den Krieg angetragen. Wer nicht mit ihm ist, der ist wider ihn."

„Auf dieser Bahn sey ihm das Gericht mit dem Stadtphysicate entgegen gekommen, und habe ihn aufgenommen, ob Freund oder Feind? darüber könne ihm Niemand Rechenschaft geben. Im tiefen Gefühle des Rechts und Unrechts, und wie er denn nichts mehr hasse, als jenen selbstherrscherischen eigennützigen Pöbel, der waltscheu durchaus kein Regiment und gesellschaftliche Ordnung haben wolle, hätte er immer eine fromme Scheu vor dem gemeinsamen Gerichtswesen, und es dünkte ihm immer, (ja wenn er selbst menschlicher Weise jedem Gerichte verfallen sollte,) es dünkte ihm auch hier dieser Act eine freudige Handlung, weil dadurch das Wohl der Menschheit bestehe;

auch jetzt habe er diese Gesinnung nicht aufgegeben. Aber in dieser hochnothpeinlichen Zeit, wo der einzige freudige Ausweg der sey, sich unbedingt und fest zu entscheiden, habe auch er sich entschieden, und zwar so, daß er die sich als Feinde gegenüber fand, in deren Namen alle Gerichte geübt werden."

„Soll nun überhaupt ein Gericht seiner erhabenen Idee entsprechen, so muß hier 1) eine Gerechtigkeitspflege nach dem volksthümlichen Gesetze, lediglich um des Guten an sich willen, verwaltet werden. Mit einem Worte: die Justiz muß rein geschieden seyn von der Verwaltung, und das Gericht muß sowohl bei Untersuchung als Urtheilsspruch sich durchaus frei wissen von allem Einspruche der Machthaber, von allen Einflüssen von Staatsmaximen und der Cabinets-Politik, und 2) muß das Gericht mit ehrenwerthen geschickten Männern berathen seyn, mit rechtschaffenen Rechtsgelehrten, die ihr Amt, die Untersuchung und den Urtheilsspruch lieber niederlegen, als dem über sie Macht Habenden irgend einen Eingriff zu verstatten. — Von Ersterm könne er sich in den über alles jammervollen Verhältnissen dieser Tage durchaus nicht überzeugen. Rücksichtlich des Zweiten sey Achtung und Vertrauen zu seinen Richtern in ihm, seit er sie kennen gelernt, mit fortschreitender Untersuchung gewachsen, daher in diesem seinem unseligen Zustande der Grund seines Schwankens. Sollte nun die tiefe Ehrfurcht vor dem Gerichtswesen auch in diesen Verhältnissen ihn wiederum durchdringen, und ihn zum strengen pflichttreuen Gehorsam bestimmen, solle er das Gericht als wirklich hoch über ihm stehend, als den wahrhaftigen Wägepunct in der Wage der Gerechtigkeit,

dessen Schwere niemals in die Wagschaale hinabtrifft, mit frommer Schen verehren, so müsse er sich überzeugen können, daß hier durchaus keine Abhängigkeit des Gerichts vom deutschen Fürstenbunde und seinen Congressen statt finde, weil er diesem für die Freiheit seines Volkes sich entgegengestellt habe, und daß durchaus keiner Staats-Maxime Gehör gegeben werde, oder er müßte nicht wissen, daß sein Verbrechen einzig (!) darin bestehe, daß er den jetzt Gewalthabenden als Einzelner, ohne sich mit ihrer überschwenglichen Macht messen zu können, entgegengetreten sey. — Wer ihn aber damit kurz abfertigen wolle, daß er ihn (!!) in die Reihe gemeiner Verbrecher werfe, die sich durchaus nie für anklagungswerth und strafwürdig halten wollen, und die durch ihre Selbstsucht und einbekannte Lieblosigkeit zur Menschheit, allen Schein eines innigen Begehrens nach wahrer Gerechtigkeit wirklich verloren haben, von dem verlange er eben Beweis, ja weiter nichts als die Angabe eines einzigen gültigen Vergleichungsgrundes, den er mit jenen gemein habe."

„Nein, der Anschein der Pflege der ewigen Gerechtigkeit ist hier zu nichte; dagegen tritt mit aller seiner Macht und mit voller Gültigkeit gegen ihn das Kriegsrecht, das Recht des Stärkern ein, dem er sich ja auch als offenkundiger Feind, da er gefangen, in Allem geduldig unterwerfe, und von dem er selbst einsehe, ja sogar gestehe, daß es gegen ihn, da er als Einzelner, ohne alle Unterstützung es nur durchführen zu können, die alte Ordnung angegriffen habe, nothwendige Maaßregel sey. Also alle Maximen der Politik erkenne er selbst gegen sich als erlaubt, aber nur müsse ihn Niemand dadurch zum Thoren machen

wollen, daß er diese Verfahrungsweise mit der wahrhaftigen öffentlichen Gerechtigkeitspflege geradezu verwechselnd, von ihm dieselbe, um der eigenen Seligkeit willen unbestechliche Pflichttreue fordere, die nur von einem Gerichte, das das gesammte Volk vorstellt, und in seinem Namen Gerechtigkeit handhabt, billig gefordert werden kann."

(Hier endigte Inquisit mit der Bitte: die Fortsetzung auf einen andern Tag zu verschieben, und dictirte nach einigen Tagen eine unverständige Diatribe gegen die regierenden deutschen Fürsten zu Protocoll.)

Aus diesen hier mitgetheilten Thatsachen und Aeußerungen Sand's läßt sich mit Sicherheit beurtheilen, ob der Inquisit geneigt gewesen sey, irgend etwas zu gestehen, was nicht auf anderem Wege schon erwiesen war, und nicht mehr geläugnet werden konnte, und hiernach kehren wir zu der Frage zurück: **welches Resultat die gegen ihn geführte Untersuchung in Hinsicht der Ausmittelung seiner etwaigen Mitschuldigen gehabt habe?**

Bei der Beantwortung derselben müssen verschiedene Erörterungen völlig von einander gesondert werden, und nur, wenn dieß geschieht, kann man die wahre Lage der Sache richtig durchschauen.

1) Es fragt sich nämlich zunächst: ob Sand's That als von einer eigentlichen Verschwörung beschlossen, und auf deren Auftrag und Geheiß durch ihn ausgeführt, anzusehen sey?

Sand hat dieß beharrlich in Abrede gestellt. Schon in seinem ersten Verhöre beantwortete er, weil er die Sprache noch nicht wieder erlangt hatte, die Frage: ob

er in keinem Orden stehe? mit einer unwilligen verneinenden Bewegung des Kopfes, und erwiederte darauf, als er wieder sprechen konnte, Folgendes:

„Er habe durchaus keine Verbindung mit andern Menschen, die ihn zur That hätten bestimmen können. Jeder Mensch habe die Kraft in sich, das Wahre zu erkennen, und seine Erkenntniß zu vollziehen. Er vertraue in dieser Hinsicht auf keinen andern Menschen, sondern nur darauf, ob die Sache in sich so begründet sey, daß er sie als wahr anerkenne, und jeder Einzelne müsse durch sich zur That getrieben werden."

„Er gehöre durchaus zu keinem Orden, und sey eben so wenig ein Freund der Orden. Jede menschliche Verbindung könne nicht anders als gut seyn; die Geschichte lehre aber, daß alle Orden ausgeartet seyen, und daß sie zuletzt als leere Form ein Spiel eines jeden einzelnen Machthabers wurden. Jede Ordensverbindung hebe die freie Selbstständigkeit des Einzelnen auf, sie sey also jenen Grundsätzen durchaus zuwider. In einem Orden höre man auf, seiner eigenen Kraft zu vertrauen, und wolle solche durch eine äußere Form ersetzen; das sey ebenfalls gegen seine Grundsätze."

Er erklärte sich eben so entschieden folgendergestalt gegen sämmtliche sogenannte geschlossene Gesellschaften.

„Er könne getrosten Muthes vor Gott aussagen, daß er in keiner geschlossenen Verbindung irgend einer Art, noch in irgend einem Orden jemals gewesen sey. Einen einzigen Eid habe er seinem Könige und seinem Vaterlande geschworen. Er habe auch keinem Menschen und keiner Verbindung ein Versprechen, geschweige ein festes gethan,

sondern sey in allen seinen Gesinnungen, Gefühlen und Handlungen lediglich ein freies sich selbst bestimmendes Wesen. Sich selbst setze er Zwecke vor, und nach eigener Bestimmung von Werth und Unwerth hätten sie für ihn Gültigkeit. Sein Verhältniß zu seinen Mitmenschen beruhe auf freier Liebe."

Den von ihm gebrauchten Ausdruck: „geschlossene Gesellschaften" erklärte er folgender Gestalt:

„Unter einer geschlossenen Verbindung verstehe er jeden Verein der Art von Menschen, wo der Einzelne nicht mehr allein das thue, was er für sich selbst als wahr anerkannt habe, und was zu seiner Ueberzeugung geworden sey, sondern wo es auch möglich wäre, daß er im Gehorsam irgend einer übernommenen Form auch den Willen eines andern Mitgliedes des Vereins ausführen könne oder müsse, und wo wechselseitig bestimmte Rechte und Pflichten übernommen würden."

Als er sich einmal dem Tode nahe glaubte, verlangte er ein Verhör und erklärte nochmals:

„Er stehe in keiner Verbindung zu irgend einem bestimmten Zwecke für That und Handlung geschlossen, sondern lebe frei seiner Ueberzeugung und seiner Bildung. Er hasse dieses Verbindungswesen, weil darin das frische Leben, die Liebe, die Aufrichtigkeit, die Kraft des Einzelnen, und die rechte Lebenstreue unter Formen erdrückt würden. Er habe bloß in einem menschlichen Umgange mit Andern gestanden, darüber wolle er, vor seinem Abtritte aus dieser Welt, noch Zeugniß vor dem allwaltenden Gott ablegen."

Unterstützt werden diese Betheuerungen durch das

Zeugniß eines gewissen K. aus Darmstadt, welcher angiebt: „Sand habe ihm bei seiner Durchreise eröffnet, daß nächstens ein gewisser Dr. Köster ein Buch herausgeben werde, worin derselbe merkwürdige Aufschlüsse über Verbindungen und Bundessachen, die schon in älterer Zeit existirt hätten, bekannt machen werde. Dieses habe ihn veranlaßt, Sand zu befragen, ob er in einem Bunde sey? Er habe darauf geantwortet, daß er in keinem Bunde wäre, daß gewiß kein solcher existire, welches er mit Gewißheit versichern könne, indem er sich in dergleichen Studentensachen genugsam herumgetrieben habe. Er hätte sich sehr stark gegen jeden Bund geäußert, und bemerkt, daß solche Verbindungen das Grab für jedes Handeln seyen, indem man, ohne den Bund zu fragen, nicht für sich handeln könne, und durch jedes Handeln Gefahr liefe, den Bund zu verrathen."

Wir nehmen, wie oben bereits bemerkt, keinen Anstand, zu glauben, daß Sand diesmal wirklich die Wahrheit gesprochen, daß ein solcher Bund damals in Jena gar nicht existirt und daß der Entschluß zu Kotzebue's Ermordung sich, unabhängig von jeder Verabredung mit Andern, allein in Sand's Seele gebildet habe.

2) Dagegen ist es unumstößlich gewiß, und durch die früher mitgetheilten Notizen über Sand's Leben vollständig erwiesen, daß seine That aus einer geistigen Richtung hervorgegangen, welche damals, vornämlich auf den deutschen Universitäten, weit verbreitet und in einem nicht eben engen Kreise herrschend war. Daß Alle, welche derselben mehr oder minder folgten, eben so entschieden wie Sand gewesen seyen, daß Alle, wie er, den

Meuchelmord, zur Verwirklichung ihrer politischen Plane für erlaubt und löblich angesehen hätten, soll durchaus nicht behauptet werden, wohl aber, daß sehr Viele von eben denselben Prämissen ausgingen wie Sand, und daß dieser, von dieser geistigen Strömung ohne Rückhalt und Widerstreben mit fortgerissen, sich nur in ihr, wie auch aus seiner oben geschilderten Thätigkeit für die Burschenschaft erhellt, als in seinem eigentlichen Lebenselemente bewegt habe. Auch ist es eine ganz andere Frage, wo jene falschen politischen Grundsätze herrühren, und wir erlauben uns dabei die Bemerkung: daß es eine unrichtige Vorstellung ist, wenn man glaubt, daß sie in gewissen einzelnen Personen und deren bösem Willen ihre Quelle und ihren eigentlichen Sitz hatten, dergestalt, daß mit diesen das Uebel selbst beseitigt sey. Allerdings können einzelne Individuen als die Coryphäen und Repräsentanten einer geistigen Richtung erscheinen, auch zu ihrer Ausbreitung und Herrschaft Vieles beitragen, die Quellen der irrigen Meinung selbst aber liegen tiefer, die Individuen erscheinen nur durch sie bewegt und mit fortgerissen, und was uns bei einer irrigen, plötzlich hervortretenden geistigen Richtung das Werk des bösen Willens einzelner Personen zu seyn bedünkt, ist meistentheils ein Produkt einer langen Verkettung von Umständen, Begebenheiten und unzähligen geschichtlichen Voraussetzungen, die unabhängig sind von den individuellen menschlichen Plänen und Bestrebungen. So kann auch diese revolutionaire Bewegung zuvörderst nicht sorgfältig genug von einer bloßen Unzufriedenheit mit einzelnen Personen oder Einrichtungen unterschieden werden, wie sie zu allen Zeiten und unter allen Umständen vorge-

kommen ist und vorkommen wird. Sie stammt vielmehr aus tiefer liegenden Quellen, und war ein nothwendiges Produkt jener irrigen Vorstellungen auf dem religiösen Gebiete, kraft welcher die menschliche Ichheit an die Spitze gestellt, und die alleinige individuelle Vernunft für das Gesetz des freien Menschen erklärt wird. War dieß auf diesem Gebiete geschehen, wie konnte die nahe liegende Nutzanwendung innerhalb der Sphäre des Rechts und der Politik ausbleiben! Wie konnte man, wenn hier nichts von Gott Gegebenes mehr statuirt wurde, noch eine Regentengewalt „von Gottes Gnaden" anerkennen! Wie konnte überhaupt noch das System des christlich-germanischen Staatsrechts seine Gültigkeit in den Gemüthern der Menschen behaupten, welches sich an Gott anschließt, als an den höchsten und letzten Grund aller Ordnung und rechtlichen Gewalt auf Erden! Grade diese Idee wurde und wird daher, entweder zum offenbaren Unsinn verzerrt,*)

*) Allerdings ist nur das Amt des Regenten eine göttliche Institution, welches der Einzelne, der es bekleidet, möglicherweise auch auf eine unrechtmäßige Weise, wenn gleich durch göttliche Zulassung, erworben haben kann. Nicht jeder Regent ist also als unmittelbar von Gott eingesetzt zu betrachten, sondern der Sinn jenes Ausdrucks ist zunächst nur der, daß der Regent seine Herrschaft wie jeder Andere jedes andere freie Recht oder Eigenthum besitzt. Er ist nicht der Beamte des Volks, und nicht seinen Unterthanen juristisch verantwortlich, wohl aber dem Gesetze und gerechten Gericht Gottes unterworfen; umgekehrt aber ist er auch seinen Unterthanen gegenüber nicht der unumschränkte, nur seiner Willkühr unterworfene Herr ihres Leibes und Gutes, sondern ist deren gutes Recht wie sie das seinige auch zu respektiren verpflichtet. Es wäre ein Frevel und ein Unsinn, wenn man, wie dieß von den Stuarts nach der Glaubenstrennung in England geschehen ist, den göttlichen Willen und den des Regenten identifiziren, dem letztern gegenüber kein Recht und keine Freiheit anerkennen, und den Unterthanen nur das Erbtheil des passiven Gehorsams überlassen wollte, ohne zugleich ihres Rechtes und der Pflichten des Regenten Erwähnung zu thun.

oder offen und ungescheut häufig selbst unter dem Vorwande bestritten, daß die von der Schule beliebte Trennung der Wissenschaften, eine Beziehung auf Gott in der Rechtswissenschaft nicht gestatte. Nicht von Gott komme die Gewalt, so lautet die entgegengesetzte Lehre, sondern aus des Menschen Vernunft, und zwar, weil hier augenfällig die Berufung auf die Vernunft des Einzelnen nicht genügt, aus dem vereinigten Willen aller Einzelnen, von unten herauf. In diesem Aggregate des Willens und der Intelligenz aller Einzelnen liege allein die Quelle alles Rechts und aller Gewalt,*) und nur aus einer Uebertragung von Seiten dieser unveräußerlichen Majestät des Volkes, könne und dürfe man den Ursprung der Regierungsgewalt der Fürsten rechtlich ableiten. Dieses, in seinem Fundamente atheistische System ist der natürliche Todfeind der christlich-germanischen Begriffe von Recht und Staat, und der zur Zeit noch unentschiedene Kampf auf Leben und Tod zwischen diesen beiden geistigen Gewalten bildet die neuere Europäische Geschichte. Liegt einmal dieses System zum Grunde, so führt die natürliche Consequenz unabweislich auf die Republik, und nur die schlaffe Inconsequenz begnügt sich mit einer Mittelstufe, oder es wird eine solche um der Schwachen willen, als das Ziel vorgespiegelt, auf welchem man stehen bleiben wolle. Es ist also ein Irrthum, wenn man die Richtung der Freunde Sand's und ihrer Genossen für eine momentane Verirrung einiger wenigen, verschrobenen, jungen Leute

*) Warum sich, wie man gewöhnlich annimmt: die Minorität der Majorität zu unterwerfen habe, ist, wenn man einmal die isolirte Ichheit zur souveränen Potenz erhebt, ein unauflösbares Problem.

hält; sie ist im Gegentheil eine Erscheinung, die mit geschichtlicher Nothwendigkeit aus tiefen geistigen Motiven hervorgehen mußte und auf das genaueste in den Zusammenhang der Geschichte unserer Tage paßt. Aber eben so irrig wäre es, wenn man diese religiösen und politischen Irrthümer als eine persönliche Bosheit oder Schlechtigkeit, derer die sie hegten, behandeln, oder die traurige Wahrheit verkennen wollte, daß während jener Periode auf den deutschen Universitäten zuweilen die besten Köpfe und die kräftigsten, edelsten, tiefsten Naturen, mehr oder weniger in den blendenden Zauberkreis jener Richtung hineingezogen wurden. Auch kann und darf es bei dieser Gelegenheit nicht mit Stillschweigen übergangen werden, daß viele die damals als Jünglinge jenen falschen Theorien huldigten, nachdem sie einmal von ihrem Irrthume geheilt waren, die tüchtigsten und besten Männer geworden sind. Aber wären sie von ihren Irrthümern geheilt, wenn jene Richtung die herrschende geblieben wäre? Und hätte die Gewalt und Herrschaft der schlechten Grundsätze nicht mit jedem Jahre zunehmen müssen, wenn die Regierungen jene Maaßregeln nicht genommen hätten, die noch heut zu Tage von so Vielen mit eben so vieler Unbilligkeit als geringer Kenntniß der Verhältnisse beurtheilt werden?

Erwägt man nun wie weit jene eben characterisirte Richtung verbreitet war, so ist es auch gewiß, daß Sand von allen Genossen seiner Meinung, mit denen er in Berührung kam, unzählige äußere Anregungen und Impulse zu seinem Verbrechen empfing. Wer ihn aber vielleicht unwillkührlich besonders angeregt, wer ihn, vielleicht unvorsätzlich, vornämlich gegen das Schlachtopfer seines Fana-

tismus aufgehetzt, welche, vielleicht absichtslose, Aeußerungen ihn vorzugsweise auf der einmal eingeschlagenen Bahn weiter gebracht, hat, der Natur der Sache nach, schlechthin unerforscht bleiben müssen. Schreibt doch Sand's Mutter bei einer andern Gelegenheit sehr richtig, daß Niemand berechnen könne, wo ein unrecht gesprochenes Wort am Ende zu wirken aufhöre! Nur er allein hätte darüber Aufschluß geben können; aber dann wäre es auch nöthig gewesen, daß er den guten Willen, in dieser Hinsicht die Wahrheit zu sagen, eben so entschieden gehabt hätte, als das Gegentheil bei ihm statt fand; und er hätte eben so sehr ein treuer, wahrhafter und strenger Beobachter seiner selbst seyn müssen, als er in Eitelkeit und Kokketterie untergegangen war. Hier ist nur zu bemerken, daß Sand's Prozeß nicht darauf gerichtet werden konnte, jene eben bezeichnete geistige Richtung in ihrer Tiefe und Breite auszumessen, sondern daß dieses Geschäft, welches nach Lage der Sache ohne eine, an offenbare Connivenz grenzende Sorglosigkeit, nicht unterlassen werden konnte, andern Behörden und Untersuchungen überwiesen wurde. Nur ein anderes Vergehen mußte auch in Sand's Untersuchungen zur Sprache kommen, weil dieser dabei als Mitschuldiger erschien.

Im Jahre 1818 wurde ein kleines gedrucktes Lied, vor welchem, wie es schien, eine Chifferschrift stand, von unbekannter Hand durch Deutschland verbreitet. Es lautet wie folgt:

(Weise:) Dreißig oder drei und dreißig — gleichviel!

C 85313582 | 3028765 | 6628 |

87302 | 287662. | 3 — 𝄽 :‖: 54567823 |

428765 | 8822 | 3885. † 624282. | 3 — 𝄽 :‖

† 624287 | 8 — 𝄽 ‖. zum 2ten Mal.

Menschenmenge, große Menschenwüste,
Die umsonst der Geistes-Frühling grüßte,
Reiße, krache endlich altes Eis!
Stürz' in starken stolzen Meeresstrudeln
Dich auf Knecht und Zwingherrn, die dich hudeln,
Sey ein Volk, ein Freistaat! werde heiß.
Bleibt im Freiheitskampf das Herz dir frostig,
In der Scheide wird dein Schwert dann rostig,
Männerwille, aller Schwerter Schwert;
Wird es gar im Fürstenkampf geschwungen,
Bald ist es zerschroten, bald zersprungen;
Nur im Volkskampf blitzt es unversehrt.
Thurmhoch auf des Bürgers und des Bauern
Nacken mögt ihr eure Zwingburg mauern,
Fürstenmaurer, drei und dreimal zehn!
Babels Herrenthum und faule Weichheit
Bricht wie Blitz und Donner Freiheit, Gleichheit
Gottheit aus der Menschheit Mutterwehn.

Die Untersuchung, welche in Jena um den Verfasser auszumitteln angestellt wurde, war fruchtlos. Auch der

Umstand daß ein ganzes Packet mit Exemplaren von diesem Liede unter der Addresse des Herrn A — s in der H — schen Apotheke zu Boitzenburg ankam, und mit dem Postzeichen Cahla (bei Jena) bezeichnet war, führte zu keiner nähern Ermittelung.

Sand, unter dessen Papieren sich keine Exemplare dieses Liedes vorgefunden, erklärte Anfangs während der Untersuchung: „Er habe voriges Jahr dieses Lied gesehen, kenne übrigens weder den Verfasser, noch könne er Aufschluß geben über die Chifferschrift. Er habe gehört, daß es in Weimar durch einen Musikus herausgebracht worden, daß die Zahlen Noten bedeuteten, auch solle dieser die Weise gespielt haben."

Durch spätere Aussagen des zu Berlin verhafteten Dr. J. ward er aber selbst beschuldigt, dieses Lied verbreitet zu haben. „Sand," sagte dieser aus, „habe bei seiner Anwesenheit in Berlin mit H. ihm einen Brief mit der Aeußerung übergeben, daß darin Exemplare des Liedes vorhanden wären, und ihn gebeten, die Adresse darauf zu schreiben, und ihn auf die Post zu besorgen; welches auch geschehen; der Brief sey nach einem unbedeutenden Städtchen in Sachsen addressirt gewesen. Sand oder H. hätten ihm 20 — 30 Exemplare des Liedes übergeben."

Es leuchtet von selbst ein, daß wenn Sand diese Anschuldigungen nicht einräumte, das ganze Gewicht derselben mit verdoppelter Schwere auf den zurückfallen mußte, der sie gemacht hatte, und Sand brachte damit wieder einen seiner nähern Freunde geflissentlich in große Verlegenheit, weil J., der ohnedieß schon als verdächtig verhaftet war, durch falsche Aussagen über die Art und Weise, wie er

in den Besitz jenes Liedes gekommen nur noch verdächtiger werden mußte. Umgekehrt konnte für Sand, der sich ohnedieß schon für verloren halten mußte, kein erheblicher Nachtheil mehr daraus hervorgehen, wenn er die Wahrheit gestand.

Aber nichts destoweniger war er gefühllos genug, auch auch hier wieder einen Freund zu opfern, — nicht sowohl um sich selbst zu retten, als vielmehr im Interesse der revolutionären Umtriebe, und um zu verhüten, daß er, wenn er der Verbreitung dieses Liedes schuldig befunden, genöthigt werde, den Verfasser zu nennen.

Er läugnete also die Wahrheit jener Angabe gänzlich. „J—,“ sagte er, „möge es beweisen; er habe ihm lediglich ein geschriebenes Lied, dessen Inhalt sich auf das Reformationsfest bezogen, gegeben, um es einem Bekannten mitzutheilen, der es habe in Musik setzen sollen. Er wisse nicht, wo es hingekommen sey.“

Erst im weitern Laufe der Untrrsuchung erhielt die Untersuchungs-Commission Briefcouverte, von Sand's Hand überschrieben, in denen jenes Lied eingeschlossen gewesen und versandt war.

Diese erkannte Sand als von seiner Hand geschrieben an, und als nunmehr die Untersuchung mit mehrerer Wirksamkeit fortgesetzt wurde, schritt er am 8ten März 1820 zum Geständnisse.

Auch hier versuchte er jedoch wieder, auf eine sophistische Weise den Vorwurf, daß er einen Freund unschuldigerweise in eine peinliche Untersuchung verwickelt habe zu entkräften und gewissermaßen noch für sich eine Glorie des Edelmuths zu retten.



„Dieses," sagte er, „sey das Letzte was ihm zur Last gelegt werden könnte. Er habe den wahren Verlauf der Sache nicht leichtsinnig hinterhalten," (dieß hatte auch Niemand behauptet,) „sondern er habe die Verbreitung nicht als eine That angesehen, die aus seinem Entschlusse hervorgegangen, weil er bloß (!!) Verbreiter des Liedes gewesen sey, und es auch nicht als eine That, wozu er sich allein hinsichtlich der Ermordung des v. K. bekannt habe, ansehen könne."

„Dann habe ihn dieser Punct in der letzten Zeit der Untersuchung gequält, weil er den Dr. J., dem er so wohl wolle, deshalb habe leiden sehen." (Warum zögerte er denn mit dem Geständnisse, welches allein den Verdacht von J. entfernen konnte, so lange bis er mit Hülfe seiner eigenen Handschrift der Lüge überwiesen war?) „Er habe aber die Aufklärung um deswillen vermieden, weil ihm der Verfasser unbekannt sey, — und er daher habe befürchten müssen, daß man ihm diese Angabe nicht glauben würde. — Der zweite Grund der Hinterhaltung bestehe darin, daß ihm J. die Verbreitung nicht habe nachweisen können," (also deshalb war er, Sand, berechtigt, denselben einer Criminaluntersuchung Preis zu geben!) „und der dritte: nachdem durch höhere Fügung und durch die vortrefflich gekannten Mittel, sich sicher zu setzen, seine Verbreitung dieses Liedes herausgekommen sey, so gebe er diesen Grund als den Hauptgrund dahin an: daß er nicht habe haben wollen, daß diejenigen, welche Ursache hätten, durch ihr Gewissen vor diesem Zettel sich zu fürchten, nicht

wissen sollten, daß die Verbreitung von ihm herkomme, und mit ihm diese Furcht ersterbe." *)

Das Geständniß selbst, wobei er aber auch wieder dem Inquirenten augenscheinlich nicht die Wahrheit sagte, lautet wie folgt:

„Er müsse zugeben, daß er sich der Verbreitung dieses Liedes unterzogen habe. Er halte dasselbe für etwas so Hohes, daß er es in seine Untersuchung nicht habe verwickeln, und ihm dadurch einen Namen geben wollen. Er kenne den Verfasser nicht. Kurz vor seiner Abreise von Jena nach Berlin sey er von Hause einige Stunden abwesend gewesen. Da er nach Hause gekommen, habe er auf dem Boden seines Zimmers etwa drei Packete Papier liegen sehen; alle in Octavform und in Papier eingewickelt. Sie wären mit Bindfaden zugebunden gewesen, ohne Siegel und ohne Adresse. In einem dieser Packete habe geschrieben gestanden: „zur Verbreitung." Der Inhalt wäre das mehrerwähnte Lied gewesen. — Sämmtliche Exemplare hätten schon die Octavform gehabt. Doch hätte er bei der Versendung viel leeres Papier davon abschneiden müssen."

Diese Erzählung ist einem plump erfundenen Mährchen so ähnlich, daß schwerlich Jemand, der den Charakter des Inquisiten aus dem Bisherigen kennen gelernt hat, in die Versuchung kommen wird, ihm Glauben beizumessen. Form und Inhalt des Liedes verrathen eine so auffallende Aehnlichkeit mit der, in den „freien Stimmen

*) Wenn diese Stelle in v. Hohnhorst's Schrift Th. II. S. 116. richtig abgedruckt ist, so hat dieser dritte Grund gar keinen Sinn.

frischer Jugend" (herausgegeben vom Dr. Follenius) enthaltenen Poesie; die Gedanken dieses Liedes waren in solchem Grade heimisch in dem Kreise Sand's und seiner Freunde, die Erzählung, wie jene Packete ihm auf eine abenteuerliche Weise in die Stube gelegt worden, kehrt so häufig in den Geständnissen aller Verbrecher wieder, die sich im Besitze verdächtiger Gegenstände befinden, und der Inquisit hat sich über das System welches er bei seinen Auslassungen beobachtete schon so vollständig ausgesprochen, daß wohl nicht leicht ein begründeter Zweifel darüber obwalten kann, daß er den Verfasser des Liedes wirklich gekannt, aber nicht habe nennen wollen. Höchst wahrscheinlich hat ein Anderer, der sich selbst nicht hat in Gefahr bringen wollen, sich des beschränkten, rücksichtslosen, fanatischen und unbesonnenen Jünglings als eines Werkzeuges zur sichern Verbreitung dieses Liedes bedient. *)

Sand gesteht weiter:

„Er habe nun das Lied gelesen und sey tief von seiner Schönheit durchdrungen worden. Einige Tage hätte er die Packete aufbewahrt, und die Vortheile, auch die Nachtheile der Verbreitung des Liedes bei sich erwogen, denn er würde sich auf keinen Fall zu Verbreitung von Etwas bestimmt haben, wenn er sich nicht von der Zweckmäßigkeit desselben überzeugt halten würde."

„Vortheile habe er von der Verbreitung nur in sofern erwartet, als die Gemüther der Gebildeten dadurch

---

*) Johannes Wit, genannt von Dörring, behauptet, daß der wahre Verfasser dieses Liedes, der mit Sand eng befreundete Dr. Follenius, gewesen sey. Fragmente aus meinem Leben und meiner Zeit. Bd. I. S. 59.

zum eigenen Nachdenken aufgeregt würden. Für den großen Haufen habe er es für unverständlich und wirkungslos gehalten, denn es könne nur für die Geweihten, welche schon Gedanken, wie:

„Männerwille aller Schwerter Schwert"

und:

„Gottheit aus der Menschheit Mutterwehn"

zu fassen vermöchten, verständlich seyn. Unter den Nachtheilen habe er nur eigene gedacht, und habe sich die Folgen der Verbreitung vorgestellt, und sie willig übernommen; denn er habe wohl eingesehen, welche Folgen unter den jetzigen Zeitumständen diese Verbreitung für ihn herbeiführen könne. Er habe sich nun für die Verbreitung entschlossen und sey zu diesem Ende die Litteratur- und andern Zeitungen durchgegangen, um daraus die Namen der Buchhandlungen und Personen auszuziehen, an welche er das Lied verschicken könne."

„Dann habe er die Lieder in verschiedene Papiergattungen eingepackt, und mit verschiedenen Siegeln, mit Oblaten, Lack und Leim verschlossen. Diese verschiedenen Formen habe er gebraucht, damit man desto schwerer den Verbreiter entdecken könne. Deswegen habe er auch mehrfach seine Handschrift zu verstellen gesucht und außer seinem Familienwappen, drei weitere Siegel gebraucht." (Diese beschreibt Inquisit näher.)

„Von Jena aus habe er nur Packete abgeschickt, in welche er dann die einzelnen Briefe abgeschlossen habe. Er könne aber durchaus nicht angeben, an wen diese Packete abgeschickt worden, denn er habe sie größtentheils an ganz unbekannte Personen versendet. Er könne nur so viel

sagen, daß er das Lied nach allen Richtungen Deutschlands zu verbreiten gesucht und besonders darauf gesehen habe, Niemand dadurch in Verlegenheit zu bringen. Dann sey er in den letzten Tagen vor seiner Abreise nach Kahla gegangen, und habe dort eine Parthie Briefe oder Packete auf die Post gegeben. Eine andere Parthie Briefe habe er zu Apolda auf die Post befördert. Den größten Theil der Packete habe er auf der Reise nach Berlin an verschiedenen Orten, wo er durchgekommen, auf die Post besorgt."

Der Inquisit versicherte hierbei, daß er durchaus nicht mehr wisse, an welche Buchhandlungen oder andere Personen er dergleichen Packete geschickt habe. Selbst als ihm Briefcouverte, von seiner Hand überschrieben, vorgelegt wurden, wollte er die Adressaten nicht kennen, und behauptete, ihre Namen aus der Litteraturzeitung entnommen zu haben. — Dagegen räumte er ein, in einige jener Packete geschrieben zu haben: „zur Verbreitung," welches sich auch bestätigt fand; „er habe," sagt er ferner, „aus eigenen Mitteln das Porto bezahlt, und behauptete, daß er nicht wisse, ob dieses Lied auch von andern Personen außer ihm verschickt sey. Dem Dr. J., in Berlin, habe er 30 — 50 Stück dieses Liedes unter das Deckbett zu den Füßen gesteckt, ohne daß es Jemand bemerkt hätte."

In einem spätern Verhöre gab er noch an: „Die Ueberschrift des Liedes: „Dreißig oder drei und dreißig," habe er sich so erklärt, daß die drei und dreißig Fürsten, welche wir haben, eben so gegen uns handeln, als die dreißig Tyrannen von Athen."

Ferner auf die Vorhaltung:

„das Lied fordere das deutsche Volk zum Aufstande gegen Fürsten und Verfassung auf; er habe sich daher durch die Verbreitung desselben des Hochverraths schuldig gemacht;"

erwiederte der Inquisit:

„Er habe zwar im Zusammenleben von solchen juristischen Bestimmungen gehört, aber er habe sich nicht näher darum erkundigt, und wo er etwas unternommen habe für die Idee, so habe er sich nicht darum bekümmert, welchen Namen die That erhalten werde, und noch viel weniger, ob mehr oder weniger Strafe darauf gesetzt sey;"

und als er endlich befragt wurde:

„wie er sich gegen die Zuerkennung der Strafe zu vertheidigen vermöge?"

äußerte er:

„Er wolle sich gar nicht vertheidigen, er sehe auch nicht ein, wie er sich vertheidigen könne, da er schon angegeben, daß er die Verbreitung des Liedes mit voller Ueberlegung vorgenommen habe."

3) Wenn Sand's That, wie oben nachgewiesen ist, nicht aus einer Verabredung und Verbindung, wenn gleich aus einer gemeinschaftlichen geistigen Richtung vieler Gleichgesinnten hervorgegangen ist, so bleibt immer noch die Frage übrig: ob er nicht wenigstens Mitwisser gehabt, als welche mithin wegen absichtlicher Nichtverhinderung der Mordthat strafbar seyn würden.

Unter den desfallsigen Anzeigen ist zuvörderst die nachfolgende zu beseitigen:

Am 28sten April 1819 (mithin länger als einen Mo-

nat nach der Ermordung Kotzebue's) entdeckte der Hofmeister P., aus Frankfurt, an dem linken Thürpfosten der Eingangsthüre zum Thurme des Melibocus bei Darmstadt, vier und einen halben Fuß über der Thürschwelle, folgende mit Bleistift geschriebene Worte:

„Sand Stud. Theol. aus Erlangen am 20sten März 1819.

(Decretum est.)

K . . . . — sterbe." —

Sand, welcher anfangs ausgesagt, daß er auf dem Melibocus gewesen sey, späterhin aber diese Angabe widerrufen, auf jeden Fall sich aber am 20. März in oder bei Darmstadt aufgehalten hatte, ließ sich über diese Inschrift folgendermaßen aus:

„Ihm sey von dieser Inschrift überall nichts bekannt. Es thue ihm Leid, wenn man ihn in Verdacht ziehe, dieses geschrieben zu haben, denn es wäre sehr unklug gewesen, wenn er sein Vorhaben vier Tage zuvor hätte proclamiren wollen." (Er hatte es in den zu Jena hinterlassenen und an die Zeitungsschreiber abgeschickten Briefen vierzehn Tage zuvor proclamirt). „Für einen Studenten aus Erlangen, wie dort geschrieben stehe, habe er sich nie ausgegeben. Die spöttische Art dieser Inschrift liege weder in seinem Wesen, noch in seiner Handlungsweise." (Allerdings paßt diese ironische Kürze, eben so wenig wie der Styl des Decrets, zu seinem sonstigen Wesen). „Wäre dieselbe so alt, als sie laute, so glaube er, daß sie schon früher gelesen seyn müßte."

Es wurde dieselbe diplomatisch genau abgezeichnet und nach Mannheim geschickt; sie stimmte mit Sands Handschrift nicht genau überein. — Eben so wenig ergab sich ein Verdachtsgrund, daß jene Worte von einem von Sand's Bekannten herrührten, und es ist das Wahrscheinlichste, daß irgend Jemand, nachdem die That geschehen, sich den unpassenden Scherz gemacht habe, dieselben dort anzuschreiben.

Ob aber überhaupt einer seiner Freunde um die That gewußt, oder dieselbe geahnet, ist weder durch einen directen Beweis festgestellt, noch sind in dieser Hinsicht solche Anzeigen ermittelt, die mit Sicherheit einen Schluß auf diesen Umstand erlaubten.

Soviel geht freilich aus Sand's Schreiben an seine „Freunde deutschen Sinnes" hervor, daß der gesammte Kreis seiner nähern Freunde durchaus nichts von seinem Entschlusse gewußt habe, — da sich aus der Fassung dieses Schreibens ergiebt, daß hierdurch den Freunden Sand's die erste Nachricht von seinem Plane werden sollte. — Auch haben wir oben versucht nachzuweisen, wie dieses Geheimhalten bis zum Momente der That ganz in Sand's Charakter gelegen habe.

Aber wenn auch dem Kreise der Freunde Sand's keine Mitwissenschaft zugeschrieben werden kann, so ist damit noch nicht die letzte hierher gehörende Frage beantwortet: ob nicht der eine oder andere von seinen nächsten Freunden eine nähere Kenntniß von seinem Vorhaben gehabt habe, sey es durch eine Mittheilung Sand's kurz vor seiner Abreise, sey es durch eigene Vermuthungen.

Bewiesen ist auch dies, nach der v. Hohnhorst

mitgetheilten actenmäßigen Uebersicht der gegen Sand geführten Untersuchung, keinesweges. Aber eben so wenig dürfte sich mit apodiktischer Bestimmtheit das Gegentheil behaupten lassen, und wir beschränken uns hier darauf, die nachfolgenden, hierher gehörenden Momente herauszuheben.

Sand hatte, nach seiner Angabe, 9 Louisd'or von Jena mit sich genommen, wovon 5 noch bei ihm vorgefunden wurden. Da er nun seit dem December 1818 kein Geld von Hause empfangen hatte, sein Wechsel überdies auch unbeträchtlich war, so mußte er nothwendig sein Reisegeld von Jemand geliehen haben. —

Ein Darlehn an einen nicht sonderlich bemittelten Studenten, der eben eine Reise in die Heimath antreten will, ist an sich etwas durchaus Unverfängliches, und konnte eben sowohl, ohne Nachtheil für den Darleiher, von Sand eingestanden, als von jenem eingeräumt werden.

Wenn also dieser Umstand überhaupt in irgend einer Art einen Verdachtsgrund abgiebt, so liegt die Ursache davon lediglich in dem schon oben geschilderten Benehmen Sand's, welcher es sich, wie v. Hohnhorst S. 41. sagt, angelegen seyn ließ, in diesem Punkte den Richter recht planmäßig zu täuschen.

Zuerst behauptete er nämlich, das Geld von seinem Wechsel sich erspart zu haben; er habe zu diesem Ende in der letzten Zeit in Jena seine Bedürfnisse nicht mehr baar bezahlt, sondern auf Credit genommen. — Dies wurde aber durch die Aussage von Sand's Vater widerlegt, der ihm seit dem December 1818 kein Geld mehr geschickt, und den er wenige Tage vor seiner Abreise um Geld gebeten hatte, weil er ganz ohne solches sey.

Darauf behauptete Sand, er habe dieses Geld ohne Wissen des Vaters von seinen Verwandten erhalten, „seinem Vater habe er wohl schreiben können, daß er kein Geld gehabt, weil das, was er noch besessen, unangreifbar bestimmt gewesen.“ — Aber auch diesen Umstand läugnete seine Mutter und sein Schwager gänzlich ab, und nun erklärte er: „er werde nicht angeben, von wem er das Geld empfangen, denn die an sich ganz unschuldigen Menschen würden sonst für ihre Liebe gegen ihn einer Schuld betheiligt werden, die aus ihm allein hervorgegangen sey.“

Mit diesem angeblichen Zwecke seiner Weigerung, die Darleiher seines Reisegeldes zu nennen, steht es aber im Widerspruche, daß Sand einestheils wirklich den einen derselben, von dem er in Darmstadt 6 Louisd'or geliehen hatte, angab, andrerseits aber, wie oben angeführt, seinen besten Freund A — s, von dem er das Geld, wie er später gestehen mußte, nicht geliehen hatte, dennoch fälschlicherweise nannte. — Die nothwendige Folgerung hieraus kann keine andere seyn, als daß er besondere Gründe gehabt haben müsse, den Dr. F — s, (denn dieser war es, wie er später gestehen mußte, von dem er acht Tage vor seiner Abreise von Jena 20 Thaler geliehen hatte) nicht zu nennen. — Ob dieses hartnäckige Leugnen dadurch genugsam motivirt sey: „daß er denselben, als angehenden Privatdocenten, nicht habe in Verlegenheit bringen wollen,“ dürfte, an und für sich betrachtet, wohl zu bezweifeln seyn. Jedoch darf man auf der andern Seite auch wieder nicht übersehen, daß eine Folgerung aus unzureichenden Gründen bei Sand durchaus nicht zu den un-

möglichen oder ungewöhnlichen Dingen gehörte, und daß es demnach nicht **unmöglich**, (wenn gleich unwahrscheinlich) ist, daß er wirklich bloß um jenes Grundes willen den Verdacht vom Dr. F — s ablenken wollte.

Daß er diesem am Abend vor seiner Abreise ein Packet mit Briefen übergeben haben will, ist oben bereits erwähnt, so wie, daß der Dr. F — s dieses in Abrede stellte. —

Um diese Widersprüche zu heben, erbot sich der Letztere zu einer Confrontation mit Sand, und er sowohl als der Student A — s trafen im September 1819, zugleich mit den beiden Großherzoglich-Sächsischen Commissarien, in Mannheim ein. —

Die Confrontation wurde am 21sten desselben Monats vorgenommen. Sand wiederholte seine früheren Aussagen dem F — s gegenüber noch einmal; namentlich hielt er demselben vor, daß er ihm am Abende vor seiner Abreise ein versiegeltes Packet ohne Aufschrift in die Hand gegeben, und ihn gebeten habe, solches dem A — s zu übergeben, wenn er zu ihm komme.

„F — s, so heißt es in v. **Hohnhorst's** Schrift S. 211., wollte sich alles dessen nicht erinnern, ohne doch geradezu zu widersprechen; er verlangte nähere Umstände*), und wolle dann seine Ueberzeugung, so wie sie sich in sei-

---

*) Was hiervon zu halten sey, — wird jeder Inquirent von Fach ohne unser Bemerken einsehen. Allerdings wurden Widersprüche zwischen F — s und Sand auf diese Art am besten gehoben und resp. vermieden, wenn der Erstere sich von Sand selbst erzählen ließ, wie viel er gestanden habe.

ner Erinnerung darstelle, redlich aussprechen, falls ihm dadurch die Sache erinnerlich werde:

„Er berief sich auf sein schwaches Gedächtniß, und meinte, daß, wenn ihm Sand das Packet auf die Art übergeben habe (nämlich als etwas Gleichgültiges und gleichsam im Scherze), so sey es begreiflich, daß er keinen Werth auf den Vorgang gelegt habe.“

„Inquisit wiederholte darauf seine Erzählung im Zusammenhange dem Dr. F — s in's Gesicht.“

Dieser erwiederte: „Er traue Sand's Wahrheitsgefühle mehr, als seinem schwachen Gedächtnisse. Er glaube daher vielmehr, daß es so geschehen sey, wie Sand behaupte, als daß es nicht geschehen sey, und werde hierin um so mehr bestärkt, als Sand in der Untersuchung behauptet habe, daß er keine Theilnehmer oder Mitwisser seiner That habe *). Er müsse also annehmen, daß Sand um so treuer diese Umstände angegeben, als er ohnehin in freundschaftlichen Verhältnissen mit ihm gestanden.“

Eben so vorsichtig war F — s in seinen Auslassungen über das Gelddarlehn; er längnete es nicht ganz ab, ungeachtet er sich nicht genau darauf besinnen wollte. (v. Hohnhorst S. 212). „Er erinnere sich,“ sagte er, „dem Sand auf dessen Zimmer eine Rolle mit Kopfstücken gegeben zu haben.“

Daß mithin durch diese Confrontation das wahre Verhältniß zwischen F — s und Sand nicht aufgeklärt werden konnte, versteht sich von selbst.

---

*) Vergl. die vorige Note.

Sand wurde ordnungsmäßig von seinem, von Amtswegen bestellten Defensor, Lic. **Rüttger**, vertheidigt, der die desfalsige Schrift am 10ten Febr. 1820 und einen Nachtrag dazu am 16ten Febr. desselben Jahres einreichte, als zu welchem letztern ihm von dem Bruder des Inquisiten, dem Appellations-Gerichts-Advocaten **Sand**, Materialien geliefert waren. —

Wir kommen auf den Inhalt dieser beiden Schriften und die eigenen Vertheidigungsgründe Sand's weiter unten bei der Beurtheilung des Falles zurück. Hier ist nur noch, als zur Charakterschilderung des Inquisiten gehörig, zu bemerken, daß er im Schlußverhöre bat: „durch die Landeszeitung bekannt zu machen, ob nicht jemand seine Vertheidigung übernehmrn wolle.“ So wenig kannte er also dasselbe Gerichtswesen, welches er, wie sich aus seiner oben mitgetheilten Protestation ergiebt, als ungerecht und despotisch haßte und perhorrescirte!

Nach der im Großherzogthum Baden bestehenden Gerichtsverfassung erstatten die Hofgerichte in Criminalsachen, wenn die gesetzliche Strafe mehr als zehnjähriges Zuchthaus beträgt, nur ein Gutachten an das Oberhofgericht, und dieses spricht das Urtheil. Vermöge dieser Einrichtung ward nun im Hofgerichte des Niederrheins am 11ten April 1820 über diesen Fall abgestimmt, nachdem das Großherzoglich-Badensche Staatsministerium unter dem 6ten Januar verordnet hatte, daß dabei jeder einzelne Votant mit eigenen Worten zu Protocoll abstimmen solle.

Sämmtliche Stimmen gingen auf die **Enthauptung durch das Schwert**, (nach Badischem Parti-

cularrechte, die ordentliche Strafe des Mordes). In Hinsicht der Frage aber: ob ein Antrag auf Begnadigung an den Landesherrn zu machen sey, trat folgender Dissensus unter den zwölf Votanten ein. Fünf derselben übergingen einen solchen Antrag stillschweigend, zwei wollten die Beurtheilung, ob derselbe zu machen sey, dem Oberhofgerichte, als dem urtheilenden Richter, überlassen; drei andere erklärten sich geradezu dagegen; die zwei übrigen endlich waren der Ansicht, daß Gründe vorhanden seyen, kraft deren die Todesstrafe im Wege der Gnade umgangen werden könne.

Am 12ten April wurden die Acten dem Oberhofgerichte zur Schöpfung eines Urtheils eingeschickt, und die Abstimmung erfolgte hier unter dem fünften Mai desselben Jahres. — Sämmtliche dreizehn Votanten stimmten für die Strafe des Schwertes ohne Schärfung, für einen directen Antrag auf Begnadigung an den Landesherrn erklärte sich keine Stimme.

Demnach erging also unter demselben Dato folgendes

Urtheil

(v. Hohnhorst Th. II. S. 178.)

„In Untersuchungssachen ꝛc. wird auf amtspflichtiges Verhör, eingebrachter Vertheidigung, erhobenes Gutachten des Hofgerichts zu Mannheim und weiterer Rechtsberathung am Oberhofgerichte, von diesem zu Recht erkannt:

„Daß Inquisit, C. L. Sand, aus Wunsiedel, des an dem kaiserlich-russischen Staatsrath von Kotzebue verübten Meuchelmordes für schuldig und geständig zu erklären, daher derselbe — ihm zur gerechten

Strafe, andern aber zum abschreckenden Beispiele, **mit dem Schwerte vom Leben zum Tode** zu bringen sey. Alle in dieser Untersuchungssache aufgelaufenen Kosten aber, mit Einschluß jener, welche auf dessen öffentliche Hinrichtung verwendet werden, und zwar erstere wegen dessen Vermögenslosigkeit, auf die Gerichtsbarkeitsgefälle zu übernehmen seyen.

B. R. W.

Dieses Urtheil wurde mit nachfolgendem Berichte dem Großherzoge von Baden K. H. zur Bestätigung vorgelegt: (v. **Hohnhorst** S. 169.)

„Durchlauchtigster ꝛc."

„Wir treten dem gutachtlichrn Antrage des Hofgerichts einstimmig bei, und zwar aus folgenden Gründen:

I. Es ergiebt sich aus der vorstehenden geschichtlichen Darstellung der Sache mit voller Gewißheit, daß Inquisit sich des an dem Staatsrath von Kotzebue verübten Meuchelmordes schuldig gemacht habe, indem

a) ein Mann getödtet worden, der alle Eigenschaften und Rechte eines Menschen hatte."

b) „Die erfolgte Tödtung war absolut nothwendige Folge der dem v. K., nach den Aussagen vollgültiger Zeugen, und den eigenen oft wiederholten Geständnissen des Inquisiten, von diesem beigebrachten Verwundungen."

c) „Die That ist als eine durchaus freie Handlung des Inquisiten anzusehn, indem die vorliegenden Untersuchungs-Protocolle und sämmtliche mit ihm vorgenommenen Verhöre nicht die mindeste Spur eines

Wahnsinns enthalten; vielmehr zeugen sie, so wie sein ganzes Benehmen, von einer kalten, ruhigen und besonnenen Ueberlegung der That, so wie über deren Folgen, was dem Begriffe von Wahnsinn geradezu widerstreitet; und es unterliegt nicht dem mindesten Zweifel, daß Inquisit Kenntniß seiner Handlung, ihrem Wesen und ihren Folgen nach, hatte, daß er über das Verhältniß derselben zum Rechtsgebote urtheilen, und nach den Vorstellungen der Vernunft handeln konnte, auch daß er das Vermögen hatte, unter mehreren Handlungsarten selbstthätig zu wählen, d. h. sich willkührlich zu der Verwirklichung der einen oder andern Art zu bestimmen, so daß sowohl Willensfreiheit als Willensfähigkeit bei ihm vorhanden war."

„Inquisit selbst will hierüber keinen Zweifel erregt wissen, wohl aber bemüht sich sein Vertheidiger, aus den Handlungen und aus den nachherigen Aeußerungen des Inquisiten zu deduciren, daß daraus eine Art partiellen oder fixen Wahnsinns hervorgehe, welcher einen Mangel an aller Zurechnungsfähigkeit bei dem Inquisiten, sowohl bei dem Vorsatze zur That, als bei der Ausführung derselben, begründen. Allein seine Geständnisse über die Triebfedern zur That, und die Art ihrer Ausführung — liefern den vollständigsten Beweis vom Gegentheile."

d) „Lange vorhergegangene Ueberlegung, und planmäßige Ausführung des gefaßten Entschlusses, stempeln das Verbrechen zum Morde, und sein Bemühen, durch Veränderung seines Namens und Vaterlandes, und durch den Vorwand eines freundschaftlichen Besuchs,

um den v. Kotzebue gegen alle Besorgnisse einer Gefahr sicher zu stellen, zum Meuchelmorde."

„Endlich wird

e) Die Unrechtmäßigkeit der Handlung wohl von Niemanden als von dem Inquisiten bezweifelt werden wollen."

„Er selbst will noch jetzt seine Handlung als eine Großthat zum Wohl des deutschen Vaterlandes angesehen wissen, die er nothwendig begehen zu müssen geglaubt hat, weil v. K. als Schriftsteller, als Dichter, und als Verräther des deutschen Vaterlandes letzterm höchst gefährlich gewesen sey, der Staat selbst aber in den damaligen Verhältnissen diese Gefahr nicht habe abwenden können."

„Die Unstatthaftigkeit der Einrede einer Nothwehr springt von selbst in die Augen, so wie die Gefährlichkeit des vom Inquisiten behaupteten und ausgeführten Grundsatzes, daß jeder Bürger im Staate berechtigt, ja verpflichtet sey, da, wo seiner Ueberzeugung nach Noth vorhanden, das heißt, wo er ein Uebel sieht, das dem Staate Gefahr droht, und welchem die Regierung nicht steuern kann oder will, auf jede gutfindende Art in das Mittel zu treten."

II. „Die auf das Verbrechen des Mordes überhaupt, und also auch des Meuchelmordes, gesetzte Strafe des gemeinen Rechts ist das Rad, nach dem Gerichtsgebrauche aber die einfache Strafe des Schwerts, sobald, außer der Hinterlist des Mörders, nicht auch zugleich gewinnsüchtige Absichten hinzukommen. Unsere Gesetzgebung kennt blos die Strafe der Enthauptung, zu der in geeigneten Fällen

noch die Aufsteckung des Kopfes auf einen Pfahl hinzukommen darf. Obgleich nun das vorliegende Verbrechen allerdings weit schwerer ist, als eine in der Hitze des Zorns unternommene Tödtung, die gleichfalls mit der Strafe des Schwerts belegt werden soll, so ist doch auf der andern Seite nicht zu mißkennen, daß ein aus gewinnsüchtigen Absichten unternommener Mord noch schändlicher sey als ein Meuchelmord, der ohne solche Absicht verübt wurde; weswegen wir des Dafürhaltens sind, daß die gedachte Schärfung nicht auf den gegenwärtigen Fall anwendbar sey, und stimmen daher auf die einfache Strafe des Schwerts."

III. „Von rechtlichen Milderungsgründen, die in unsere Sphäre gehören, läßt sich ein einziger als scheinbar denken, nämlich der:

> Daß Inquisit in unseliger Selbsttäuschung den Mord als eine Pflicht, als eine Tugend angesehen habe, daß derselbe mithin bei der fixen Idee von der Gefährlichkeit des v. Kotzebue für das deutsche Vaterland, die Strafbarkeit seiner Handlung nicht eingesehn, und in sofern nicht frei gehandelt habe."

„Könnte man diesen Fall unterstellen, so würde freilich eine mindere Zurechnung der That in nähere Abwägung kommen müssen; allein es ist überdieß in den Acten vollständig bewiesen, daß Inquisit bei dem Morde, wo nicht eine ganz andere, doch wenigstens noch eine weitere, als seine angegebene Absicht gehabt habe, und zwar die der gewaltsamen Umwälzung der deutschen Verfassung. Inquisit ist deren überwiesen und geständig."

„Mag Sand also auch die Idee gehabt haben, eine veränderte Staatsverfassung sey nicht nur dem Wohl von

Teutschland zuträglich, sondern sogar nothwendig; mag er seine That, die zu diesem Zwecke mitwirken sollte, blos aus Liebe zu dem Vaterlande und in der Ueberzeugung, daß sie Pflicht und Tugend sey, beschlossen und vollzogen haben, so kann dieses alles dem Richter keinen Grund geben, die Zurechnung der That zu mindern, vielmehr muß die Zurechnung hier in ihrem höchsten Grade um so mehr eintreten, als die Triebfeder zur That noch eine besondere, für das Rechtsgebiet gefährliche Absicht enthält, da doch Inquisit die Handlung mit allen ihren Folgen, und in ihrer ganzen Unrechtmäßigkeit, als Mensch und besonders als Theologe wissen mußte, und wirklich eingesehen hat, da er nach seiner eigenen Angabe lange und oft kämpfen mußte, bis er, wie er sich ausdrückt, das Widerstrebende in der menschlichen Natur, das darin liege, unterdrücken und besiegen konnte, und da er keine Gefahr noch Mühe scheute, die Hindernisse, die seinem Vorhaben im Wege standen, zu beseitigen, und dessen Ausführung möglich zu machen."

„Schließlich bemerken wir noch unterthänigst, daß wir in Gemäßheit der hohen Staats-Ministerial-Verfügung vom 21sten October 1819 uns bei unserer Beurtheilung blos auf das Verbrechen des Mordes beschränken, und des dem Inquisiten noch weiter zur Last fallenden Verbrechens des Hochverraths nur in so weit erwähnen zu müssen geglaubt haben, als dieses letztere Verbrechen mit dem Grade der Imputation des ersteren im Zusammenhange steht, und über die Absicht des Verbrechers, also über seinen dolum, noch mehr Aufklärung giebt."

Siebenter Abschnitt.

Vertheidigung des Inquisiten und Beurtheilung seiner That.

Eine ausführlichere Beurtheilung des bisher erzählten Verbrechens würde überflüssig und uninteressant seyn, wenn nicht die Art und Weise, wie der Verbrecher selbst sich entschuldigte, die Vertheidigungsgründe, welche der Defensor desselben vorbrachte, und endlich das Urtheil vieler Zeitgenossen über Sand und seine That, sie nöthig machte.

Sand selbst hätte im Laufe der Untersuchung, mit einigem gesunden Gefühle für Gerechtigkeit und Wahrheit, nothwendig einsehen müssen, daß er den Tod verdient habe. In der That würde es auch der heroischen Rolle, in die er sich einmal geworfen hatte, weit angemessener gewesen seyn, wenn er, auf sein ohnedieß verwirktes Leben verzichtend, keinen Versuch weiter gemacht hätte, dasselbe zu retten und sich der gesetzlich nothwendigen Strafe zu entziehen.

Aber gerade im Gegentheile war er alles Ernstes der Meinung, seine That sey **gerechtfertigt** und er müsse deshalb **straflos** bleiben, eine Ansicht, die nur in

so fern consequent ist, als Sand das Gesetz, wonach die menschlichen Handlungen beurtheilt werden müssen, nicht in irgend einer objectiven göttlichen oder menschlichen Norm, sondern in der isolirten, auf sich selbst ruhenden, vermeintlich souverainen Vernunft des Individuums suchte.

Er antwortete nämlich auf die Frage:

„wie er seinen begangenen Mord vor göttlichen und menschlichen Gesetzen rechtfertigen wolle?

mit folgender Auseinandersetzung: (v. Hohnhorst S. 127.)

„In der Welt habe man Angst, es gehe herüber und hinüber. Indessen könne es nicht geläugnet werden, daß es Nothzustände gebe, wie dieses der Krieg selbst sey. Der Mensch sey im Irdischen befangen, und habe doch das Höchste erkannt; sein gewöhnlicher Zustand sey daher ein Schwanken, und es gebe viele Handlungen, von denen man eben so viel Gutes als Uebles sagen könne. Dieser Zustand der Unbestimmtheit sey eigentlich ein Zustand der Noth. Seine That sey ein Collisionsfall mit den weltlichen Gesetzen, welche auf den Mord die Strafe der Wiedervergeltung setzten; allein darum habe auch für seine Erkenntniß das Liebste auf das Spiel gesetzt werden müssen. Wenn des Pfarrers Sohn aus Naumburg, der Napoleon habe umbringen wollen, ihn wirklich umgebracht, und Teutschland von ihm befreit hätte, so würde er dennoch von den Franzosen, wenn sie ihn in ihre Gewalt bekommen hätten, geviertheilt worden seyn."

„Er habe," sagt er im Verfolg dieses Verhöes, „die That für das Höchste des Vaterlandes gethan, dessen sich trotz der vielen Anklagen, Niemand angenommen habe. Insofern glaube er sich gerechtfertigt und straflos, weil er gethan, was andere (!!) Gerichte nicht gethan, und in den Zeitverhältnissen nicht hätten thun können."

An einem andern Orte erklärt er sich über dieses Uebernehmen des Richteramtes folgendergestalt: (v. Hohnhorst S. 123.)

„In den gegenwärtigen Zeitverhältnissen seyen die Regierungen, welche durch viele brave Schriftsteller auf den schädlichen Einfluß, den Kotzebue auf die freie Entwickelung der Nation und ihre politische Selbstständigkeit gehabt, aufmerksam gemacht wären, nicht in der Lage gewesen, diesen Einfluß zu hemmen, und Kotzebue zu richten. Unter diesen Umständen habe er sich verpflichtet gehalten, den v. Kotzebue selbst zu richten. Denn wenn Regierungen zu solchen Dingen nicht helfen könnten, so trage er die Ueberzeugung in sich, daß ein Jeder seine Meinung in das Werk zu setzen berechtigt sey."

„Alle meine Kräfte," sagt er, „habe ich dazu, mir jenes Heilige, das Bestimmende meiner Seligkeit zu erhalten, und trete mit dem Urfeinde, der das Göttliche*) in mir unterdrücken will, in Kampf, um ihn zu verjagen, oder durch Erlegung mir meinen rechtlichen Platz zu sichern."

---

*) Nach Sand's Sprachgebrauche ist dieß, wie v. Hohnhorst S. 124 richtig bemerkt, nichts anderes als die eigene Ueberzeugung.

Ueber diesen „Kampf“ oder Krieg erklärt er sich näher dahin:

„Kotzebue habe, seiner heiligen (!!) Ueberzeugung nach, sich ihm (!!) immer als der ergrimmteste Feind gegenüber gestellt; es sey ein Zustand der äußersten Noth, ein Krieg entstanden; er habe so wie immer, so auch hier die Ueberzeugung gehabt, er müsse sein eigenes Daseyn dem des Kotzebue entgegenstellen, und habe, damit das Volk der fortwährenden Verführung entrissen werde, es gern dem Kampfe preis gegeben.“

Er wurde angehalten, näher zu bestimmen, „was er unter einem solchen Zustande der Noth verstehe?“ und erwiederte:

„Dazu gehörten mehrere schwankende oder unbestimmte Wesen; kämen diese zusammen, so entstehe der Zustand der Noth. Er könne jetzt seine Ideen darüber nicht klarer angeben.“*)

Diese Aeußerung machte die weitere Frage nöthig:

„Auf welche Art er sich gegen v. Kotzebue im Zustande der Noth befunden habe?“

Hierauf erwiederte Sand, ohne das Verkehrte und gewissermaßen Lächerliche seiner Antwort zu fühlen:

„Kotzebue habe durch seine Schriften sein Privatleben so sehr verbittert, daß er ihn mehr als einmal körperlich getödtet habe. Das Vaterland habe er verspottet und verrathen, und es sey unmöglich

*) Auch diese seltsame Definition eines Nothstandes dürfte wohl zu den, durch vieles Anhören auswendiggelernten Phrasen gehören, die dasjenige bildeten, was der Inquisit seine Ueberzeugung nannte.

gewesen, etwas durch Schriften gegen ihn zu thun, weil alle die weibischen Wesen in Deutschland mit ihm geweint und ihn angebetet hätten. Er habe so viel Anhang gehabt, daß ein Einzelner nicht daran habe denken können, solch einen Mann mit der Feder zu besiegen. Wenn er also seinen Unfug forttreibe, so könne sich der Einzelne in diesem Zustande der Noth nicht anders helfen, als mit Aufopferung seines Lebens."

Die nahe liegende Einwendung:

„Diese Grundsätze höben den Zustand der Freiheit, den er überall befördert wissen wolle, in vielen Beziehungen wieder auf,"

wurde ihm wirklich gemacht, aber diese einfache Wahrheit hatte blos folgende pomphafte, den Einwand gar nicht treffende Antwort zur Folge:

„Es wäre schön, wenn alle, die in Teutschland ihr Leben hindurch wirkliche Menschen seyn wollten, auch darin übereinkämen; aber dieses sey nicht zu erwarten, und jeder müsse daher selbst für sich stehen vor Gott. Er müsse demnach (!) gut heißen, was er gethan habe. Es sey ihm nicht mehr nöthig zu der That, als ein Dichter, der sein Vaterland verkaufe. General Mack, der nur 30,000 Mann verkauft habe, sitze noch im Gefängnisse, und Jener sey ein Dichter, der auf die ganze Nation wirke, und das Heiligthum des Vaterlandes auskundschafte. Die Persönlichkeit jedes Einzelnen, und das Recht, seine Meinung zü äußern, müsse freilich geschützt werden, und dieses sey ein

Hauptzweck der Freiheit. Allein es würde übel seyn, wenn in einem Staate das Vaterland ausgekundschaftet und ungestraft verrathen werden dürfte."

Er war daher auch bis zum Schlusse der Untersuchung der festen Ueberzeugung, nichts sittlich Unrechtes gethan zu haben, und gab einst, als er seinen Tod ganz nahe glaubte, seine (wie er damals glaubte) letzte Erklärung folgendergestalt zu Protocoll: (v. Hohnhorst S. 122.)

„Zur That habe ihm nichts Heimliches, nichts Irdisches getrieben, kein persönlicher Neid und keine Feindschaft, oder sonst etwas Gemeines, sondern die Schande, die Entehrung des Vaterlandes, des regen Volksgefühles, das ein Dichter mit dem schrecklichen Zusatze, daß er das Heiligste seines Volkes nach außen verrathen habe, nicht ertragen konnte. Es habe ihn dazu getrieben die Liebe zum gesammten Vaterlande, für das er, der Einzelne, sich aufopfern zu müssen glaubte, und er könne diese That, vor Gott zum Entschlusse gebracht und nach tausendmaliger Bitte, ob diese Gefahr denn doch nicht anders vorüber gehen könne, dennoch ausgeführt, nicht bereuen, sondern er habe sie ausgeführt mit denselben Gesinnungen, die sein ganzes Leben erfüllen sollten, Gott leben und mit dem ganzen Leben ihn verehren zu wollen."

Daß diese Aeußerungen des Inquisiten keine Momente enthalten, worauf wirklich seine Vertheidigung gestützt werden könnte, sieht ohne unser Erinnern wohl jeder

Leser ein. Wohl aber schließt sich hieran die anderweitige Frage:

> Ist ein Mensch, der einen begangenen Mord im wirklichen Ernste mit solchen Gründen zu rechtfertigen versuchen kann, nicht schon eben wegen dieser Vertheidigung der Zurechnung unfähig?

Wir geben unbedenklich zu, daß, wenn nicht die pseudophilosophische Richtung der Zeit dem Inquisiten den gesunden practischen Menschenverstand des Volkes geraubt oder wenigstens sehr geschwächt hätte, er auf eine solche Vertheidigung gar nicht gekommen seyn würde. — Aber die Frage über seine Zurechnungsfähigkeit, insoweit über diese auf den Grund der eben angeführten Vertheidigung geurtheilt werden soll, löst sich in zwei andere Untersuchungen auf:

> Hat der Inquisit die Strafbarkeit seiner Handlung gar nicht gekannt, und ist er deshalb zurechnungslos?

und:

> hat er gewußt, daß seine Handlung, den weltlichen Gesetzen nach, ein mit dem Tode bedroheter Mord sey, hat er aber, seiner Ueberzeugung nach, denselben für nothwendig und gerechtfertigt gehalten, und ist er deshalb der Zurechnung unfähig?

Die erste dieser beiden Fragen muß aber auf das Entschiedenste verneint werden.

Hätte Sand wirklich nicht gewußt, was Alle wissen, (daß es nämlich verboten und ein schweres Verbrechen sey, meuchlings einen andern Menschen zu ermor-

den,) so wäre dieß ohne einen hohen Grad des Blödsinns nicht möglich gewesen. Aber von einem solchen zeigt sich bei dem Inquisiten nicht die leiseste Spur. Er weiß was er will, er wählt mit verständiger Berechnung die Mittel für seinen Zweck, er kennt die physischen Folgen seiner Handlungen, er spricht zusammenhängend, er ist eines bewegten geistigen Lebens fähig, ja diese geistige Agitation und Lebendigkeit ist eben der Boden, auf welchem der Entschluß zur That reifte. Ganz anders der wahrhaft Blödsinnige, z. B. der Cretin, der stumpfsinnig mit glühenden Kohlen spielt, Feuer anlegt, und sich kindisch über die knisternde Flamme freut, ohne daß eine Ahnung von der wahren Natur seiner Handlung in die Nacht seines geistigen Lebens fällt. Bei diesem paßt der Blödsinn in das ganze übrige Leben, in seine Haltung und Sprache, und ist eins mit der Welt seiner Gedanken und Gefühle.

Auch die juristischen Folgen seiner That waren dem Verbrecher durchaus nicht unbekannt. — Er tadelt es an seinem Schul- und Universitätsfreunde E—r (s. oben S. 183,) daß derselbe nicht auch auf den Rabenstein gefaßt sey; er berechnet, wie er entfliehen könne, und trifft Anstalten dieses Vorhaben auszuführen, ja er sagt sogar selbst, wie oben erwähnt, „seine That sey ein Collisionsfall mit den weltlichen Gesetzen, welche auf den Mord die Strafe der Wiedervergeltung setzten.“ — Mithin kann davon gar nicht die Rede seyn, daß er den Meuchelmord überhaupt für bürgerlich erlaubt gehalten habe, und es rührt bloß aus Mangel an sittlichem Tact und Consequenz her, wenn er dennoch seine Ueberzeugung:

(sittlich) recht gehandelt zu haben, als einen Rechtfertigungsgrund anführt, der ihn straflos machen solle.

Ob und in wie weit aber diese Ueberzeugung: „das, was nach den Gesetzen des Landes verboten und mit Strafe bedroht ist, sey nach dem Gewissen oder der Religion erlaubt," in dieser Sache überhaupt von Belang sey, werden wir weiter unten näher untersuchen. Nur ist hier noch, der Vollständigkeit wegen, zu bemerken, daß er die hochverrätherischen Aeußerungen in seinem für das Volk bestimmten „Todesstoße" auf eben diese Weise rechtfertigen will. „Er habe dieses aus seinem Gemüthe geschrieben, die positiven Gesetze kenne er ohnehin nicht ganz. Er könne nach seiner Vernunft das Einzige, was aufrührerisch in der Schrift sey, nicht mißbilligen, und halte sich also auch desfalls für straflos. Er habe nämlich das Volk für den Fall aufgerufen, wenn das Göttliche in ihm unterdrückt würde."

Die rechtlich nothwendige Defension des Angeschuldigten war in der That keine leichte Aufgabe; und der Defensor mußte sich zunächst über die Bedeutung seines Amtes vollkommen klar und derselben bewußt seyn, um es mit Würde und Erfolg ausüben zu können. Wir halten es für nothwendig, unsere Ansicht über die Würde und Bedeutung der Defension hier in wenigen Worten auszusprechen.

Der Zweck der Defension ist kein anderer, als der: die, wenn auch nur möglicherweise zum Vortheile des Angeschuldigten sprechenden, thatsächlichen oder juristischen

Umstände besonders hervorzuheben. Was etwa der Angeschuldigte oder der Richter übersehen oder nicht verstehen könnte, soll der rechtskundige Beistand besonders ausführen und geltend machen, damit bei dem erkennenden Richter, der das Interesse der Justiz und rechtlichen Ordnung wahrzunehmen hat, das entgegengesetzte Interesse des Angeschuldigten auch vertreten und nicht in den Hintergrund gedrängt werde.

Der Defensor dient demnach auch der Gerechtigkeit, und dadurch erhält sein Amt erst seine wahre und schöne Bedeutung; aber er dient der Gerechtigkeit in der, fast möchte man sagen: negativen Weise, daß er die Zweifelsgründe gegen das etwaige condemnatorische Urtheil auszuführen hat. Die Sache soll eben bei der Beurtheilung von allen Seiten erwogen werden, und der Angeschuldigte soll auf die möglichst vollständige Weise gehört, jedes mögliche Bedenken bei seiner Verurtheilung beseitigt werden.

Hierdurch ist denn auch die Frage beantwortet: ob der Defensor einen Angeschuldigten vertheidigen dürfe, von dessen Schuld er überzeugt, durch dessen That er vielleicht sogar empört ist? — Wir sind unbedenklich der Meinung, daß der Defensor, vornämlich wenn er von Amtswegen bestellt ist, auch Alles das gewissenhaft ausführen müsse, was er, wenn er Richter wäre, vielleicht nicht beachten dürfte oder würde. Nicht seine Sache ist es, diese Vertheidigungsgründe zu beurtheilen, wohl aber muß er sie als Zweifelsgründe dem erkennenden Richter zur Beurtheilung vorlegen, und er verletzt sogar seine Pflicht, wenn er dieß nicht so bündig und überzeugend als möglich thut, selbst wenn er vielleicht in-

nerlich, im Interesse der Justiz und der öffentlichen Moral, die Verurtheilung seines Clienten nicht ungern sehen sollte.

Auf der andern Seite darf der Defensor, eben so wenig wie irgend ein anderer Mensch in irgend einer andern Lage, zur böslichen Chikane, zur Verdrehung oder Ableugnung klarer Thatsachen, zur sophistischen Auslegung unzweifelhafter Rechtssätze, seine Zuflucht nehmen. Er darf dieß nicht, weil diese Mittel an sich unsittlich sind, er darf es aber auch nicht, weil er dadurch seinem Clienten sogar schaden würde. Denn daß solche Gründe auf den Richter einen Eindruck machen sollten, ist wenigstens nicht zu erwarten, wohl aber ist der sehr leicht zu besorgende und höchst wahrscheinliche Effect der: daß die sophistischen und falschen Gründe das Gewicht, auch der wahren Momente der Vertheidigung, schwächen oder aufheben, weil sie die Würde der Defension und des Defensors vernichten; vielmehr richtet der Letztere um so viel mehr aus, je näher er sich, in Form und Inhalt seiner Schrift, dem (partheilosen) Standpunkte des Richters stellt.

In dem Bisherigen liegt auch zugleich die einzig mögliche Rechtfertigung des Vertheidigungs-Systems, welches Sand's Defensor wählen zu müssen geglaubt hat, und welches einem schweren Tadel nicht entgehen würde, wenn der Richter es aufgestellt hätte. Es sey ferne von uns, daß wir für den von Amtswegen bestellten Vertheidiger einen Vorwurf daraus ableiten wollten, daß er Defensionsgründe aufstellt, von denen wir freilich glauben, daß sie, als Entscheidungsgründe allgemein angenommen, alles Recht und alle gesellschaftliche Ordnung mit

einem Schlage vernichten würden; denn das ist gerade der Triumph der Justiz, und sie unterscheidet sich dadurch von der partheiischen Willkühr und subjectiven Rachsucht, daß sie den auch noch so schwer gravirten Angeschuldigten oder dessen Fürsprecher, selbst mit irrigen Gründen, zu Worte kommen läßt und anhört. Gereichte es doch vielleicht dem Unglücklichen zum besondern Troste, daß er grade diese Gründe zu seiner Entschuldigung vorbringen durfte! Alle Polemik also gegen die in jener Schrift aufgestellten Sätze kann nicht dagegen, daß der Vertheidiger sie aufstellte, sondern nur gegen den Inhalt jener Sätze selbst gehen; wohl aber kann darüber gestritten werden, ob diese Vertheidigung dem Interesse dieses Angeschuldigten angemessen war.

Wir haben nur einen Auszug aus der von dem Licentiaten Rüttger angefertigten, am 10ten Februar 1820 eingereichten Vertheidigungsschrift vor uns, der in v. Hohnhorst's Schrift Th. II. S. 119. u. ff. abgedruckt steht. Aus diesem Auszuge theilen wir folgende Stellen mit:

IV. Die Entwickelung des äußern Lebens Sand's in religiöser und politischer Hinsicht.*)

„Wir finden auf diesem (vorher mitgetheilten) Gange seines jugendlichen Lebens eine zusammenhängende Kette von Ideen-Verwirrung über Religiosität und Vaterlands-

*) Der Vertheidiger spricht nach einer kurzen Einleitung: I., von den Momenten und den Motiven der That, (wo er die Beschwerden Sand's gegen Kotzebue abhandelt,) kommt dann II., auf die Lebensgeschichte des Thäters und III., auf die Entwickelung des innern Lebens Sand's.

liebe; so heilig auch beide Beziehungen sind, so läuft der rasche Schwärmer doch überall Gefahr, indem er glaubt Recht zu thun, auf Abwege zu gerathen."

„Oben wurde schon erzählt, daß Sand von seinen Eltern äußerst liebreich, und wegen seiner ausgestandenen schweren Krankheiten mit größter Sorgfalt als Kind behandelt wurde; wer wird es bezweifeln, daß diese Krankheiten am edelsten Theile des Menschen, nämlich am Kopfe, eine nachtheilige Folge zurücklassen konnten, welche, wenn man dermalen schon seinen innern Organismus schauen könnte, ohne weiteres den Grund aller Verwirrung in den Ideen desselben klar erkennen lassen würde. Oder, woher läßt sich besser die stete Niedergeschlagenheit und das melancholische Temperament desselben erklären?"

„Seine Eltern und Lehrer flößten ihm früh schon die Idee der Vaterlandsliebe ein, welche sich allmählig mit Macht im jungen Herzen entwickelte u. s. w."

Der weitere Auszug aus diesem Abschnitte lautet bei v. Hohnhorst Th. I. S. 121, wie folgt:

„Diese Stimmung des Inquisiten wird ferner aus den Acten nachzuweisen gesucht, und deshalb Bezug genommen: auf seinen Haß gegen Napoleon, als im Jahre 1812 die französische Armeestraße durch Hof ging, auf sein Lesen der Lieder Körner's, auf seinen Eintritt in die Reihen der im Jahre 1815 gegen Frankreich kämpfenden Krieger und auf den bekannten Brief, den er damals an seine Eltern schrieb; auf die Zeugnisse von Tübingen, von seinen Bekannten und andern Personen, und auf sein umfassendes (?) Studium der Geschichte der Römer, Griechen und Teutschen, so wie der Kirchen- und Weltge-

schichte. Dieses alles soll dem Menschenbeobachter schon bedeutende Hülfsmittel zu den Abschlüssen über Sand's Seelenzustand, der nach und nach nur immer fixer in seiner schwärmerischen Tendenz werden mußte, geben. Sogar (!) habe er Missionär werden wollen."

„Ferner wird sich bezogen auf die vom Königl. Baierischen Staatsministerium und der Großherzogl. Sächsischen Immediat-Commission eingegangenen Notizen über Sand's Leben, auf des Dr. Saalfrank Vermuthung, daß Sand den Satz der Schellingischen (?) philosophischen Schule: „der Mensch dürfe alles thun, was nach seiner Ueberzeugung recht sey" irrig angewendet und mißverstanden habe. Daß aber diese Vermuthung gegründet gewesen, soll mit mehreren Aussagen Sand's belegt werden. — Ueberhaupt versucht der Defensor, Sand's politische Schwärmereien von seiner Kindheit an, bis zu seinem Abgange von Jena, urkundlich nachzuweisen; durch mehrere Stellen aus seinen in Jena zurückgelassenen Schreiben an seine Freunde teutschen Sinnes und an die teutsche Burschenschaft, aus den Aussagen mehrerer seiner Freunde und Bekannten, aus einem Briefe an E — und selbst aus einigen Perioden aus seinem „Todesstoße." — —

Alsdann kommt der Vertheidiger auf Sand's Reise von Jena nach Mannheim; er hebt seinen damaligen Besuch auf der Wartburg, und die Zeugnisse derjenigen Personen, welche ihn auf dieser Reise kennen lernten, endlich sein Betragen in Mannheim vor und bei dem Morde, aus.

V. Die allgemeinen Grundzüge des Charakters des Inquisiten.

„Seine selbst erzählte Lebensgeschichte, — sagt der Defensor, — welche die geheimnißvolle Tiefe seiner innern Subjectivität, in Strahlen und Farben gebrochen, offenbart, sein Temperament als melancholisch bezeichnet, ihn in allen Momenten seines Lebens ernst, gemüthlich und muthbeseelt, dabei aber in seine inneren Gefühle und Anschauungen versenkt und durch Auflösung in das Religiöse zum Enthusiasmus verklärt darstellt, und aus einer Familie, die als Hauch, Duft und Gluth in dem Göttlichen vegetirt, hervortreten läßt, — bemerkt als Grundzüge seines Charakters:"

a) „Wissenschaft."

„Durch sein philosophisches Studium wurde er in eine Lehre eingeführt, die, von religiöser Begeisterung ausgehend, alle Wahrheit nur in dem Göttlichen schaut, darin die Substanz alles Wissens und Seyns, so wie in der Einheit alles Wissens und Wollens das Wesen aller Tugend erkennt."

„Durch diese Lehre ganz dem Göttlichen zugewendet, ward es in ihm fester Entschluß, das erkannte Wahre als das Göttliche im Leben und Handeln zu offenbaren, und darin die Einheit seines Wissens und Wollens als die heiligste Tugend auszusprechen."

„Geweckt hierbei durch die Geschichte, von dem Heroismus, den die Tapfern der Vorwelt in Kirche und Staat durch große Thaten bewiesen, wurde seine Seele auf das Oeffentliche, auf das Religiöse und Politische gerichtet, sein Geist durch kräftige Thätigkeit erweckt, und

die schon im sittlichen Familienkreise in ihm entzündete Gluth noch mehr angefacht, die durch die Ereignisse der Zeit, durch die eingetretene Verjüngung des öffentlichen Lebens, durch Reformations- und October-Feier zur wallenden Flamme gesteigert, das Endliche zu verzehren, und nur das Ewige zu festigen strebte."

„So sehen wir ihn auf der Wartburg, als freiwilligen Kämpfer für die Selbstständigkeit des Staats, als Reformator des akademischen Lebens u. s. w.

„Als Resultat bewährte sich an Sand:

b) „Sittlichkeit."

„Diese — trieb ihn frohen Muthes, mit Hinwegsetzung über alle endliche Zwecke, durch Thaten zu verherrlichen, was sein Geist im Wissen für wahr und gut erkannte; es war daher bei ihm entschiedener Wille und Absicht, das erkannte Gute ohne Nebeninteresse, rein und ungetrübt in das Seyn zu führen, nie zu wählen oder erst zu berathschlagen, ob er seinem Wissen gemäß handeln solle, sondern aus innerer Nothwendigkeit seiner Erkenntniß gemäß zu handeln, und so die selbstbewußte Vernunft, als ein göttliches, in ihm frei durch sich wirken zu lassen."

„Es war ihm unmöglich geworden, anders zu handeln, als er wußte, daß es gut sey, und eben dadurch wurde Gewissenhaftigkeit — die Einheit des Wissens und Thuns — bei ihm zur eigensten Tugend gebildet, in der er seine Vortrefflichkeit anschaute."

„Eine Folge hiervon war:

c) „Vaterlandsliebe."

„— Vaterländische Sitte, als das politische und religiöse Leben des sich in ihm entwickelten Weltgeistes, ward

für ihn die Form seines eigenen geistigen Lebens, und so mit seiner eigenen Individualität auf das innigste verschmolzen."

„Darum das Vaterland als sein eigenes Wesen anschauend, hochherzig im liebenden Busen tragend, sein Wohl nur in dessen Wohl findend, machte er es sich zur heiligsten Pflicht, sein eigenes Selbst an dasselbe zu entäußern, jede Negative desselben für ein Nichtiges zu betrachten, und durch Vernichtung des Nichtigen dasselbe mit sich selbst zu vermitteln, was nun die Katastrophe seines Lebens herbeiführte."

Hierauf läßt der Vertheidiger §. 55. folgen

VI. Die psychologische Würdigung der That.

„Daß der Geist des Menschen — sagt er — in einen Zustand gerathen könne, worin er, als Verstand, an der richtigen Beurtheilung verhindert ist, und darum als Willen Handlungen vollbringt, die mit der Vernunft im Widerspruche stehen, ist eine psychologisch und geschichtlich beurkundete Wahrheit. Wahnsinn, Blödsinn und Raserei sind die Schattirungen dieses krankhaften Zustandes und die spezifische Eigenschaft der erstern Krankheit ist eine festhaftende prädominirende falsche Vorstellung als Folge einer zerrütteten Phantasie, die dem Verstande sonderbare Anschauungen darstellt, welche demselben so reell und wahr erscheinen, daß er sich von deren Ungrunde und Unwahrheit nicht überzeugen kann, dadurch sofort zu Trugschlüssen geleitet wird, die ihm um so überzeugender sind, da der Schluß mit den Prämissen in vollkommener Uebereinstimmung steht."

„Darum wird ein solcher Kranker zu seinen Handlungen durch einen innern Drang genöthigt, dem zu widerstehen sein Geist nicht mächtig ist, und er stirbt für die Wahrheit seiner Vorstellung, wie ein stoischer Weiser."

„Auch ohne eine specielle Krankheit zu unterstellen, ist der einzelne Geist durch seine Befangenheit in seiner Leiblichkeit der Gefahr des Irrthums und des Trugschlusses ausgesetzt; und zeigt uns nicht die Weltgeschichte, daß spätere Zeitalter als Irrthum und Aberwitz verlachten, was die Vorzeit als heilige Wahrheit mit Leben und Blut vertheidigte? —"

„— Nur das ist dem Geiste wahr und gut, was er als sein eigenes Wesen begreifen, als er sich zum ungetrübten Selbstbewußtsein erhoben, sohin von den Schranken der Naturbestimmtheit befreiet, und zum absoluten Geist sich verklärt hat."

„Wissenschaftliche und sittliche Bildung sind die helfenden Mächte, die dem Geiste des Einzelnen, so wie dem der Völker dieses Streben erleichtern. Wie weit aber ist die Menschheit noch von ihrem Ziele!"

„Unmittelbare Neigungen und Anschauungen — diese Quellen der Leidenschaften und Vorurtheile — sind die Trübungen des noch nicht zur freien Intelligenz erhobenen Geistes, die durch ihre Unmittelbarkeit die Form der Vernünftigkeit entbehren, und so zur Wurzel der Irrthümer sich gestalten."

„Mag darum auch der Inhalt des Vorurtheils und der Leidenschaft manchmal mit der Vernunft übereinstimmen, so mangelt demselben — da sie noch nicht zum geistigen selbstbewußten Begriff erhoben sind — die Form

der Vernünftigkeit, und eben dieser Mangel, der durch ihre Unmittelbarkeit oder Naturbestimmtheit erzeugt wird, macht jene Uebereinstimmung zu einer blos zufälligen Erscheinung, und eröffnet ihnen die Quellen des Irrthums. Irrthümer — die Weltgeschichte zeigt es auf jedem Blatte — haben mehr Unheil gestiftet als Leichtsinn und Bosheit! Nur letztere aber sind Werke der Freiheit; erstere dagegen Trübungen des Geistes, Geburten der unseligen Verfinsterung."

„— Zwar giebt es Irrthümer, die aus einer vermeidlichen Unkunde, aus Mangel an Aufmerksamkeit und Prüfung, abstammen, und dadurch Werke schuldhafter Freiheit sind. Dieses kann aber nur bei zufälligen Gegenständen statt finden, die einen blos empirischen Erkenntnißgrund haben, nie dagegen bei solchen, die in einem Begriffe begründet sind, und in diesem ihre Substanz besitzen; und nur von den Irrthümern letzterer Art läßt sich eine psychologische Würdigung aufstellen, und als Wahrheit behaupten, daß sie in der unmittelbaren Beschränktheit und in der Nacht des Geistes ihre Quellen haben, worin derselbe, an eigener Selbsterkenntniß, so wie am freien Selbstbewußtseyn gehindert, seine Naturbestimmtheit, die seine Negativität ist, für sein wahres Wesen erkennt, sohin ein Nichtiges für reell anschaut, und verwirklicht und dadurch ein Irriges im Wahne der Wahrheit vollbringt."

„Absolut guter Wille liegt indessen unverkennbar der Handlung zum Grunde, worin ein solcher Einzelner seinen für wahr erkannten Begriff verwirklicht; er handelt subjectiv gut, wenn gleich sein Begriff irrig und falsch ist,

weil er seinen Begriff für wahr erkennt, und nur in dieser Ueberzeugung solchen realisirt."

Seite 180 und ff. wendet nun der Defensor dieses System auf Sand's That an und fährt fort:

„Daß in Beziehung auf die vorliegende That der Thäter das absolut Gute und Rechte beabsichtigte, und nicht nur vor der Ausübung selbst, in dem Kampfe mit sich, seine That für recht und gut, ja für pflichtgeboten erkannte, sondern auch noch jetzt dafür erkennt, ist aus der ganzen Untersuchung und aus dem Schlußverhöre klar hervorleuchtend."

„Nach seinem Begriffe war der Getödtete ein Verräther des Vaterlandes, ein Verführer der vaterländischen Sitte, ein Verderber der Jugend, ein Feind der vaterländischen Selbstständigkeit; die Handlung — worin dieser gefährliche Feind seine Einzelheit aussprach — und die Elemente des Vaterlandes, Sitte und Selbstständigkeit zu zerstören suchte, an sich nichtig, zugleich aber auch darin von demselben ein formelles Gesetz, nämlich: die Nichtigkeit des Vaterlandes aufgestellt, unter welches Gesetz derselbe als geborner Deutscher sich selbst subsumirte, und wodurch er seine eigene Nichtigkeit aussprach."

„Wer sollte aber dieses von dem Getödteten über sich selbst ausgesprochene Urtheil, diese Selbstvernichtung in Wirklichkeit setzen? Dieses war die Frage, die der Thäter an sich stellte, und die ihn lange in der Ausführung seiner That zaudern ließ, weil er, wie er ausdrücklich sagt, dieses eben so gut von jedem andern Teutschen erwarten zu können glaubte, wie jeder Andere solches von ihm erwarten zu können, berechtigt gewesen sey."

„Die vaterländischen Regierungen konnten, ohne das Vaterland in noch größere Gefahr zu setzen, nicht einschreiten, und die Entfernung des Vaterlands-Verräthers in das Ausland war eben so gefährlich, da solcher dort in höherer Potenz fortwirken konnte.“

„Die Gefahr stieg indessen immer höher, und nun hielt der Thäter längeres Zaudern für pflichtwidrig, die schleunigste Ausführung für pflichtgeboten, und sich aufgefordert, die von dem Vaterlands-Verräther über sich selbst ausgesprochene Nichtigkeit an demselben in Wirklichkeit zu setzen und das Vaterland zu retten.“

„Das war der Begriff, den der Thäter verwirklichte; ein Trugschluß liegt ihm zum Grunde und darum ist seine That ein Irrthum, sie war blos eine fortgesetzte Dialectik seines Begriffs, den er von dem Getödteten, von der Vaterlandesgefahr und von seiner eigenen Pflicht hatte.“

„Nach seinem Begriffe war er zur That nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet.“

„So irrig nun auch dieser Begriff erscheint, ihm — dem Irrenden — ist sein Irrthum Wahrheit. Dieselbe als practische Wahrheit war für ihn ein Pflichtgebot, und darum ist es nicht böser oder leichtsinniger Wille, sondern die Macht des, als Wahrheit erkannten Irrthums, die in ihm und durch ihn handelte.“

„Es ist die Gebundenheit seines Geistes, eine Zerrüttung seiner Phantasie, die diesen Irrthum in ihm erzeugte, und die Moral gebietet, nur den Bösen zu bestrafen, den Irrenden aber zu belehren.

„Zum Schlusse, sagt v. Hohnhorst, S. 132., kommt

dann der Vertheidiger auf die unstreitig wichtigste Ausführung, nämlich:

VII. auf die rechtliche Würdigung der That.

„Er untersucht

1) Ob die Objectivität einer Gesetzesübertretung da sey?

und nachdem er einräumt, daß die That ihrer Form nach gemeinhin Meuchelmord genannt werde, auch daß die Ueberlegung zum Entschlusse und zur Wahl der Mittel hinlänglich hervorleuchte, fährt er fort:

„Das Eigenthümliche aber, wodurch die concrete That ihren specifischen Charakter ausspricht, ist in dieser Benennungsweise noch unberührt geblieben, sohin noch nicht entschieden, daß dieselbe unter dem darüber bestehenden Gesetze enthalten und eine Uebertretung desselben sey."

„Der Thäter — so sagt der Defensor weiter — sah in dem Getödteten einen gefährlichen Feind des Vaterlandes, und in dessen Zernichtung die Möglichkeit, dem Vaterlande Bestand und Dauer zu wahren; und nur in der Kraft der Einzelnen die Ausführbarkeit dieses Rettungswerks."

„Mißlingen der That (wie der Thäter glaubt) bereitete dem Vaterlande noch größere Gefahr, darum mußte auf sicheres Gelingen gerechnet werden."

„Der Trugschluß, der hier vorliegt und die Substanz der That ausmacht, reducirt sich auf die einfache Formel. Er schloß:

„„Da wo das Vaterland in einer von der Re-

gierung nicht abzuwendenden Gefahr stehe, sey es Pflicht jedes Einzelnen, selbst mit Gefahr seines Lebens Abhülfe zu leisten.""

""Hier nun sey das Vaterland durch den Getödteten in eine solche — blos mit dessen Vernichtung abzuwendende Gefahr gesetzt gewesen.""

""Folglich habe er — als Einzelner — die Pflicht gehabt, das Vaterland gegen diese erkannte Gefahr zu retten.""

„Die irrige Vorstellung, welche der Mittelsatz bildet, war und ist noch jetzt dem Thäter unmittelbare Wahrheit, und eben darum mußte der Schlußsatz wegen seiner innern Consequenz sich ihm als ausgemachte Wahrheit aufdringen, und als ethische Wahrheit die Macht des Pflichtgebots in ihm äußern; dieses Pflichtgebot ist in der That realisirt, und darum eine Folge davon die natürliche Frage:

„Wie heißt das Gesetz, das solche Vaterlandsliebe, die Tödtung eines Vaterlandsmörders, den aufwallenden Eifer für das Vaterland verbietet oder bestraft?"

„Sitte und Gesetz, Recht und Pflicht hat Sand, nach seinem Begriffe, in seiner That erhalten, nicht verletzen, nicht übertreten, vielmehr die Höhnung derselben an dem Höhner selbst aufheben wollen; so dachte, so handelte der Thäter, und für seine That ist kein Gesetz, sohin eine Gesetzübertretung im objectiven Sinne nicht vorhanden."

„Was gerade Gesetz und Strafe bewirken wollten,

und zu ihren Endzwecken haben — die Aufrechthaltung des Rechts hat er nach seiner Ansicht beabsichtigt. In dieser seiner Ansicht hat er bürgerlich gut gehandelt, das höchste Gesetz:

„Treue dem Vaterlande"

redlich erfüllt, und seinen Patriotismus in Recht und That erprobt."

„Wohl wußte er, daß aus der Ewigkeit sanctionirt sey:

„Wer Blut vergießt, dessen Blut soll wieder vergossen werden;"

„er kannte aber auch in seiner Ansicht ein höheres Gesetz, eine mächtigere Pflicht: wo das Leben des Vaterlandes in Gefahr stehe, nicht das Einzelne zu schonen, damit das Ganze erhalten werde."

„Er glaubte den Satz anwendbar, daß Noth kein Gebot und Verbot habe."

„Er nennt darum selbst seine That einen Collisionsfall; zwei Gesetze, ein allgemeines und ein specielles kämpften mit einander. Die besondern concreten Momente seiner That geben dieser einen eigenthümlichen Charakter und eine Form, unter welcher er das Tödten so wenig, als das Tödten im Kriegskampfe, von irgend einem Gesetze berührt fand."

„Er stieß darum auf kein Gesetz, unter welches er seine That hätte subsumiren können, kein Gesetz, das auf solche anwendbar wäre."

„Durch die erstrebte Zernichtung des teutschen Vaterlandes, durch dessen Nichtanerkennung, hat ja der Getödtete seine eigene Nichtigkeit ausgesprochen, selbst ein Ge-

setz aufgestellt, sich selbst unter dasselbe subsumirt, und dadurch aller Rechte sich verlustig erklärt."

„Dessen Tödtung war sohin, nach Sand's Begriffen, in keinem Gesetze verboten, und darum hielt er sie für erlaubt."

„Nur ahnete er, daß die richtende Nemesis über die Anwendbarkeit oder Nichtanwendbarkeit ihrer speciellen Gesetze in Verlegenheit gerathen könne. Diese ihre Verlegenheit wollte er nicht, und fand nur zwei Auswege, sie davon zu befreien, entweder den, sich ihren Gerichten zu entziehen, oder sich selbst ihr zur Sühne zu bringen. Er wählte den letztern, und bewies auch noch dadurch, daß eine Pflichtliebe in ihm herrsche." *)

„Es folgt nun die weitere Untersuchung:

2) ob Subjectivität einer Gesetzes-Uebertung vorhanden sey?

Nachdem Einiges von dem Falle, wo dolus oder culpa dem Thäter zur Last gelegt werden können, vorausgeschickt ist, werden folgende Sätze aufgestellt.

„Die Criminalisten gäben als bestimmtes Moment der Strafbarkeit an, daß 1) eine Rechtsverletzung Zweck oder vorherzusehende Folge der That gewesen seyn müsse, und 2) setzten sie einen Gemüthszustand des Verbrechers voraus, vermöge dessen bei Vollziehung der That die psychologische Möglichkeit der Wirksamkeit des Strafgesetzes in ihm begründet war. Sie verlangten daher das Bewußtseyn der Strafbarkeit und die Möglichkeit des Ein-

*) Daß diese Bemerkung durchaus actenwidrig sey, erhellt aus dem Obigen.

flusses des Strafgesetzes auf die Unterlassung der That. Daher behaupteten sie, daß Zurechnung und Strafbarkeit nicht statt finde wo a) der Thäter sich in einem schuldlosen Gemüthszustand befand, der das Bewußtseyn der Strafbarkeit unmöglich macht, daher bei einer Gemüthskrankheit und bei einem gerechten, im höchsten Grade tobenden Affecte. b) Wenn der Thäter in einer Lage war, die den Einfluß des Strafgesetzes zur Verhinderung der That psychologisch unmöglich macht, wohin vorzüglich der Nothstand gerechnet wird, worin der Thäter von einem momentanen, dem Strafübel wenigstens gleichen, und den Verlust eines unersetzlichen Guts bewirkenden Uebel fortgerissen wird."

„Daher frage es sich: ob eine Rechtsverletzung vom Thäter beabsichtigt, oder als mögliche Folge seiner That vorausgesehen worden?"

„Eine Rechtsverletzung könne hier in Bezug auf denjenigen nicht statt haben, der, nach des Thäters Ansicht, durch Nichtachtung heiliger Rechte selbst rechtlos geworden — und durch Verhöhnung der Sitte und Pflicht aller Persönlichkeit verlustig worden sey u. s. w."

„Einen Nothzustand in den — nach Sand's Begriffen, — Teutschland's Selbstständigkeit, Sitte und Recht durch den Getödteten versetzt war, und der vom Staate nicht entfernt werden konnte, sahe er, und wollte die Gefahr abwenden. Dieses war seine Ansicht, und darum in seinem Bewußtseyn nicht der Gedanke von Rechtsverletzung."

„Wie kann — bei dieser seiner Ansicht — der Vor-

wurf einer beabsichtigten oder fahrlässigen Rechtsverletzung ihn treffen?"

„Wie kann ihm zur Verschuldung gemacht werden, wenn er das Gesetz: „Du sollst nicht tödten!" — auf seine That unanwendbar, und den Getödteten außer diesem Gesetze stehend anschaute?"

„Es fragt sich weiter: ob das Bewußtsein der Strafbarkeit seiner Handlung, so wie eine Territion der Strafe, in dem Thäter möglich gewesen sey? Ein Bewußtseyn der Strafbarkeit seiner That war bei Sand nicht möglich. Wie sollte der, der versenkt in das Göttliche, stets nur das Gute wollte, der hinwegschauend über alle Nebenrücksichten, blos der reinen Stimme seiner Ueberzeugung zu folgen, von frühester Jugend gewohnt ist, der noch jetzt seine That für gut und pflichthaft erkennt — im Momente der Ausführung eine Gesetzwidrigkeit, oder eine Straffälligkeit darin erschauet haben?"

„Als Heros im Dienste des Vaterlandes hat er über sich genommen, was er von jedem Teutschen erwarten zu können glaubte, und dieser heilige Glaube, für des Vaterlandes Wohl zu wirken, mußte selbst die Furcht des Todes von ihm verbannen, und ihn zum Märtyrer weihen."

„Eine Territion ist eben darum in ihm nicht möglich gewesen. War auch die ernste Nemesis mit ihrem ewigen Gesetze: „Blut um Blut" ihm in den Weg getreten, so konnte sie ihn damit nicht wankend machen."

„Er war beruhigt, daß jenes Gesetz nicht ihm gelte. Nur Abels Blut schreit um Rache, nicht das des Vaterlandsmörders, und als solchen erschauete er den Getödteten."

„In dem Thäter, dem des Vaterlandes Selbstständigkeit und Sitten das heiligste Gut auf Erden ist, — war durch den Begriff des von dem Getödteten zu befahrenden Verlustes dieses Heiligthums — alles Ueberlegen, Klügeln und Berathschlagen verbannt, und er ward blindlings fortgerissen."

„Der Zustand, worin der Thäter von der Gefahr eines unersetzlichen Verlustes zur That hingerissen ward, macht den Einfluß des Strafgesetzes zur Verhinderung der That unmöglich. Eine subjective Gesetzesübertretung wird daher die richtende Nemesis nicht finden, oder wie heißt das Gesetz, das der Thäter, bei seinen Begriffen, übertreten hat?"

„Sollte übrigens in der Schrift „Todesstoß" wegen ihrer Richtung an das Volk eine revolutionäre Tendenz erblickt werden, so widerlegt der Inhalt derselben, so wie die so vielfältig in der Untersuchung ausgesprochene Denkart des Thäters, jeden bösen Argwohn; derselbe verräth sich als ein gutmüthiger (!) Schwärmer, dem jede äußere Verfassung gut ist, wenn nur der Menschengeist nach Gottähnlichkeit darin ringt und die Einheit des in Gott versenkten Denkens und Anschauens darin erreicht werden kann."

„Blos Einheit der Denk- und Sinnesart, hinbewegt auf das Religiöse, ist das Endziel seiner Wünsche, eine wahrhafte Theokratie sein Ideal, eine gänzliche Zernicht- und Ertödtung aller sinnlichen Neigungen und Triebe, eine selbstverläugnende, blos nach dem Ewigen strebende Tugend sein höchstes Gut, seine Seligkeit. — Seine Lehre findet keine Anhänger, und geht mit ihm selbst dereinst zu Grabe."

„Man kann von der That sagen: es habe ein Irrlicht den Thäter geleitet. Es fragt sich aber, ob er diesen Irrthum nicht hätte einsehen können und sollen?“

„Es giebt keinen Irrthum, welchen der Irrende, wenn er gewollt hätte, einsehen konnte. Was der Geist sieht, muß er sehen, was er nicht sieht, kann er nicht sehen.“

„Jeder Irrthum ist dem Irrenden Wahrheit und — nach Plato — die eigentliche Krankheit der Seele.“

„Ein willkührlicher Irrthum ist darum nicht denkbar, und gerade darin besteht sein Wesen, daß eine Unwahrheit für Wahrheit erscheint und erkannt wird.“

„Der Fanatismus hat dieses verkannt, und die trostlose Lehre vom strafbaren Irrthume hat die Inquisitionsgerichte eingeführt.“

„Der Irrthum, der den Trugschluß erzeugte, mag er in einer Krankheit oder in einer natürlichen Beschränktheit des Geistes begründet seyn, übte die Macht des Schicksals, und nenne man nun solches Tollheit, Wahnsinn oder Raserei, so sind diese Benennungen bloße Bezeichnungen eben so vieler Gemüthskrankheiten, so wie überhaupt ein jeder Irrthum eine Krankheit der Seele ist, von der der Mensch nie ganz sich befreien kann.“

„Diese irrige Vorstellung und der darauf gestützte Trugschluß ist es nun, was dieser That eine Stellung außerhalb der Sphäre des Gesetzes giebt.“

„Der irrige Begriff, der in der That seine Wirklichkeit hat, ist das Werk einer Trübung des Geistes, und diese nur als Krankheit oder als Beschränktheit möglich, sie ist das absolute Unglück, und das Erzeugniß ein

bloßes Scheinverbrechen, wornach also hier nicht ein Verbrechen zu bestrafen, sondern ein Unglücklicher, Verirrter, zu bedauern kommt."

Endlich wird noch ausgeführt, daß die Artikel 130 und 137 der peinl. Halsgerichtsordnung hier keine Anwendung finden könnten, weil sie unterstellten, daß die Tödtung weder Folge einer aufgeregten, tobenden Leidenschaft, noch eines Wahnsinns oder der Beschränktheit sey, sondern in dem ruhigen Bewußtseyn der Sträflichkeit vollbracht worden. — Der Vertheidiger fährt fort:

„Straflosigkeit ist hiernach die unmittelbare Folge des Mangels der Imputabilität, und schließt die weitere Frage aus: ob die ordentliche Strafe, oder eine Modification derselben eintrete? — Todesstrafe kann auch ohnehin schon gegen den nicht statt finden, der den Tod nicht als ein Uebel erkennt, und dauernde Gefängnißstrafe würde bei der Sinn- und Denkart des Thäters befahren lassen, daß derselbe in gänzlichen Wahnsinn falle!"

„Auch die Leiden, die der Gefangene während seines Verhafts erduldete, müssen, nach der Lehre der Criminalisten, selbst dem wahren Verbrecher bei Erkennung der Strafe eingerechnet werden."

„Sollte gegen des Defensors rechtliche Ueberzeugung nur im Mindesten an der Straflosigkeit seines Clienten zu zweifeln seyn, so sey derselbe, nach den Berichten des Stadtphysicats, doch zu keiner Straferstehung physisch geeignet, ohne unmenschlich und grausam gegen diesen armen verirrten Jüngling zu seyn."

Die Schlußbitte geht dahin:

„den verirrten Thäter für schuldfrei zu erkennen, den-

selben seines Arrestes zu entlassen, und ihn wegen der bei ihm festhaftenden irrigen Vorstellung, als gemüthskrank der besondern Aufsicht seiner Obrigkeit zu unterstellen."

Zu dieser Vertheidigungsschrift lieferte der Verfasser derselben am 16ten Februar 1820 einen Nachtrag, zu welchem der Bruder des Inquisiten, der Appellationsgerichts-Advocat Sand, dem Defensor Materialien übersandt hatte. Hierin wird: (S. v. Hohnhorst S. 142.)

I. Die Form der Untersuchung

als mangelhaft bezeichnet und die Behauptung aufgestellt:

„Es sey eine Mangelhaftigkeit dadurch entstanden, daß die Papiere und Schriften des Getödteten, welcher im Badischen ohne öffentlichen diplomatischen Charakter, blos als Privatmann gewohnt habe, folglich den allgemeinen Gesetzen unterworfen gewesen sey, nicht in Beschlag genommen, also dadurch dem Thäter die Mittel entzogen worden wären, seinen Begriff von dem Getödteten und von der Vaterlandsgefahr — als wahr und reell zu erweisen."

„Diese Entziehung der Vertheidigungsmittel für den Thäter hebe alle denkbare Bestrafung gegen ihn auf, wenn nicht der urtheilende Richter in die größte Verlegenheit über eine — seiner eigenen Ueberzeugung widerstrebende — Hinwegraisonnirung dieses unterbliebenen Hauptrequisits und daher in die Untersuchung gekommenen Hauptfehlers gesetzt werden solle."

II. In Ansehung der Form der That wird angeführt:

„Eine wirkliche Nothwehr, oder bei dem wegen Man-

gelhaftigkeit der Untersuchung und nicht mehr herzustellenden Beweise derselben, die subjective Ueberzeugung eines solchen Nothstandes, sey das einzige Motiv und Causalität zur That gewesen." Dann folgen die bekannten Beschwerden gegen den Ermordeten.

„Sand's Geist sey durch die Ueberzeugung, er könne und müsse so handeln, befangen gewesen. Ist aber — fährt der Defensor fort — einmal eine solche Befangenheit des Geistes eingetroffen, ein Begriff festhaltend und vorherrschend geworden, so schließt sie jede Rücksicht, überhaupt jede freie Wahl des Befangenen aus, seine Handlungen, welche auf diesen festhaftenden Begriff Bezug haben, sind Wirkungen der Nothwendigkeit."

Endlich führt der Vertheidiger seinen Clienten folgendermaßen redend ein:

„Ich wollte das wahrhaft Gute, ich habe es gewissenhaft vollbracht, freue mich darob meiner gelungenen That, und übergebe sie ruhig dem Zufall und Gerichte."

„Nur eins wünsche ich, nämlich: Belehrung, wenn das von mir erkannte Gute nicht wahrhaft gut seyn sollte, denn noch bin ich von der Güte meiner That überzeugt, und in dieser Ueberzeugung beruhigt."

„Ich habe das Vaterland aus einer höchstdringlichen Gefahr gerettet, ich habe den nach dessen Vernichtung strebenden Feind selbst vernichtet, und das Pflichtgebot dazu so lebendig in mir erkannt, wie ich es noch jetzt lebhaft in mir erkenne, und in einem ausführlichen Schreiben an meine Eltern u. s. w. entwickelt habe."

„Ich habe gethan, was ich von jedem redlich gesinnten Freunde des Vaterlandes erwarte, und was wieder

jeder von mir hoffen zu können berechtigt war; mein eigenes Selbst habe ich dem Vaterlande geopfert, und kann nun ruhig dessen Urtheil über mich erwarten."

Wir legen an diese Defension, wie oben bemerkt, keinen andern Maaßstab als die einfache Frage: war dieselbe, nach Lage der Sache, dem Interesse des Inquisiten angemessen?

In dieser Beziehung können wir nicht umhin, mehrere wesentliche Ausstellungen an derselben zu machen.

Der Defensor muß sich vor allen Dingen klar machen, welches in der vorliegenden Sache der muthmaßliche Standpunct des Richters seyn werde. Von diesem Gesichtspuncte ausgehend, muß er dann solche Vertheidigungsgründe wählen, die wahrscheinlicherweise den größten Eindruck auf denselben machen werden; umgekehrt, darf er, im Interesse seines Clienten, die Defension nicht auf solche Data stützen, von denen er voraussetzen muß, daß der Richter sie angebrachtermaßen abweisen werde.

Hieraus folgt, daß der Defensor sich geflissentlich vor jeder offenbaren Plus petitio hüten muß. — Er täusche sich nicht durch die irrige Voraussetzung: Je mehr er fordere, desto mehr werde er in jedem Falle erhalten! Im Gegentheil! der Richter, welcher dem gemäßigteren Antrage, der dafür mit aller Kraft hätte unterstützt werden können, vielleicht ein geneigtes Ohr geliehen hätte, wird mißtrauisch und eingenommen gegen die ganze Defension, wenn er am Schlusse derselben einen Antrag sieht, von welchem auch schon der gesunde Verstand des Nichtjuristen einsehen muß, daß er unstatthaft sey.

Auch durch Ausführungen, die augenscheinlich überflüssig sind, schadet der Defensor dem Interesse seines Clienten, und der Satz: superflua non nocent, ist in dieser Beziehung wenigstens falsch. Mit ungeschwächter Kraft muß derselbe seinen Angriff auf die Puncte, aber auch nur auf diese richten, wo er möglicherweise obsiegen kann. Seine ganze Stellung ist verändert, sobald er auch als Vertheidiger des offenbar Ungereimten und Unrechten erscheint, während jedes Wort eine doppelte Kraft gewinnt, wenn der Richter selbst der Unpartheilichkeit des Defensors Gerechtigkeit widerfahren lassen muß.

Wenden wir diese Bemerkungen auf die vorliegende Defension an, so läßt sich nicht verkennen, daß sie die meisten der hier gerügten Fehler an sich trage. —

Wir müssen es zuvörderst tadeln, daß der Vertheidiger in der ersten Hälfte der Schrift offenbar sich einem bestimmten philosophischen Systeme anschließt, aber auch nur in der Weise, daß er eine gewisse individuelle Art sich zu äußern ganz äußerlich copirt, wie es denn überhaupt ein häufig wiederkehrender Irrthum ist, daß man zu philosophiren glaubt, sobald man nur, auch ganz gewöhnliche Dinge in die Schulsprache eines Systems übersetzt und dabei die Lieblingsausdrücke und Wendungen eines philosophischen Lehrers gebraucht. Konnte er auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit des Gelingens hoffen, daß es einen besondern Eindruck auf den juristisch gebildeten Richter machen werde, wenn er ausführte: „Sand habe es sich zur heiligsten Pflicht gemacht, sein eigenes Selbst an das Vaterland zu entäußern, jede Negative desselben für ein Nichtiges zu betrachten, und durch Vernichtung des

Richtigen dasselbe mit sich selbst zu vermitteln, was nun die Katastrophe seines Lebens ausgemacht habe?" oder: „Sand habe seine Naturbestimmtheit, die seine Negativität sey, für sein wahres Wesen erkannt, sohin ein Richtiges für reell angeschaut und verwirklicht, und dadurch ein Irriges im Wahne der Wahrheit vollbracht?" oder: „Sand's That sey bloß eine fortgesetzte Dialectik seines Begriffs gewesen, den er von dem Getödteten, von der Vaterlandsgefahr und von seiner eigenen Pflicht hatte?" Konnte, fragen wir, der Defensor sich darüber täuschen, daß dieser Mißbrauch philosophischer, technischer Formeln in einer rein practischen Sache, nothwendig auch den Richter gegen die gesammte Defension einnehmen mußte, wie er ohne Zweifel jedem unverbildeten Menschen zum höchsten widerlich ist?

Noch gefährlicher war der Versuch des Vertheidigers, mit Hülfe dieser und anderer Formeln, die wieder anderen Systemen angehören, auszuführen, daß Sand's That weder subjectiv noch objectiv ein Verbrechen sey, und sogar an einigen Stellen sich Aeußerungen über dieselbe zu erlauben, welche leicht wie eine Verherrlichung des Inquisiten verstanden werden können. Es klingt wie eine Ausforderung an die Richter, wenn der Vertheidiger ausruft: „Wie heißt das Gesetz, das solche Vaterlandsliebe, die Tödtung eines Vaterlandsmörders, den aufwallenden Eifer für Vaterland, verbietet oder bestraft?" und der practische Jurist hätte es sich selbst sagen müssen, daß die, auf positiven Gesetzen und nicht auf philosophischen Systemen beruhende Justiz ihm die Antwort darauf nicht schuldig bleiben werde.

Eben so wenig konnte der Defensor mit einiger

Wahrscheinlichkeit sich einen Nutzen von den beiden andern in dem Nachtrage zur Vertheidigungsschrift beigebrachten Gründen versprechen. —

Unmöglich konnte in v. Kotzebue's Papieren irgend ein Grund liegen, der den Inquisiten zu dem in Rede stehenden Verbrechen berechtigt oder dieses entschuldigt hätte. Es ist erwiesen, daß Sand's ganzer Haß gegen den Ermordeten sich auf dessen Wirksamkeit in Schriften und Zeitungen gründete, die gedruckt aller Welt vor Augen lagen, und es liegt nicht die geringste Vermuthung vor, daß Sand von dem etwaigen Inhalte der Papiere Kotzebue's irgend etwas wußte. Wäre übrigens auch aus diesen Papieren die Anzeige irgend einer gesetzwidrigen Handlung des Entleibten hervorgegangen, so bedarf es für den Juristen wohl keiner besondern Erwähnung, daß diese dem Mörder unmöglich zu statten kommen konnte; auch versteht es sich eben so von selbst, daß die Beschlagnahme der Papiere nur auf den Grund des Verdachts einer gesetzwidrigen Handlung oder des Besitzes von Papieren, die den Thatbestand oder Indicien einer solchen enthalten, verfügt werden kann, als daß v. Kotzebue dadurch noch nicht als verdächtig erscheint, daß er ermordet wird.

Daß endlich Sand, der sechszig Meilen weit hinreis'te, um den Entleibten, mit dem er nie in seinem Leben in persönlicher Berührung gewesen, meuchelmörderisch zu überfallen und niederzustoßen, sich in der Ausübung einer gerechten Nothwehr befunden habe, ist eine Behauptung, welcher der Defensor, — wir wollen es zu seiner juristischen Ehre annehmen! — gewiß selbst keinen Glauben beigemessen hat. Aber warum traute er dem Richter nicht

eben so viel Einsicht zu, und warum machte er dann von einem solchen Argumente Gebrauch?

Wir werden auf das Hauptmoment der ganzen Vertheidigung, welches, wie uns scheint, sich auf den Satz zurückführen läßt: „der Inquisit kann nicht gestraft werden, weil er in der festen Ueberzeugung handelte, er thue kein Unrecht," — weiter unten zurückkommen, hier genüge die Bemerkung, daß, nach unserer Ansicht, das ganze System der Vertheidigung sich darauf hätte beschränken müssen, dem Angeschuldigten das Leben zu retten. Die Erreichung dieses Zweckes lag nicht im Gebiete der Unmöglichkeit, dagegen war ein günstigeres Loos für den Inquisiten vernünftigerweise nicht zu erwarten. Die Schuld und Zurechnungsfähigkeit desselben mußte dem Richter, wie dem gesunden Menschenverstande, beim ersten Blicke klar seyn, und ein günstigerer Erfolg war bei einem solchen Streite gegen das Evidente nicht zu hoffen. Zweifelhafter war es dagegen schon, ob dem Inquisiten nicht Milderungsgründe zu statten kämen, die die Todesstrafe ausschlößen,*) und auf diesen Punct hätte, unsers Erachtens, der Vertheidiger sich werfen und mit aller Kraft des Ausdrucks wie des Gedankens ausführen müssen, daß der Irrthum des Inquisiten zwar auch immer seine Schuld sey, aber zur größern Hälfte der schlechten Lehre zur Last falle, die der Inquisit im guten Glauben in sich aufgenommen, und deren bloße Consequenz die unglückliche That sey, der schlechten Lehre, welche Weisere, als er, geduldet,

---

*) Wir sind, wie sich weiter unten zeigen wird, der entgegengesetzten Ansicht. Es ist hier nur davon die Rede, wie der Inquisit am passendsten hätte vertheidigt werden können.

und deren Prüfung und Verwerfung man daher von einem unerfahrenen Jünglinge, von sehr mäßigen Naturgaben, nicht allein verlangen könne, und dieß um so weniger, je mehr die Schulen und Universitäten heutzutage Staatsanstalten geworden sind.

Auch im größern Publikum wurden viele Stimmen über die That und den Thäter laut, und nicht leicht hat irgend ein Criminalfall jemals ein größeres Interesse in Deutschland erregt. Aber es wurde auch bei dieser Gelegenheit klar, welcher Riß durch unsere geistige Welt geschehen ist, und die unpartheilsche Geschichte wird einst alle Stimmen über dieses Verbrechen, von dem spärlichen, großentheils nur furchtsamen und halblauten Tadel an, durch alle Nuancirungen bis zum hellen Jubel über den Mord und bis zur Lobpreisung des Thäters, sammeln, und daraus ein gerechtes Urtheil über das Zeitalter bilden, denn dieses ist es, welches sich in den Individuen abspiegelt und ausspricht, die als Sprecher für Viele bei dieser Gelegenheit hervortraten. Wohl weist auch die Geschichte christlicher Völker Beispiele auf, daß in der Zeit furchtbarer Bürgerkriege die erbitterten politischen oder religiösen Partheien sich gegenseitig für vogelfrei und den Meuchelmord des verhaßten Gegners für kein unrechtes Mittel hielten, aber immer wurde doch, von beiden Seiten, das göttliche Gebot: „Du sollst nicht tödten," für die objective Regel anerkannt, beide Partheien standen doch noch auf einer und derselben Basis, und hielten dann die einzelne Blutthat für einen besondern Aus-

nahmsfall. Anders entwickelte sich der Streit der Meinungen bei Gelegenheit dieses Verbrechens; kraft der philosophischen und mehr theoretischen Natur unsers Zeitalters, und vornämlich der Deutschen im neunzehnten Jahrhundert, ging derselbe in die Tiefe des Gegenstandes, und gestaltete sich zu einer Controverse über die Existenz eines solchen objectiven Gesetzes selbst, als welches ein, weder unbedeutender noch wenig zahlreicher Theil der Zeitgenossen, von der Verwerfung jeder objectiven göttlichen Offenbarung ausgehend und folgerecht weiter schließend, in des Menschen Inneres und dessen individuelle Ueberzeugung setzte. Wäre diese Ansicht richtig und setzte man dann weiter, ebenfalls unstreitig consequent, das Kriterium der Tugend in die Uebereinstimmung der Handlungen des Menschen mit seiner Ueberzeugung, so konnte es nicht fehlen daß Sand, als hohes Muster und Ideal einer practischen Tugend und Heiligkeit, angestaunt und verherrlicht wurde. Aber dafür konnte es auch den Tieferschauenden nicht verborgen bleiben, daß der Streit der Partheien in eben dieser Zeit endlich dahin gediehen ist, daß er sich nicht mehr um dieses oder jenes Dogma, um diese oder jene politische Einrichtung, sondern, in seiner furchtbaren Bedeutung aufgefaßt, um die obersten und einfachsten Begriffe von Wahr und Falsch, von Recht und Unrecht, und somit um die höchsten Principien des Lebens, (des Einzelnen, wie der menschlichen Societät,) ja um die Grundsätze des menschlichen Denkens dreht, daß die streitenden Partheien kaum noch dieselbe Sprache reden, da jene einfachen Worte, die Träger aller Ideen, bei beiden die entgegengesetzte Bedeutung haben, und daß demnach

eine Verständigung zwischen beiden so wenig möglich ist, wie eine gegenseitige Abrechnung zwischen zweien Personen, von denen die eine das Einmaleins nicht mehr als Grundlage der Arithmetik anerkennt.

Um einen schlagenden Belag für diese eben aufgestellte Ansicht zu liefern, lassen wir von jenen Stimmen der Zeitgenossen über Sand's That nur eine sprechen. — Sie ertönt nicht aus einem vertrauten Briefe, noch ist sie ein vertraulicher Erguß des Herzens in einer unbewachten Stunde an einen innigen Freund, — sie geht nicht wie die oben mitgetheilte Defension, — (der wir Alles verzeihen, nur das nicht, daß sie dem Interesse ihres Clienten zuwider ist,) — von dem Vertheidiger aus, der da gethan was seines Amtes war, — sie wird auch nicht wider den Willen des Verfassers an das Licht der Oeffentlichkeit gezogen, sondern kaum war die That geschehen, so ließ der bekannte Schriftsteller Grohmann in Fr. Nasse's Zeitschrift für psychische Aerzte (Erstes Vierteljahrheft für 1819. S. 206 u. ff.) sich folgendergestalt zum Publikum vernehmen:

Kotzebue's und Sand's unglückliches Ende.
(Psychologische Bemerkung von Herrn Professor Grohmann.)

„Kotzebue's und Sand's tragisches Ende eilte herbei, man möchte sagen, wie durch das Schicksal des innern Lebens, selbst gerufen und bestimmt. Denn kaum kann es einen Gegensatz geben im Leben und in der Geschichte, der größer wäre, als zwischen Kotzebue und Sand, zwischen unglaublicher Leichtigkeit und tiefer in sich selbst gegründeter Festigkeit, zwischen einer vielgewandten Sitte

nach Zeit und Ort, und zwischen jener Einheit und Erhabenheit des Gemüths, die ihren Grund in dem moralischen Willen und ihre Befestigung und Bethätigung in einem religiösen lebendigen Glauben hat. Zwei solche Gegensätze, — treffen sie zusammen, — wie kann es denn anders in der Wirklichkeit seyn, als was das nachahmende Drama selbst so oft in seiner tragischen Verwickelung und Lösung dargestellt hat! Beide Gegensätze gehen unter in ihrem Kampfe. Kotzebue fiel durch Sand, und Sand durch Kotzebue. (!!) Es ist hier kein einseitiger Mord, sondern gegenseitig, (!!) Der Eine opfert sich selbst und wird geopfert durch den Andern."

„Der Mord hat den Schein und die Art des Meuchelmordes. Und doch ist er es nicht. Von beiden entgegengesetzten Seiten müssen wir dieses wieder betrachten, wenn sich die Fabel des unglücklichen Drama's wirklich erklärend und verständlich lösen soll. Kotzebue hatte ja immer mit der Welt leicht Frieden gebrochen und leicht wieder Frieden, für sich wenigstens, gewonnen. Es lag dieses in der Art seiner muthwilligen Maske selbst, die nicht blos scheinbar, sondern wirklich war. Sie war die Form seines ganzen Seyn's und Wesens. Wir wollen hier nicht die trauernden oder trüben Schatten aufrufen, um das zu bestätigen, was sie Dunkles und Trübes aus diesem leichten Leben Kotzebue's auf das ernstere und höhere Leben von so vielen andern Befreundeten und nicht Befreundeten übertrugen. Wir erinnern hier nur an die letzten Lebensmomente Kotzebue's, als dem lösenden Drama seines unglücklichen Endes. Warum und wie ging der theatralische Schriftsteller zum politischen und politisirenden

Historiker, warum und wie in eine Haltung gegen Vaterland, Freiheit, Schule und Wissenschaft über, die auf keine Art gebilligt, ja im höchsten Grade gemißbilligt, ja mit Zorn und Verachtung gefühlt werden mußte. Mochte Kotzebue es auch nicht besser verstehen, spielte auch hier noch sein leichtes Ich die leichte Rolle, so war in diesem Spiele doch die Einheit des Orts und der Zeit verfehlt. Das Schicksal rächte sich unmittelbar an seinem muthwilligen Sänger, der es von dem leichtbespöttelnden Theater in das wirkliche Leben rief. Mit der Wahrheit in der Wirklichkeit spielen, ist ein gefährlicheres Spiel, als auf der Bühne unschuldigen Schein zur tröstlichen Wahrheit erheben. Kotzebue gab Wochenblätter heraus. Die Biene war zur Wespe geworden, verwundend und summend ließ sie Keinen ungehinderten Weges gehen. Nehmen wir doch die ganze Literatur von der Pädagogik bis zur Theologie, von der Turnkunst bis zur Arzneiwissenschaft, wo und wie hätte Kotzebue nicht mitgesprochen! Persönlichkeiten mischten sich in Allgemeinheiten, — und überall war der verunglimpfende Spott des vornehmen, absprechenden Dichters. In Sachen des heiligen Vaterlandes — konnte dies nicht wohl thun und wohl gehen! Das Ende hat es bewiesen! Die Geschichte hat es schon hundertfältig bewiesen: „Spott reizt wie der Stachel der Wespe zu Blut.“ Das ist der eine Dolch, den Kotzebue, wenn auch nur in Wort und Rede, nur dramatisch und theatralisch wetzte. Dieser trifft aber, verwundet und tödtet nicht weniger, wie der Dolch von Stahl. Dieser trifft das physische Leben, jener das moralische Leben mitten in dem Leben und der Fortdauer des Lebens selbst. Klocken-

brink beweist dies. Er starb wahnwitzig, vom Verstande gekommen durch die eiserne Stirn. — Andeuten wollen wir dies nur, nicht ausführen. Aber andeuten mußten wir es, um Sache gegen Sache zu wägen und zu richten. Psychisch sind die äußern, selbst frühere Momente eines Lebens so wichtig zur Bestimmung eines unglücklichen Endes, welches auch die Fabel der Dichtung und des literärischen unausgesetzten Spottes nimmt. Sand mordete Kotzebue nicht wie ein feiler gedungener Meuchelmörder, sondern als Richter einer Vehme. (NB) Das Urtheil war gesprochen; Kotzebue mußte fallen, Sand mußte mit fallen. Zwei Kämpfer traten auf, aber nicht im Zweikampfe, wo das Leben auf dem Spiele steht; sondern ernst war die Sache gemeint. Beide mußten sterben, — Sand und Kotzebue. Dazu wurde der Brief der Vehme gereicht. Der Vehmrichter mordete sich dann selbst. Blut sollte durch Blut gesühnt oder gebüßt werden. Beide Opfer mußten aber fallen, — so hieß es in Sand's Vehmbrief oder moralischen Urtheilsspruch, — um der guten Sache, der heiligen Wahrheit, der heiligen Freiheit des deutschen Vaterlandes willen. Spott und Ernst lösten sich entzweiend in dem unglücklichsten Schicksale eines Mordes, — eines zwiefachen Mordes auf. Wir müssen aber dieses hier ausdrücklich erwähnen: Sand's Schreckensthat war weniger Meuchelmord; sie hatte nur die äußere scheinbare Form desselben. Es war offene ausgemachte Fehde. Sand kniete nach der Blutthat hin und betete: „Vater, es ist vollbracht!" Er vollbrachte dann das Zweite, sich selbst den Dolch in die Brust zu stoßen. Keine Reue, kein bü-

ßender, strafender Vorwurf folgte auf jene und diese That. So kalt und ernst die That beschlossen war, so kalt wurde sie auch ausgeführt, und der Vollbringer war fröhlich nach vollbrachter Handlung. So büßen oder sind nicht gemeine Mörder und Uebelthäter. Die That war die Vollbringung eines moralischen Urtheils, möchte dieses nun im Irrthum oder im vollen, hellen Selbstbewußtseyn moralischer Freiheit gefaßt worden seyn. Die ganze That kündigt sich selbst in ihrem Irrthum als Vollstreckung eines festen, ruhigen Gewissens an. Die Blutschuld wird nicht verfolgt durch Furien und Gewissensbisse. Der Unglückliche empfindet die Schmerzen der gestürzten Familie. Aber dem Gemordeten und Mörder ist Recht geschehen. So lautet es in des unglücklichen, wahrhaft unglücklichen — warum sollten wir ihn nicht so nennen, Sand's Gewissen und Urtheilsspruch. Körner's Leyer und Schwert trösten ihn noch, Schiller's Resignation feiert er noch in dem vielgeliebten Dichter selbst; die heiligen Urkunden verlassen ihn nicht mit ihren ernsten Worten des hiesigen und einstigen Weltgerichts. Welche Erscheinungen in dem Gewissen eines Mörders! Er war mit gewesen in dem Kampfe fürs Vaterland, er hat mitgekämpft wie irgend einer der Tapfern. Das große Freiheitsgefühl, bestätigt und geheiligt durch Freiheitskampf, war wach bis zum hellsten Bewußtseyn, — die Tugend des Schlachtfeldes hallte noch nach, — und im Frieden fielen nun Opfer des Kampfes, — wo nur Recht und Freiheit in Geist und Wort hätten sprechen und das Gottesurtheil in der Befreiung der Völker vollenden sollen."

„Was ist nach allen diesen und andern Zeichen, die

aus dem Leben Sand's bekannt sind, — er war ordnungs- und friedliebend, männlich und stark, tugendliebend und standhaft; er sprach bei der Wartburgsfeier kräftig und in gehaltenen, obschon enthusiastisch-entflammten Worten — diese That des blutigen Urtheils über Kotzebue und des Selbstmordes! — Psychologisch (!!!) fällen wir hier das Urtheil! Es war die That eines bis zum höchsten Grade der Moralität, der Religionsweihe erhöheten und verlebendigten Bewußtseyns; der moralische Wille sank unter dem Feuer des entglüheten Willens — mehr allgemeines Bewußtseyn, als Bewußtseyn der Trennung und Sonderung *). War die That der That, die Sache dem Urtheilsspruche, das Spiel und lose Spiel der Worte der ernsten Buße durch Stahl und Blut werth? — so mußte ja ein Jeder sprechen. Nur das entglühte und jugendlich überraschte Bewußtseyn urtheilte nicht so. Kotzebue und Sand fielen durch Eine Schuld — durch den Frevel des Leichtsinns und den Frevel der Uebertäubung. Das Haupt der Meduse trat zwischen Beide, und Maskenspiel und tragisches Heldenleben sanken zu Boden."

„Die Psychologie ist nicht blos eine ernste Lehrerin des sinnlichen und intellectuellen menschlichen Lebens, sondern auch für moralische Kraft und Tugend. Auch der freie Wille in seiner höchsten Gluth und in seinem höch-

*) Die originelle Distinction, zwischen einem „moralischen Willen" und einem „entglüheten Willen," und zwischen dem „allgemeinen Bewußtseyn" und dem „Bewußtseyn der Trennung und Sonderung," ist wohl nur dann geeignet den Meuchelmörder entschuldigen zu helfen, wenn man überhaupt auf der geistigen Grundlage steht, aus der dieses „psychologische" Urtheil emporgewachsen ist.

sten Streben der Entbindung vom Sinnlichen und Sterblichen, bindet und fesselt sich bisweilen durch den hohen Flug den er nimmt. Befangenheit umgiebt ihn dann, wie in der Tiefe von menschlichen Lüsten. Es giebt eine Begeisterung der Kunst, die nicht mehr frei ist; eine Begeisterung des Tugendsinns, die über die Freiheit menschlichen Willens hinausliegt; eine Begeisterung der Gottesanschauung, welche die Flügel des irdischen Menschen löset, und sie von aller Leitsamkeit und Regierung frei macht *). Aber der Mensch strebt da hinauf, wo er noch nicht hin kann; er stirbt da gleichsam zwischen Himmel und Erde. Für solche Thaten und Leben ist nichts besser als der Tod **). Er spricht den Richterspruch, den er sich vor allen menschlichen und weltlichen Gerichten vorbehält. In solchen Thaten und Gemüthsarten sind die Fäden so verkettet, daß mitten in der Freiheit Bestimmung, und in der Bestimmtheit Freiheit zu walten scheint. Ein psychisches Seelengemälde, wo die volle Kraft der einzelnen Lebensgebilde an der zu vollen Kraft des ganzen Lebens untergeht."

„Diese That Sand's ist nicht etwa der Ausdruck oder wohl gar die Inspiration einer allgemeinern oder verbor-

---

*) Und unter diesen Gesichtspunkt stellt der Verfasser den in Rede stehenden Meuchelmord! Sollten dergleichen Urtheile nicht eben so merkwürdige und traurige Zeichen der Zeit seyn, als das verübte Verbrechen selbst?

**) Da die Tendenz dieses ganzen Aufsatzes dahin geht, dem Meuchelmörder das Vorrecht der Unfreien zu vindiciren, so ist schwerlich anzunehmen, daß der Verfasser hierbei an den Tod durch Urtheil und Recht gedacht habe. Er nahm an, daß Sand's Wunden, die er sich selbst beigebracht, tödtlich gewesen seyen.

genen Geschichte *). Die That erklärt sich durch sich selbst. Sie ist das Geschick eines zu vollen und für Tugend und Tugendleben zu heiß und stark schlagenden Herzens. Die einzelnen guten Thaten der Duldung, des mildern weisern Sinnes, gehen so unter oder verlieren ihre Höhe und Zusprache unter dem Kraftworte der Einen Tugend, die handelnd und übermannend aus der Seele des Begeisterten heraustritt. Die Seele hat sich hier gleichsam ein Gewebe gebauet, welches nur an wenigen Fäden um andere Gegenstände geschlungen ist. Ein Windhauch zerstört es, und der Entschluß, die Bürde fällt unter ihrer eigenen Bürde. So erklären wir uns die That Sand's. Sie reifte unter dem allgemeinen Gefühl der Tugend (!!) — und die Frucht fiel überreift. Die Seele hatte keine Kraft, sich über That und andringender Kraft zu erheben. Denn das ist ja wohl das Losungswort für alle Tugend, daß immer noch Wille von Wollen, der Handelnde von dem Handeln in dem Handeln selbst für die Seele unterscheidbar bleibe. Psychologisch können wir nicht anders, als in diesem unglücklichen Mord eine unglückliche That erkennen, die mehr von moralischer Bestimmtheit, als moralischer Freiheit, mehr von einem allgemeinen, zu drängenden Selbstbewußtseyn, zu handeln und gern zu handeln, als von freier moralischer Ueberzeugung und in sich ruhiger, besonnener Kraft der Seele hergeleitet werden könnte. Sand's That hat zwar alle äußere Formen der Ruhe,

*) Und eben dieser Schriftsteller behauptet wenige Seiten vorher (S. 332), wo es darauf ankommt, nachzuweisen, daß Sand kein gewöhnlicher Meuchelmörder sey, „er sey der Richter einer Vehme" gewesen !!!

Besonnenheit, Ueberlegung, des wohl überlegten reifen Urtheils. Und doch ist sie dieses in sich nicht. Aeußere Ruhe kann bestehen mit dem innersten Kampfe des Gemüths, wohl überlegte äußere Form einer That mit der innersten Betäubung und Selbstverkennung des Urtheils. So viele Selbstmörder opfern sich in der äußersten Ruhe, wie es scheint, dahin. Ist dieses aber wirklich so, frage ich die Criminalisten, oder vielmehr die psychischen Aerzte, die allein über psychische Leiden und Gebrechen, über Verbrechen und blutige Thaten sollten zu erkennen haben. Ich habe mehrere Gemüther Sandischer Art gekannt. Sie fallen und opfern sich nicht auf gleiche Weise. Dies hängt von den Verschiedenheiten des äußern Lebens ab, wie das Leben sich entzünden, der Blitz treffen soll. Aber in allen diesen moralisch-erhöheten und enthusiastischen Gemüthern habe ich eine Flamme gefunden, die leicht mit ihrem Zünder weiter greifen und sich selbst verzehren kann. Ein geistiger und moralischer Verbrennungsproceß, wie es einen solchen Selbstentzündungsproceß des menschlichen organischen Lebens giebt! — Ich lasse auf diese allgemeinen Bemerkungen, die ich gerne zur Belehrung eines Bessern dem Tadel und der Widerlegung anheim gebe, einen historischen Auszug der Berichte folgen, die uns öffentliche Blätter über die Blutthat Sand's geliefert haben."

Hier folgen einige (oberflächliche) Zeitungsartikel, welche indessen, wie jener Schriftsteller S. 217. a. a. O. in der Note sagt, schon hinreichen „zur Begründung eines psychologischen Urtheils." Dann heißt es weiter:

— — — „Es ist klar aus allen diesen Thatsachen,

daß es einen moralisch-religiösen Enthusiasmus giebt, welcher bei aller scheinbar-erhöheten Freiheit des Willens dennoch die wahre Kraft und Freiheit desselben hemmt, — eine Freiheit, die nicht anders als bei ruhiger Anschauung und klarer Besonnenheit des Verstandes Statt finden kann. Eine unglückliche Ueberspannung der Seele durch die eigene geistige Natur derselben!" — — —

Den Schluß bildet folgende clausula salvatoria:

„Wir haben hier in diesem Sand'schen Verbrechen ein neues Beispiel von psychisch-moralischen Verirrungen*), die unmittelbar in den psychischen Verhältnissen ihren Grund haben."

Gegen diesen Aufsatz ist nicht füglich zu streiten; die gewöhnlichen Gesetze des Denkens, so wie die früher allgemein anerkannten Principien von Sittlichkeit und Recht werden darin gleich stark verletzt, und ein Streit mit einem Gegner, der sich auf diesen Standpunct stellt, würde zu den unersprießlichsten und überflüssigsten Verhandlungen gehören, die gedacht werden können. Aber wie Tacitus voll gerechter Indignation über das Uebermaaß der Schlechtigkeit seiner Zeitgenossen ausruft: Placuit ignoscentibus, verso nomine, quod avaritia fuerat, videri majestatem! so findet man auch heutzutage den Schlüssel zu dergleichen Ausführungen nur dann, wenn man sich in die Transposition der Begriffe und die dar-

*) Verirrungen? Die That wurde ja oben als ein Uebermaaß von Tugend qualificirt!

aus entstehende Veränderung des Sinnes der Worte hineindenkt, die jenen zum Grunde liegt. Was früher Sünde und Verbrechen hieß, ist dergleichen Psychologen, verso nomine, Tugend und Edelmuth, und umgekehrt; so ist denn auch dieses Urtheil über den empörenden Meuchelmord, auf diese Art, völlig gerechtfertigt.

Bei der Beurtheilung dieses Verbrechens müssen wir von der Persönlichkeit des Schuldigen ausgehen, und hierbei zuvörderst dessen ursprüngliches Naturell und das, was er im Laufe der Zeit wurde, sorgfältig unterscheiden.

Wir haben oben nachzuweisen gesucht, daß Sand in seinen Kinder- und frühern Jünglingsjahren nichts weniger als ein Mensch von verderbter Denk- und Gefühlsweise, oder von hervortretend bösen Anlagen war. Im Gegentheil scheint es uns keinem Zweifel unterworfen, daß er, ohne besondere Schärfe des Verstandes, seinem Gemüthe und Willen nach ursprünglich eine durchaus edle, tiefe und ernste Natur, einer begeisterten, großartigen Hingebung für das Wahre und Gute, nicht unfähig gewesen wäre. Auch bürgt sein zartes und kindliches Verhältniß zu seinen Eltern dafür, daß eine grausame, rohe Wildheit ursprünglich nicht in seinem Charakter lag, und sein Briefwechsel mit seiner Mutter, seine Tagebücher, selbst die während seiner spätern Verirrungen ihm noch geläufige religiöse Art sich auszudrücken, beweist, daß in ihm eine Neigung zur Religiosität und eine gewisse fromme kindliche Richtung vorwaltete, die, wenn sie sich ungetrübt entwickelt, vielleicht sehr schöne Früchte getragen hätte.

Mit eben diesem so geschilderten Menschen ist im Laufe weniger Universitätsjahre die traurigste Veränderung vorgegangen; von einer innern Verirrung in die andere taumelnd, endet er in einem todeswürdigen Verbrechen.

Höchst bezeichnend ist in dieser Hinsicht das Zeugniß eines Apothekers aus Wunsiedel. (v. Hohnhorst S. 102.) „So lange," sagt dieser, „bis Sand auswärtige Gymnasien und Akademien besucht, habe ich ihn stets als einen jungen Menschen vom besten sittlichen Charakter und Betragen, gegen Jedermann dienstfertig und freundlich gekannt. Als er aber das letzte Mal in Wunsiedel gewesen, habe ich ihn am Ende für einen Schwärmer gehalten, so wie ich denn oft gedacht habe, der kann noch einmal überschnappen. So habe ich mit ihm in Gesellschaft ein Gespräch von einer halben Stunde geführt, mit einem Schwall von Worten, wobei er von einem Extreme auf das andere fiel, so daß ich mich am Ende nicht einmal mehr habe besinnen können, wovon eigentlich die Rede gewesen."

Jene oben genannte Veränderung, die sich nach dem Zeugnisse dieses Apothekers auch in seinem äußern Benehmen aussprach, ging nun in Sand nicht in der Weise vor, daß die sinnliche Lust in ihm den Sieg davon getragen hätte, vielmehr ist er gegen deren Angriffe fest und gestählt gewesen; auch scheint sie um so mehr in ihm zurückgetreten zu seyn, als er, auf ernste Gegenstände gerichtet und nur in diesen lebend, schon frühzeitig den fröhlichen Leichtsinn des Jünglings verloren hatte. Ja, es hatte die politische Richtung, der er folgte, auch ihre Ascetik. Als strenggläubiger Turner gewöhnte er sich das Tabak-

rauchen schon in Erlangen ab, und, achtsam auf sich selbst, wirft er sich bitter in seinem Tagebuche vor, wenn er seinen Hang zu Näschereien zuweilen nicht überwältigen konnte, und schilt sich selbst: „Feigling, Kuchen- und Leckerbissenbauch." Gröbere Befriedigungen der Sinnlichkeit waren selbst seiner Phantasie fremd.

Wohl aber führte ihn ein anderer Dämon in den tiefsten Abgrund des sittlichen Verderbens, — der innere geistige Hochmuth.

Der Mensch ist nur insofern gut, als sein Wille und sein Handeln mit dem objectiven Gebote Gottes übereinstimmt, oder vielmehr, je mehr er nach dieser Uebereinstimmung strebt. Aber je tiefer aus dem Innersten des Gemüths und Willens seine Frömmigkeit kommt, desto demüthiger wird er sich selbst mit seinen Sünden und Schwachheiten erkennen, und desto kindlicher die göttliche Hülfe und Gnade um Beistand und Verzeihung anrufen. Ist dieses richtig, so ist damit auch zugleich festgestellt: daß es der diametrale Gegensatz gegen alle Religion sey, in sich und seiner individuellen Ueberzeugung die Quelle der Wahrheit und die alleinige Norm seines Lebens zu finden. Die Religion, abgesehen von ihrem Inhalte, ist unzertrennlich von einem Gefühle und Bewußtseyn der Abhängigkeit von einer göttlichen Macht, und mithin von einer Anerkennung der göttlichen oder von Gott stammenden Autorität, worin dann zugleich das Anerkenntniß der Nothwendigkeit des Gehorsams gegen diese liegt. Umgekehrt, das Verpflanzen der göttlichen Autorität in das Innere des Individuums ist wesentlich Selbst-

vergötterung, (die Sünde, wodurch, der alten Tradition zufolge, die Engel gefallen sind).

Wir haben früher gezeigt, wie Sand troß seiner großen Unklarheit, ja troß seiner gefährlichen Irrthümer, — (wir erinnern hier nur an das, was er über die Gewalt des Versöhnungstodes Christi unmittelbar vor einem Duelle schrieb,) — und seiner schiefen Richtung, die ihn von den Wissenschaften ablenkend, tief in das akademische Verbindungswesen verwickelte, während seines Aufenthaltes in Erlangen und im Anfange seines Lebens in Jena, noch unläugbar eine Richtung zu Gott hatte; aber wir haben auch gezeigt, wie in Jena ein merkwürdiger innerer Umschwung in ihm erfolgte, über dessen Wichtigkeit er um so weniger sich selbst klar wurde, je unklarer auch schon seine frühere religiöse Richtung gewesen war. Das Resultat dieses Umschwungs war eben jene Selbstvergötterung. (Vergl. das oben, S. 73. Gesagte).

Hatte Sand also auf diesem Wege das objective göttliche Gesetz verloren, so war die entschiedenste Verachtung jeder menschlichen Autorität, (die ja nur aus der göttlichen abgeleitet werden kann, wenn sie mehr seyn soll als bloße Zwangs- und Gewaltherrschaft,) die nothwendige Folge jenes religiösen (oder vielmehr antireligiösen) Standpunctes. — Aber er war somit auch in der Lage eines Bergmannes, der, im tiefen Schachte arbeitend, sein Grubenlicht ausbläst, um sich als selbstständiges, freies Wesen dort unten allein fortzuhelfen. Sand war, nachdem er das Licht des objectiven Gesetzes verloren, ohne Ausnahme zu Allem fähig, und das Factum beweist, daß der früher unbescholtene, nichts weniger als verwil-

derte oder in seiner Erziehung vernachlässigte Jüngling es auf diesem Wege bis zum Hochverrathe, zur Verachtung der Autorität der Eltern, (s. seinen Brief an seinen Freund E. —, S. 182.) zum Meuchelmorde, zur Lüge, zur gefühllosen Aufopferung seiner Freunde gebracht hat. Wir fragen mit Recht: was noch übrig sey, dessen er, von einer unheilbaren Täuschung über sich selbst umstrickt, und sich selbst bewundernd, nicht fähig gewesen?

Aber zugleich war der Wahn, er sey jetzt völlig frei, nachdem er das Gesetz Gottes und der Menschen als ein schimpfliches Joch von sich geworfen, eine grobe Selbsttäuschung. Er war einer andern Abhängigkeit, die sich zur schimpflichen Knechtschaft gestaltete, anheim gefallen; denn in der Wirklichkeit war nun das vage Meinen des Kreises, in dem er lebte, oder der Fanatismus Einzelner, die ihm imponirten, zumal wo sich dieser in halbverstandenen, dunkeln, vermeintlich poetischen Phrasen von Freiheit und Gleichheit aussprach, und endlich die politische Doctrin der Zeitungsschreiber seine höchste Autorität *).

Das Bisherige betraf die allgemeine Charakterschilderung des Inquisiten. Bei der Beurtheilung dieser einzelnen That, welche die Frucht dieser eben bezeichneten Persönlichkeit war, kommen aber vornämlich folgende einzelne Puncte zur Sprache:

1) Der Vertheidiger stützt, wie wir oben gesehen ha-

---

*) So erklärte er zu Protocoll: (v. Hohnhorst S. 115.) „Unter echter irdischer Freiheit verstehe er a) nichts anderes, als was man in den Zeitungen und in den Liedern edler Dichter immer lese. b) Der Zustand ächter Freiheit bestehe darin, daß die Klagen, die jetzt so häufig gehört würden, einmal aufhörten ꝛc.“

ben, seine Vertheidigung hauptsächlich darauf, daß der Inquisit seine That für Recht und erlaubt, ja sogar für eine sittliche Pflicht hielt, und daß dieselbe aus keinem sinnlichen Antriebe hervorgegangen sey.

In der That ist eine feste Ueberzeugung dieser Art bei den gewöhnlichen Verbrechern in der Regel nicht vorhanden, und es waltet auf der andern Seite bei Sand wirklich keins der gewöhnlichen Motive des Mordes ob. Persönlicher Haß und Rache gegen den Ermordeten sind ihm eben so fremd, wie die Absicht, sich durch die That einen Vortheil irgend einer Art zu verschaffen.

Aber es wäre ganz falsch, aus diesen Gründen seine That der Subsumtion unter die gewöhnliche Regel entziehen, oder sie für eine Anomalie halten zu wollen. — Bei gewöhnlichen Mördern ist allerdings Haß oder Rache gegen den Ermordeten oder niedere Habsucht das Motiv. Beim Hochverrath dagegen liegt eben so gewöhnlich die feste Ueberzeugung zum Grunde, die That sey sittlich erlaubt, ja sogar als Pflicht geboten, eine Ueberzeugung welche fast in allen europäischen Ländern, und bei so vielen Individuen die in den revolutionären Umtrieben der jüngst vergangenen Zeit handelnd auftraten, aus denselben religiösen und politischen Prämissen entstanden war; eine Ueberzeugung, welche Robespierre, Marat, Pepe, Riego, Louvel, Thistlewood, Murawieff und Pestel mit Sand und seinen Genossen theilten, und die es erklärt, wie Personen, denen man eine eigennützige Schlechtigkeit im gewöhnlichen Sinne größtentheils nicht zuschreiben kann, es zu solchen Handlungen bringen konnten.

Sand's That hat aber lediglich einen hochverräthe-

rischen Zweck; sie sollte ein Zeichen für das deutsche Volk seyn, sich im offenen Kampfe gegen seine (vermeintlichen) Unterdrücker zu erheben, die Feinde des neuen Staats zu tödten, und die wahre philosophische Verfassung einzuführen, wo die subjective Ueberzeugung Königin wäre.

Seine Gemüthsstimmung und die besondere Art seiner Prämeditation ist also nur dann ungewöhnlich, wenn man die That lediglich als einen Mord betrachtet; alles Befremdende derselben verschwindet dagegen, sobald das Verbrechen in seiner Totalität, als Mord und Hochverrath zugleich, aufgefaßt wird.

Wir haben insofern also nicht einmal nöthig, uns auf die nähere Widerlegung des furchtbaren Satzes, der augenscheinlich alle Strafjustiz aufhebt, d. h. des Satzes einzulassen: daß die wirklich oder vermeintlich gute Absicht des Thäters seine Strafbarkeit aufhebe oder vermindere, da hoffentlich Niemand den hochverrätherischen Zweck des Mörders eine gute Absicht nennen wird.

2) Ein anderer Einwand gegen die Zurechnungsfähigkeit des Inquisiten liegt, nach der oben mitgetheilten Ausführung des Vertheidigers darin, daß der Angeschuldigte sich in einem sittlichen Irrthume befand; dieser könne ihm nicht zur Last gelegt werden, denn jeder Mensch müsse das sehen, was er sehe, und er sey mithin straflos, da nachgewiesen sey, daß er consequent nach dieser seiner falschen Ueberzeugung gehandelt habe.

Wir müssen zuerst die Voraussetzung dieses Einwandes prüfen. Jeder Mensch, behauptet der Vertheidiger, müsse das sehen, was er sehe; einen verschuldeten

Irrthum (wenigstens in sittlicher Hinsicht) gebe es nicht, ihn anzunehmen sey Fanatismus.

Wäre diese Behauptung wahr, so müßte die Philosophie von Stund' an ihr Geschäft aufgeben, da es ihr eigenthümlicher Beruf ist, Irrthümer zu bestreiten, jeder Streit über Gegenstände der höhern Erkenntniß aber ein Unsinn wäre, da Jeder von beiden Theilen doch nur das sehen und wahrnehmen könnte, was er eben sähe.

Wenn ferner eine wilde Völkerschaft z. B. die sittliche Ueberzeugung hätte, daß Menschenopfer recht und erlaubt wären, so würden die christlichen Missionäre Wasser mit dem Siebe schöpfen, welche jenen Barbaren die entgegengesetzte Meinung beibringen wollten.

Endlich wäre es absolut unmöglich, einen Menschen, der falsche und schlechte Grundsätze hätte, durch Lehre und Beispiel zur Tugend zu bekehren.

Weil nun aber das Factum in allen diesen eben genannten Fällen und überhaupt in der täglichen Erfahrung beweist, daß dergleichen Irrthümer durch bessere Lehre ausgerottet werden, so ist schon daraus zu schließen, daß der Mensch die natürliche Freiheit haben müsse, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden oder den Irrthum als solchen zu erkennen. In der That führt die entgegengesetzte Ansicht zu unauflöslichen Widersprüchen mit der Erfahrung und zu wahrhaft trostlosen Behauptungen. Ist es nämlich wirklich wahr, daß jeder Mensch das sehen müsse, was er eben sieht, ohne Möglichkeit, sich seines Irrthums bewußt zu werden, so ist die Sehnsucht nach der Wahrheit, die in jedes denkenden Menschen Brust lebt, eine Lüge und das Forschen nach der Wahrheit eine Tanta-

lusqual. Ja wir kommen sogar zu dem seltsamen Satze: daß die Gesetze des Denkens nicht etwa allgemein und in dem Geiste, als solchem, gegründet, sondern etwas Individuelles seyen, was sich in dem einen Menschen so, in dem andern anders gestaltet,*) ein Princip, welches in seiner weitern Consequenz die Möglichkeit aufhöbe, daß die Menschen sich mittheilen und verstehen könnten, und mithin, genau genommen, den Menschen in das Thierreich hinabdrücken würde.

Aber in der Wirklichkeit findet das Gegentheil statt. Der Mensch ist allerdings der Sünde und dem Irrthum unterworfen, auch findet er die Wahrheit nicht in seinem Innern, sondern dieses ist ein leeres Gefäß, ohne die durch das Wort und die Sprache empfangene Lehre. Aber er hat in dieser seiner individuellen Vernunft die angeborne Fähigkeit: die dargebotene Wahrheit zu empfangen, zu verstehen, zu begreifen, und zu seinem geistigen Eigenthume zu machen, ja der Mensch findet, nach seiner eigenthümlichen vernünftigen Natur, nur in der Wahrheit Ruhe und Harmonie mit sich selbst. —

Die Irrthümer aber sind doppelter Art. Sie entstehen einerseits entweder aus dem Mangel an Belehrung oder aus der Mittheilung einer falschen Lehre, ohne daß eine Schuld des Einzelnen dabei obwaltet, weil er eben von der Wahrheit nichts erfährt und mithin seinen Irrthum an dieser nicht prüfen kann; oder andrerseits, der

---

*) Wir machen hier nur im Vorbeigehen auf den tiefen Zusammenhang aufmerksam, der zwischen dieser Behauptung und der oben geschilderten Ansicht obwaltet, daß die Gesetze der Ethik auch etwas Individuelles seyen.

Mensch kennt beides, Wahrheit und Irrthum, aber er läßt seinen Willen durch ein anderweitiges Interesse als das der Wahrheit bestimmen, so daß er sich selbst verblendet und den Irrthum der Wahrheit vorzieht. — Ein solches Interesse kann in einem sinnlichen Genusse oder Vortheil, es kann aber auch in dem Hochmuthe des Geistes bestehen. — Schon das Sprichwort sagt: Was der Mensch wünscht, das glaubt er, und die tägliche Erfahrung liefert die auffallendsten Beispiele, mit welcher Hartnäckigkeit selbst die ungereimtesten Sätze vertheidigt werden, sobald ein Interesse irgend einer Art mit einer solchen Behauptung steht oder fällt. Alltäglich ist dieses bei rechthaberischen Menschen, wo noch dazu die Ursache lediglich in dem Hochmuthe des Geistes liegt. Daß diese, wenn sie sich recht in ihre Behauptung hineingedacht und gesprochen haben, am Ende wirklich selbst mit unerschütterlicher Festigkeit daran glauben, daß sie endlich die geheime Stimme in ihrem Innern, welche kaum hörbar spricht: Es ist doch anders! zum Schweigen bringen, leidet keinen Zweifel, aber gerade dieß ist der freiwillige oder verschuldete Irrthum.

Machen wir von dem eben Ausgeführten die Anwendung auf Sand, so ist schon oben die Signatur seines geistigen Wesens angegeben worden, — es war der vollendeteste Hochmuth des Geistes, und das System seiner sittlichen und religiösen Grundsätze ist eben nichts anderes als ein solcher.

Damit aber ist auch zugleich die Frage beantwortet, ob sein Irrthum ein verschuldeter oder unverschuldeter sey, und eben jener Grad des Hochmuths liefert auch den

Schlüssel zu der merkwürdigen Beschränktheit, die Sand in so vielen Urtheilen und Schlüssen an den Tag legt, und von der wir glauben, daß sie weniger angeboren, als eine später und allmählig entstandene Verfinsterung des Verstandes sey.

Die Existenz jenes Hochmuthes aber wird wohl nur von Solchen bezweifelt werden können, die überhaupt von andern obersten Prinzipien ausgehen. Wenn ein, wie sich bei der Untersuchung ergab, nichts weniger als mit hohen Geistesgaben, großem Scharfsinn, oder umfassenden Kenntnissen, oder auch nur mit einer genauern Kenntniß der politischen Verhältnisse seiner Mitwelt versehener, aber dafür mit hohlen und dunkeln, ihm selbst nicht verständlichen Phrasen angefüllter junger Mensch sich entschließt, durch einen Meuchelmord das Signal zu einer allgemeinen Revolution zu geben, wenn er mit der tiefsten Verachtung auf das gesammte deutsche Regierungs- und Gerichtswesen hinabsieht, welches er nicht einmal kennt, und sich über die gesammte rechtliche Ordnung der gesitteten Welt stellt, so ist dies nur eine Uebertragung seiner religiösen Grundsätze, welche wir oben eine Selbstvergötterung nannten, auf das politische Gebiet, zugleich aber auch der höchstmöglichst denkbare Grad einer hochmüthigen, selbstsüchtigen Ueberhebung.

3) Wir kommen nunmehr aber zu der wichtigsten und schwierigsten der hierher einschlagenden Fragen:

Liegt in der Entstehungsgeschichte dieses sittlichen Irrthums bei dem Inquisiten ein Grund, der die Zurechnung aufhebt, oder die Todesstrafe ausschließt?

Sand ist augenscheinlich, so könnte man ausführen, verführt durch schlechte und falsche Lehren, die er im guten Glauben in sich aufnahm, und die Richtung, welche ihn mit sich fortriß, war in vielen Theilen von Deutschland geduldet oder wenigstens nicht unterdrückt. Er wurde das Opfer derselben, und wenn nicht schon seine Zurechnung dadurch aufgehoben wird, so ist doch seine Strafbarkeit minder groß, als wenn seine Irrthümer aus ihm selbst hervorgegangen und in ihm entstanden wären.

Je mehr der Schein für diesen Einwand streitet, desto schärfer ist er zu prüfen, und wir müssen zu diesem Ende zuvörderst diesen Fall von einem andern ähnlichen unterscheiden. — Der General Kleber wurde in Kairo von einem fanatischen Mamelucken, der durch diese That das Paradies zu verdienen hoffte, durchbohrt. Unterstellen wir, daß dieser nach den Geboten seines Glaubens handelte, — (was übrigens noch erwiesen werden muß!) — so kann seine Zurechnung aus dem Grunde bezweifelt werden, weil er, ohne ein anderes Princip zu kennen, den Grundsätzen einer Religion gemäß handelte, in der er, ohne seine Schuld, geboren und erzogen war. Seine Strafe würde dann nur aus einem rohen und gewaltsamen, wiewohl im Kriege entschuldbaren und nothwendigen Kriegs- und Vertheidigungsrechte, nicht aber aus der Gerechtigkeit hervorgegangen und nicht als eine eigentliche Strafe anzusehen seyn. Aber wenn wir annehmen, daß dem Mörder der Befehl der französischen Autoritäten, (die gewiß auch dort jedes Attentat gegen einen Franzosen bei Todesstrafe untersagten,) bekannt geworden, so war es seine Schuld, wenn er sich nicht davon über-

zeugte, daß er dieses, und nicht das Gesetz des Islam in diesem Falle zu befolgen hätte, so wie daß der Meuchelmord unerlaubt sey, und den Beweis, daß dieses Gesetz auf dem Wege der Ueberzeugung oder der Furcht auch bei den Muhamedanern Eingang finden konnte, liefert der Umstand, daß dieser Mensch unter den mehreren Hunderttausenden der Bewohner Kairo's der Einzige war, der einen Meuchelmord dieser Art beging.

Anders war das Verhältniß Sand's zu der Obrigkeit und den Gesetzen Deutschlands, und jener Zweifel kann bei ihm gar nicht aufgeworfen werden. Der Mameluck und die Franzosen, die ihn hinrichteten, standen Beide nur auf der Basis des weltlichen Gesetzes, welches sich zuletzt doch wieder nur auf die Uebermacht des Stärkern gründete. Sand dagegen stand nicht einem fremden Eroberer gegenüber, er beging seine That überhaupt nicht im Kriege, sondern im tiefen Frieden, er war endlich auch nicht im Islam, sondern in einem christlichen Lande geboren, von rechtlichen Eltern erzogen, und durch seinen Religionsunterricht, durch die Beispiele, die er von Jugend auf gesehen, und durch die Meinung aller rechtlichen Leute wußte er, was von dem Meuchelmorde in sittlicher und rechtlicher Beziehung zu halten sey. Er war es also, der sich in diesem Puncte einer neuen Religion und einer neuen Ethik ergab; und er war durchaus nicht in dem Falle, daß er blos solche Grundsätze anwendete, die er schon mit der Muttermilch eingesogen hatte.

Dabei kann aber nicht geleugnet werden, daß er diese Grundsätze nicht lediglich aus sich selbst erfand, sondern mehr oder weniger von außen empfing, und sie in sich nur

weiter ausbildete und zu einem Systeme abrundete. Schon in früherer Jugend soll er, nach der Aeußerung seines Lehrers Saalfrank, angeblich aus der Schelling'schen Philosophie den Satz geschöpft und sich zu eigen gemacht haben: „der Mensch dürfe Alles thun, was nach seiner Ueberzeugung recht sey," (v. Hohnhorst Th. I. S. 119. Th. II. S. 15.) und er selbst vertheidigte während der Untersuchung den Satz: der Zweck heiligt die Mittel. „Er sey weder gefährlich noch schädlich, — sagte er, — denn bei den Jesuiten wäre er nur dadurch scheuslich geworden, daß sie die Mittel zu schändlichen Zwecken angewendet hätten. Alle Mittel für eine gute Sache müßten immer gut seyn, nur dürfe man den Mitteln kein Spiel lassen. Hofrath Luden habe dieses unter andern in der neuern Geschichte über die Jesuiten nachgewiesen."

Aber selbst wenn wir unterstellen wollten, was durchaus nicht erwiesen ist, daß seine Lehrer wirklich diese eben bezeichneten Sätze in dieser Weise gelehrt hätten, so leuchtet es von selbst ein, daß Sand erst die Folgerungen daraus gezogen und die Nutzanwendung auf sein Verbrechen gemacht hat. Auch bedarf es nicht der Anschuldigung einzelner Lehrer oder philosophischer Systeme, um daraus die Irrthümer des Inquisiten herzuleiten und zu erklären; sondern ein solcher Vorwurf, wenn er überhaupt gemacht werden kann, trifft den gesammten Zustand unserer Wissenschaften und der heutigen Bildung. Sand hatte den nothwendigen Anhaltspunct, die Achtung vor dem göttlichen und menschlichen positiven Gesetze, verloren; und nun mischten sich in ihm verschiedene ganz heterogene menschliche Systeme und Lehren, aus denen jenes oben geschil-

derte, ihm eigenthümliche Ganze hervorging. Endlich erklären sich auch seine Grundsätze hinlänglich, nicht sowohl aus den Principien der Lehrer, sondern zunächst und hauptsächlich aus der geistigen Richtung seiner Altersgenossen, die in ihm zu ihrem Extreme gedieh.

So kann man also Sand in gewissem Sinne allerdings verführt nennen, aber er ist es nicht mehr als jeder Andere, der irgend ein anderes Verbrechen begeht. Es hat Niemand die Sünde und den Irrthum aus sich heraus erfunden, sondern beide sind ohnedies in der Welt vorhanden, und er wird davon, wie verschieden auch die äußern Umstände seyn mögen, nur ergriffen und mit fortgezogen. Die besondere Farbe der Irrthümer Sand's gehörte allerdings jenem Zeitalter an, aber andere Verbrechen tragen wieder das Gepräge ihrer Zeit, und überhaupt kann keine menschliche Individualität und keine menschliche That als losgerissen von ihrer Mitwelt und Umgebung gedacht werden. — Erzeugten Sand's persönliche Verhältnisse, seine Bildung, sein Umgang u. s. w. in ihm jenen geistigen Stolz, der ihn das Verbrechen begehen hieß, so entfesselten bei andern Verbrechern ihre persönlichen Verhältnisse u. s. w. ihre Sinnlichkeit, und diese wurde die Quelle ihres Verbrechens. Niemand lebt in einer reinen Unschuldswelt, sondern in dem wirklichen Leben; Jeder hat den schweren Kampf zu kämpfen, der die Aufgabe des Lebens ist, und das bei Allen Vorkommende kann unmöglich dem Einzelnen als Grund der Milderung seiner Strafe angerechnet werden. Auch erhellt es nicht, daß besondere Verführungskünste bei Sand angewendet worden seyen, und sein Alter, (er war zur Zeit des ver-

übten Mordes, in seinem vierundzwanzigsten Lebensjahre!) gestattet, bei der Schwere dieser That, nicht mehr, eine entschuldigende Rücksicht auf die der Jugend verzeihliche Unbesonnenheit zu nehmen.

Aus dem eben Gesagten ergiebt sich denn auch zugleich, daß der Umstand dem Inquisiten nicht zum Vortheil gereichen könne, daß die politische Richtung, in der er sich bewegte, und die Grundsätze, die er die seinigen nannte, lange schon unangefochten existirt hatten, daß er dieselben also im guten Glauben angenommen habe. — Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, ob und welche Maaßregeln gegen jene Irrthümer hätten ergriffen werden können und sollen. Das System der meisten deutschen Regierungen war und ist das: den Wissenschaften ihren freien Lauf zu gönnen, selbst irrige Theorien zu dulden, so lange sie sich im Gebiete der Wissenschaft und Theorie halten, die Widerlegung des Falschen der Wissenschaft zu überlassen, und erst dann strafend einzuschreiten, wenn der Irrthum und die falsche Lehre unmittelbar practisch zu werden und in das wirkliche Leben einzugreifen drohen. Aber wie man auch über dieses System denken möge, so ist doch soviel gewiß, daß es den Regierungen auch schon physisch unmöglich ist, den Irrthum und die Sünde, und somit die Verführung zu beiden auszurotten; daß sie beide in unzähligen Fällen als ein nothwendiges Uebel dulden müssen, um nicht noch größeres Unheil herbeizuführen, und daß selbst ein wirklicher Mangel an landespolizeilicher Vorsorge zwar den Unachtsamen zur Last fallen, aber nicht den wirklichen Verbrecher exculpiren würde; eben so wenig wie derjenige entschuldigt ist, der einen Raubmord begeht, weil

er in einem privilegirten Spielhause sein Vermögen verlor. Endlich bedarf es nur eines Blickes auf die obige Geschichtserzählung, um sich zu überzeugen, daß Sand nichts weniger geglaubt habe, als daß sein und seiner Genossen politisches Treiben etwas Unverfängliches, den Regierungen Angenehmes und von ihnen Gebilligtes sey, sondern daß er sich seines Zweckes so wie des Verhältnisses desselben zu der bestehenden Ordnung der Dinge sehr wohl bewußt gewesen.

Aus diesen Gründen glauben wir, daß die competenten Gerichte nicht anders, als geschehen, haben erkennen können.

Wir haben ohne Schonung, wie es in einer juristischen Darstellung nothwendig war, den Angeschuldigten geschildert. Aber wir würden ungerecht gegen den Unglücklichen handeln, wenn wir hier mehrere Briefe, die er aus seinem Gefängnisse an seine Angehörigen schrieb, und die, wenn gleich nicht zur Sache, doch auch zu seiner Charakterschilderung gehören, zurückhalten wollten. In ihnen tritt wieder das ursprünglich Sanfte seines Charakters, und seine Liebe zu seinen Angehörigen hervor, die unter diesen Umständen etwas wahrhaft Rührendes hat.

„Theuerste Eltern und Geschwister!"

„Die Großherzogliche Untersuchungscommission hat mir gestern endlich mitgetheilt, daß es möglich wäre, daß mir die hohe Freude zu Theil werden könnte, von ihnen hier aufgesucht zu werden, und vielleicht sie, gute Mutter, mit einigen von den Geschwisterten dahier zu sehen."

„Ohne überrascht zu seyn von diesem neuen Beweise ihrer elterlichen Liebe, wurde die innere Sehnsucht nach freudigem Zusammenleben mit ihnen durch diese schmeichelnde Hoffnung wieder mächtig in mir rege, Freude und Schmerz, Verlangen und Entsagung regten mein Herz auf, und ich mußte die aufgährenden Regungen vor der Macht habenden Vernunft gegen einander abwägen, um mein selbst Herr zu werden und zu einer richtigen Entscheidung rücksichtlich meiner Wünsche zu gelangen."

„Die Entscheidung fiel auf Seite des Entsagens. — So sehr auch nur ein Blick in ihre Augen, geschweige denn der völlige Umgang auf kurze Zeit und die erhebenden Worte ihres Herzens mich stärkrn und erfreuen könnten; so kennen sie doch meine Lage überhaupt — kennen den natürlichen Gang einer jeden peinlichen Untersuchung zu gut, als daß sie nicht, wie ich, finden sollten, daß die mancherlei möglichen Störungen auf alle Fälle den Grad der Freude unsers Zusammenseyns trüben, wo nicht gar völlig vernichten würden, so daß der Schmerz des Abschiedes, zum Ersatz einer langen beschwerlichen Reise, am Ende heftiger werden möchte, als der, der uns in unserer körperlichen Trennung begleitet. — Lassen sie uns, nach Gottes Willen, abermals bei der Entsagung stehen bleiben und jene fröhliche Gemeinschaft im Geiste pflegen, aus der ich täglich so viele Freude schöpfe und die uns stets vergönnt seyn wird, ob sie gleich weit über jenem irdischen Gute steht."

„Wie es mit meiner körperlichen Lage steht, weiß ich selbst nicht. Sie sehen schon aus meinem eigenhändigen Schreiben, daß ich jener anfänglichen Ungewißheit entrissen

bin, im übrigen kenne ich den Zustand meines Körpers zu wenig, um über den anhaltenden täglich fast sich gleich bleibenden, aber leicht zu ertragenden Krankheitszustand ein geltendes Urtheil fällen zu können. Dabei bin ich aber immer recht getröstet und Gott hilft mir in Allem, was da kommen mag, Muth und Standhaftigkeit zu bewahren. — Er möge mir auch helfen, aus Allem immer die Freude des Geistes heraus zu finden und im Geiste stark zu werden! Amen. — Leben sie wohl!"

August 1819. „Ihr sie innig ehrender Sohn
Carl Ludwig Sand."

Auf diesen Brief erfolgten von seinen beiden Eltern und sämmtlichen Geschwistern freundliche Antworten. Der Brief der Mutter lautet wie folgt:

„Theurer, unaussprechlich theurer Carl!"

„Wie erfreulich war es mir, nach so langer Zeit die Züge deiner lieben Hand wieder zu erblicken. Es wäre mir keine Reise zu beschwerlich, kein Weg zu weit! Mit treuer Liebe und Zärtlichkeit würde ich dich an jedem Ende der Erde aufsuchen, um dich nur zu sehen."

„Da ich aber deine zärtliche Liebe und Sorgfalt gegen mich auch ganz kenne und du mit so vieler männlicher Standhaftigkeit und Ueberlegung Gründe mir vorlegst, denen ich gar nichts entgegnen kann, als daß ich sie ehre: so soll es bleiben, lieber Carl, wie du es bestimmt und beschlossen hast! Wir wollen unsere Geistesunterhaltung fleißig fortsetzen, aber einander nicht sprechen. Nichts kann, nichts wird mich von dir trennen; jeden Augenblick umschwebe ich dich und meine Gedanken trennen sich nie von dir!"

„Jene unendliche Liebe, welche uns alle trägt, alle erquickt und uns alle für ein höheres Leben und Wirken bestimmt hat, bewahre dir, lieber Carl, Muth und Standhaftigkeit. Sie lasse dich aus allem die höchste Freude des Geistes herausfinden und dich, innig geliebter Sohn, im Geiste immer und immer stärker werden."

„Deinen lieben Vater haben bisher allerlei Verhinderungen abgehalten, dir zu schreiben, und ich und deine guten Geschwister wünschen sehnlich, dich bald von unsern Empfindungen zu überzeugen; daher wird ein Brief von dem erstern nachfolgen. Er grüßt dich einstweilen auf das herzlichste und versichert dich seiner vollen Liebe."

„Lebe recht wohl und bleibe unwandelbar überzeugt, daß ich nie aufhören werde, dich stark und innigst zu lieben"

„Deine

treue dich ewig liebende Mutter."

Sand antwortete hierauf in folgendem Briefe, der, wenige Monate vor seinem Tode geschrieben, ein wichtiges Zeugniß für seine innere Stimmung enthält.

„Aus meinem Patmos."

Neujahr 1820.

„Theuere Eltern und Geschwisterte!"

„In der Mitte Septembers vorigen Jahres wurden mir durch die Großherzogliche Special-Untersuchungscommission, mit der ihnen schon gepriesenen menschenfreundlichen Gesinnung ihre werthen Briefe vom Ende August und Anfang Septembers eingehändigt und sie hatten die zaubervolle Kraft, mich ganz in den Kreis ihrer Herzen zu versetzen, und mit Freude völlig zu überschütten."

„Sie, theurer Vater, schreiben mir an ihrem 67sten Geburtstage und segnen mich mit dem Ergusse ihrer vollsten reinsten Liebe, und

Sie, theuere Mutter, lassen sich sogar herab zu Versicherungen der Fortdauer ihrer, von mir schon jederzeit unwankbar geglaubten, mütterlichen Gesinnungen gegen mich, und

so erhielt ich ihrer beiden Segen,

der in meiner gegenwärtigen Lage wohlthätiger, als alles, auf mich einwirken muß, ich wurde mit der segenvollsten Liebe und Freude reichlich genährt, und dafür danke ich ihnen, theuerste Eltern, mit der kindlichen Ergebenheit, die mir, nach Gebühr des Sohnes, mein Herz nie vorzuschreiben aufhören wird. Aber wie ich also das mir so unendlich theuere Verhältniß zu ihnen lebendig vor meine Seele führe, so vermag ich auch nicht zu verschweigen, daß ich durch einige Ausdrücke ihrer über alles innigen Liebe, die sich frei über alle Rücksicht auf Verhältnisse hinweg erhebt, als Sohn in einen zaghaften Zustand versetzt werden mußte."

„Auch ihr, theuerer Schwager und theuere Schwester, versichert mich euerer ununterbrochenen innigen Liebe, ihr scheint, nach dem Schreck, den ich plötzlich über euch alle brachte, noch nicht recht zu wissen, was ihr aus mir machen sollt; ich fühle mich daher in der innigsten Ergebenheit eines Bruders, voll von nie ersterbendem Danke gedrungen, euch zu sagen, daß euere durch viele Jahre hindurch so reichlich durch die That bekräftigte Liebe, mehr ausweist für das Beständniß wahrer geschwisterlicher Gesinnung zwischen uns — so bald ich auf meiner Seite nur deren

werth befunden werde, — als alle möglichen, auch die zärtlichsten Versicherungen in Worten."

„Und du, guter Bruder, wolltest gern mit der theueren Mutter an die Fluthen des Rheins geeilt seyn, hieher, wo das rechte geistige Verhältniß zwischen uns beiden uns aufgegangen ist; wo wir durch gleiche Gesinnungen nach außen auch zu den innigsten Brüdern geworden sind, — du seyst wirklich hier gewesen, muß ich dir sagen, meine ich, wenn ich auf die reiche Quelle brüderlicher Tröstungen und Aufmunterung schaue, die mir in deinem treuen, zarten Briefe zu Theil wurde."

„Und du, gute Schwägerin, wie du dich gleich bei dem ersten Bekanntwerden mit so vieler Zärtlichkeit als liebende Schwester zu uns stelltest, so erkenne ich auch in jetziger Zeit die Fortdauer dieses schönen Verhältnisses aus diesem deinem frommen und liebevollen Briefe. Deine gottergebenen Tröstungen erquickten mich in innerster Seele, aber auch dir kann ich nicht verhehlen, daß du in der Ausspendung deiner Achtung und deines Lobes zu freigebig warst. Ich wurde dadurch, wie billig, vor meinen innern Richter gestellt, der mir den ganzen Umfang aller meiner Schwächen im Spiegel sehen ließ." —

„Du, gute Julie, möchtest weiter nichts, als das, was mir zu tragen auferlegt ist, mir abnehmen können und du versicherst mich, wie ich es ja von euch allen weiß, daß du es gern für mich tragen wolltest, und daran erkenne ich dich ganz, und auch besonders das Verhältniß, in dem wir mit einander aufgewachsen sind. Ach! ich sage dir, unter Gottes Schutz wird es mir gar leicht, weit leichter, als ich erwarten konnte, das zu bestehen, was

mir zugefallen ist. Aber womit soll ich, indem ich dir danke, dich trösten für diese nothwendiger Weise abschlägliche Antwort? Du kannst ja frei zu Gottes Altar treten ꝛc."

„So habet denn alle den herzlichsten Dank, daß ihr mein Herz so sehr erfreut habt. — Ich will jetzt, da ich aus diesen stärkenden Briefen ersehen habe, daß ich, als der verlorne Sohn besonderer Gegenstand ihrer Liebe und Güte geworden bin, auch mit möglichem Fleiße, ihnen meinen geistigen und körperlichen Zustand schildern und bitte Gott, er möge diesen Worten mit seiner Kraft beistehen, daß sie, als eine gemäße Gegengabe gegen diese ihre Briefe, ihnen zu mehrerer Beruhigung mögen gereichen können."

„Hart gegen Glück und Unglück der Erde, wissen sie schon von mir, lebe ich seit den letzteren Jahren der reinen geistigen Freude, und ich muß bekennen, daß mich jener heilige Urquell alles Guten auch geschickt gemacht hat, diese suchen zu können, und sie auch wirklich in reichlichem Maaße zu finden. — Gott ist mir immer noch nahe, wie jemals; ich finde in ihm, diesem ewigen Urgrund des Seyns aller Dinge, in unserem heiligen Vater, Trost und Stärke und einen unwankbaren Freund voll der heiligsten Liebe, der mich überall hinbegleiten wird, wo ich der Aufrichtung bedarf. Hätte er mir freilich ferne werden, hätte ich ihn aus den Augen verlieren können, so müßte ich jetzt höchst unselig seyn und in verderblichem Zustande mich befinden; aber so macht er mich, den Schwachen, stark zu Allem, was noch über mich kommen mag. — Was ich sonst als heilig verehrte, wornach ich mich sehnte, wornach ich in innigem Streben erglühte, das ist auch jetzt nicht anders

geworden; höchst unselig würde ich mich befinden, wenn ich schauen müßte, daß mein Herz Trugbildern ergeben und in leere Scheingestalten verwickelt gewesen wäre. So möge denn Einsicht rücksichtlich dieser Urbilder unserer Vernunft und die reine Liebe zu diesen Schutzengeln unsers menschlichen Geistes bis an mein Ende immer mehr in mir wachsen, damit sie mich um so williger in die Ewigkeit hinüberbegleiten mögen! In Begeisterung und christlich ergebener Demuth führe ich mein stilles Leben und es wird mir auch häufig jene höhere Heimsuchung zu Theil, in der ich zeitlebens den Himmel auf Erden verehrte — ich vermag mich recht oft in andächtigem Gebete zum Höchsten und Heiligen aufzuschwingen. — Meine Krankheit ließ mir immer so viel Ruhe zu, daß ich mich mit ernsten Gegenständen des Wissens, mit schönen Theilen meiner Gottesgelahrtheit und der Geschichte anhaltend beschäftigen konnte, und wenn ein heftigerer Krankheitszustand diese Beschäftigung auch auf einige Zeit unterbrach, so verfiel ich doch nie in Langeweile, denn Bilder aus vergangener Zeit und ein forschender Glaube, so wie die alles göttlich ahnende Liebe waren reich und stark genug in mir, um mich auch hier nicht aus meinem irdischen Himmel hinausfallen zu lassen. — Ich würde, nach meinen Grundsätzen, in der Lage, in welche ich mich selbst versetzte, nie für meine Bequemlichkeit haben sprechen und für Gegenstände derselben bitten können; aber dem ohngeachtet wurde ich durch nie genug anzuerkennende Menschenfreundlichkeit und durch die Liebe, die allenthalben trägt, duldet und unterstützt, von allen Seiten, mit denen mich die Fremde, in die ich hinaus-

geßoßen, in Berührung setzte, in allem Betreff mit so viel Güte überhäuft, daß Wünsche, die ich selbst nicht im geheimen Innersten meines Herzens für meine Krankenpflege zu hegen gewagt haben würde, häufig noch übertroffen wurden. Der körperliche Schmerz war nie so überwältigend für mich, daß ich nicht dabei in innerer Erhebung hätte für mich sprechen können: „„der Bettel!““ und ich mag ihn nicht in Vergleichung setzen mit jenem Seelenschmerz, dem wir im Gefühle unserer Schwächen, unserer Schuld, so tief einschneidend empfinden, wiewohl jener auch immer schon wieder zur ewigen, geistigen Freude sich herüberneigt. Nur selten griff dieser Schmerz nach meinem Bewußtseyn, Geschwulst und Entzündung nahmen nie sehr überhand, und die Fieber waren immer mäßig. Ob ich gleich seit drei Vierteljahren immer auf dem Rücken liege, ohne mich aufrichten zu können, und obgleich unmittelbar von der Stelle des Herzens mehr denn vierzig Maaß Eiter ausliefen; so habe ich mich doch noch nicht aufgelegen und die Krankheit fraß noch nicht so sehr um sich, daß sie Abscheu erregend und sehr eklig wäre; dieß verdanke ich sowohl der vortrefflichen Pflege, als dem gesunden Blute, das ich von ihnen ererbt habe.“

„So fehlte es mir denn nicht an den mannigfaltigsten und nachdrücklichsten Aufmunterungen zum Guten. So hatte ich alle Ursache an meinem Geburtstage — ach! nicht der Stunde meiner Geburt zu fluchen! — sondern mit heiterer Beschauung dieser Welt, Gott und ihnen, theuerste Eltern, für mein Daseyn zu danken. Den 18ten October feierte ich in stiller Ergebung in den heiligen Willen Gottes; an Weihnachten suchte ich mich in die

Stimmung gottergebner Kinder zu versetzen und der Jahreswechsel brachte mir einen neuen Zeitabschnitt, dessen Inhalt sich mit Gottes Hülfe eben so zur geistigen Freude kehren wird, wie das vergangene Jahr. Und mit diesem Wunsche, dem einzigen, wende ich mich denn auch zu ihnen, beste Eltern und zu euch, geliebte Geschwisterte, und zu den Eurigen, und bitte, daß uns die Welt durch diese stetige höhere Freude täglich neu werden und daß wir alle unser Leben so wahrhaft beseligt bis an's Ende führen mögen; denn dies ist die göttliche Bestimmung unsers Erdendaseyns, und ich wage es kühn gegen jeden Angriff zu vertheidigen, daß wir schon hier jene reine Freude des Jenseits vorkosten und finden sollen, daß uns schon hier der Vorschmack des Himmels werde!" —

„Ein fünfundzwanzigstes Neujahr kann ich nicht hoffen, noch wiederkehren zu sehen; möge denn mein obiges Gebet erfüllt werden, und sie durch diesen treuen Abriß meines zeitherigen Lebens zu mehrerer Beruhigung gelangen, mögen diese Worte mir auch dazu dienen, mich ihrer Aller unauflöslichen Liebe als nicht entartet und unwürdig darzustellen, und mir vielmehr jene für alle Ewigkeit zu sichern! So zum Himmel flehend will ich verharren, bis der Tod mich abruft."

„In diesen Tagen erhielt ich auch ihren lieben Brief, theuere Mutter, vom 2ten December, v. J. und die Großherzogliche Commission hatte die Gewogenheit, mir auch den Brief des guten Bruders, der diesem beigelegt war, lesen zu lassen."

„Sie geben mir die froheste Nachricht von ihrer Aller völligem Wohlseyn und sie schicken mir eingemachte Früchte

aus der geliebten Heimath. Ich danke ihnen hiefür von ganzem Herzen. Was mir das liebste hierbei ist, nämlich, daß sie im Sommer und Winter mit gleicher Liebe für mich sorgen, daß sie und die gute Julie mit sorglichem Sinne sie selbst in der Heimath pflükten und zubereiteten; diesem bleibenden Genusse überlasse ich mich mit ganzer Seele."

„Ueber den neu angelangten kleinen Vetter mich herzlich freuend und die guten Eltern und Großeltern darum fröhlich begrüßend, versetze ich mich zu seiner Taufe in jene geliebte Gemeinde, wo ich ihm als christlichen Mitbruder meine Liebe entgegenbringe und alle Segnungen des Himmels auf ihn herab erflehe." —

„Die Großherzogliche Commission nicht zu häufig zu beschweren, werden wir diesen Briefwechsel wohl abbrechen müssen, und ich schließe daher in kindlicher Ergebenheit und brüderlicher Treue ewig verharrend

Ihr sie innig liebender
Carl Ludwig Sand."

Achter Abschnitt.

Sand's Lebensende.

Das oben mitgetheilte, unter dem 12ten Mai von Sr. K. H. dem Großherzoge von Baden bestätigte Todesurtheil wurde dem Angeschuldigten am 17. Mai Morgens halb 11 Uhr, unter Zuziehung zweier Urkunds-Personen, publicirt. — Seine Gesundheit stellte weder der Verkündigung noch der Vollziehung desselben ein Hinderniß entgegen, denn in der letzten Zeit hatte sich sein Befinden so gebessert, daß er nach dem erhobenen ärztlichen Berichte im Stande war, sich mit Hülfe seiner Wärter aus dem Bette zu erheben, mehrere Stunden außer demselben zuzubringen, und sitzend in seinem Zimmer zu essen. —

Nach geschehener Vorlesung des Urtheils dictirte Sand Folgendes zu Protocoll:

„Es erscheine ihm diese Stunde und der verehrliche Richter mit der endlichen Entscheidung willkommen, in der Kraft seines Gottes wolle er sich fassen; denn er habe schon oft und deutlich an den Tag gegeben, daß unter menschlichen Leiden ihm keines diesem gleich dünke, als das ist: zu leben, ohne dem Vaterlande und den höchsten

Zwecken der Menschheit leben zu können; er sterbe gern, wo er nicht in seiner Liebe wirken dürfe für die Idee, wo er nicht könne frei seyn."

„So trete er der Pforte der Ewigkeit mit frohem Muthe entgegen, und da er alle Zeit im Innersten dadurch bedrängt worden, daß auf Erden das wahre Gute nur im Kampf wechselseitiger Leidenschaften hervortrete, daß wer für's Höchste und Göttliche wirken wolle, müsse Führer und Mitglied einer Parthei werden" (hier scheint im Zusammenhange etwas zu fehlen). „Er nähre die Hoffnung, durch seinen Tod denjenigen zu genügen, die er, die ihn hassen, und wiederum die zu befriedigen, mit denen er die Gesinnung theile, und deren Liebe mit seiner Erdenseligkeit eins sey. Willkommen erscheine ihm der Tod, da er noch die nöthigen Kräfte in sich fühle, um mit Gottes Kraft so sterben zu können, wie man solle."

Von jetzt an wurde die Zuchthaus-Verwaltung angewiesen, rechtliche Personen nach dem Begehren des Delinquenten zu ihm in das Gefängniß zu lassen, insbesondere die Geistlichen seiner Religion, auch seine sonstigen billigen Wünsche zu befriedigen. — Wie er sich nun zum Tode vorbereitet und wie seine Gemüthsstimmung in diesen letzten Tagen gewesen, ist für die rechtliche Beurtheilung des Verbrechens, wegen dessen er verurtheilt war, gleichgültig, von desto größerer Wichtigkeit aber für die Schilderung seiner Person und seines Charakters. — Wir können darüber nur einige wenige erwiesene Umstände berichten.

Kurz nach der Publication des Urtheils schrieb er an seine Eltern und Geschwister folgenden Brief:

„Mannheim, den 17ten des
Frühlingsmondes 1820.

„Theuere Eltern und Geschwister!"

„Mein letztes Schreiben wird ihnen von der Großherzoglichen Commission mitgetheilt worden seyn. Ich beantwortete darin ihre Schreiben und suchte sie rücksichtlich meiner Lage dadurch zu trösten, daß ich ihnen meinen Seelenzustand schilderte, so wie er ist: mir bewußt des Gebrechlichen und Irdischen und es achtend als das blos Nöthige, es verachtend in jedem Verhältnisse und Bezug zur Idee; mir bewußt des Geistigen und Freien, das allein unsere unsterbliche Seele nährt; mit einem Worte, ich suchte sie mit der Versicherung zu trösten, das jetzt in meinen Leiden und Nöthen die Gesinnungen, Ansichten und Grundsätze, von denen ich in frühern Zeiten sprach, treulich bei mir ausgehalten haben, und dieselben geblieben sind. — Ich hätte sie nicht zu beruhigen gebraucht; denn sie begehrten zu keiner Zeit von mir etwas anders, als daß ich Gott sollte vor Augen und im Herzen haben, und sie sahen dieses noch unter Ihrer Leitung in mein Herz übergehen und daß er mir zum eigenen und zum einzigen Seligkeitsstreben wurde."

„So ist Gott also gewiß jetzt in Freude mit und bei ihnen, da ich ihnen nun nach heute geschehener Vorlesung des Urtheils selbst noch sichere Nachricht von meinem herannahenden Tode geben kann. Ich sterbe gern und Gott wird mir Kraft verleihen, daß ich sterbe, wie man soll!"

„Hiemit hoffe ich sie über alles völlig beruhigt und

hoffe, daß sie, wie ich es immer als des Menschen Bestimmung hielt, in Freude, in unvergänglicher geistiger Freude, ihre Tage auf Erden bis an's Ende verleben mögen, bis wir, die wir auch jetzt einander nicht fern sind, in jenem Seelenvereine mit frischeren Kräften für's Gute zusammentreten werden."

„Wie ich lebte, so lange ich mich kenne, in sehnsuchtsvoller Heiterkeit, die in den männlichen Jahren zur beherzten Freude der Freiheit sich hinaufrankte, so gehe ich nun meinem Ende entgegen."

„Gott sey mit ihnen und mit mir!

„Ihr
Sohn Bruder und Freund
Carl Ludwig Sand."

Nach diesem Schreiben läßt sich nicht annehmen, daß in jenen Tagen noch ein Moment der Erkenntniß seiner selbst, und des wahren Sitzes seines moralischen Uebels bei ihm eingetreten sey. Auch zeigte er keine Spur von Unruhe oder Aufregung, und v. Hohnhorst (s. Th. II. S. 181.) der ihn mehrmals in jenen Tagen bis zu seiner Hinrichtung sah, bemerkt, daß er immer dieselbe Standhaftigkeit, wie bei der Urtheilspublication bewiesen habe. — Diese Erscheinung erklärt sich vollkommen, wenn man bedenkt, daß Hochmuth überhaupt die Quelle seines Verbrechens und daß er mit dem Gedanken an den Tod schon so lange vertraut gewesen war, aber sie beweist auch um wie viel schwerer ein solches Verbrechen in sittlicher Hinsicht ist, als ein s. g. gemeiner Mord, der um eines äußern sinnlichen Genusses oder Vortheils willen begangen

wird, und der in der Regel nicht die Reue und Erhebung des Verbrechers in den letzten Lebensmomenten ausschließt.

Zur Charakteristik des Inquisiten, wie er in den letzten Lebenstagen war, entlehnen wir aus der Schrift: Nachtrag zur ausführlichen Darstellung von Carl Ludwig Sand's letzten Tagen und Augenblicken. Stuttgart 1821. S. 26., noch folgende Thatsachen, wie ein Augenzeuge sie erzählt.

„Herr Hofprediger Katz trat in's Zimmer und fragte: „wie geht es Ihnen?" „Gut, — erwiederte Sand; ich unterhalte mich angenehm mit diesem Freunde (einem anwesenden jungen Maler) über die Kunst." Herr Katz fragte weiter: Wie haben Sie geschlafen und mit welchen Gefühlen sind sie erwacht? „Ich schlief heute früh gegen zwei Uhr ein, antwortete Sand, und habe bis zum Morgen, als ich geweckt wurde, gut geschlafen; ich erwachte mit den Gesinnungen, als wäre es der letzte Morgen meines Lebens" (es war der vorletzte) „wie ich es auch gestern schon that, und fühlte mich ruhig und gestärkt. Nur meine Wunde war beim Erwachen etwas ausgelaufen, und während des Waschens fror mich so sehr, daß ich sagen muß, körperlich nicht ganz gut erwacht zu seyn. Doch habe ich es wieder recht lebhaft empfunden, daß die Kraft der Seele auch den Körper stärket und ihn aufrichtet." — Auf die Frage des Herrn Katz: ob er keinen Haß gegen die Härte des Gesetzes und die Richter, als Organe desselben, empfinde? sagte Sand, von ruhiger Seelenheiterkeit umgeben: „Ich weiß nicht, war es in der Nacht oder diesen Morgen, daß wieder das freundliche Bild vor meine Seele trat,

daß die Natur-Nothwendigkeit zuletzt den freien Willen der Vernunft innig vereinigt, und nur einen Weg mit ihr geht." — Nachdem Herr Katz seine Freude über diese, schon früher geäußerte Ansicht Sand's geäußert hatte, wandte sich Letzterer wieder zum jungen Künstler. Da wurde ein Mann angemeldet, welcher Sand zu sprechen wünschte. Es war ein Schuhmachergeselle aus Wunsiedel, ein ehemaliger Schulkamerad von Sand, Namens Bietenfried. Sand sagte: „Sein Besuch wird mich freuen, er ist immer ein gut gearteter Mensch gewesen." Der Fremde kam. Sand reichte ihm die Hand, lächelte und sagte: „Grüß dich Gott, lieber Bietenfried. Sey herzlich willkommen. Auch deine Person erkenne ich noch; es freut mich, daß du meiner gedenkst." Bietenfried fragte: Wie geht es dir, Sand? „Mir geht es gut, — sprach dieser, — wie geht es denn dir?" Bietenfried: „Auch gut, wenn es dir gut geht." — Sand sagte weiter: „Wir sind aus einer schönen Gegend, sie ist der natürliche Mittelpunct des lieben Vaterlandes; unserm Urgebirge entströmen viele schiffbare Flüsse nach allen Richtungen desselben; es ist der Vaterlands-Altar, auf den man jenes Opfer gerne legen muß. Freue dich dessen, wenn du zurückkehrst ins Urgebirge, und trage auch du zum Wohl des Vaterlandes bei, was du kannst, und wenn's auch noch so wenig wäre. Soll das Ganze gut werden, so muß jeder Einzelne es seyn, und nach Kräften dazu beitragen; und nun lebe wohl, lebe recht wohl!" „Du auch," sprach Bietenfried. Sand gab ihm noch einmal die Hand und wendete sich dann wieder zum jungen Künstler. „Wir sind unterbrochen worden, sagte er, ich rede so

gern von Kunst. In ihr zeigt sich der Sinn des Volks, und ich hoffe mit Zuversicht, daß es im Vaterlande besser und so werden wird, daß uns're neue Bildnerei groß und eigen sich zeigen kann. — Das Gute, was gesäet ist, geht nicht verloren, und kömmt es auch jetzt noch nicht zur Reife, so ist die Zeit seiner nicht werth; aber wir wollen ein besseres Vertrauen zu ihr haben. Auch das Turnen läßt vieles für die Jugend hoffen; die Gebrauchskraft, wie Jahn sie nennt, wird dadurch entwickelt, und giebt es, wie er sich ausdrückt, auch jetzt in Deutschland allenthalben Großigkeiten, aber doch noch keine selbstständige ruhige Größe, so wird doch die Hülfe Gottes auch kommen, und dann unsere Kunst groß werden." Herr Katz bat Sand, sich nicht so sehr anzustrengen, und der junge Künstler, dessen Hand während des letzten Gesprächs von Sand ergriffen und festgehalten wurde, lenkte zum Fortgehen ein. Da sagte Sand mit tiefer innerer Bewegung: „Wenn wir Menschen treffen, die unsere Gesinnungen verstehen und theilen, so bekommen wir sie lieb; und sich seine Gefühle wechselseitig zu äußern, ist ein so seltenes Glück;" (hier flossen Thränen über seine Wangen) „wir haben es gefühlt und drücken uns die Hände und dieß sey zum Abschied unser Lebewohl." —

Merkwürdig ist auch die Antwort, welche Sand (nach der Schrift: Carl Ludwig Sand S. 216.) dem badenschen Obersten v. H. — gegeben hat, als dieser ihm eine Bemerkung darüber machte, daß er so jung dem Tode entgegen gehe: „Es ist nur der Unterschied zwischen Ihnen und mir, daß ich für meine Meinung sterbe, Sie aber, wenn Sie den Tod finden, für eine fremde."

Ein Anderer fragte ihn: (s. eben jene Schrift a. a O.) „ob er jetzt das begangene Unrecht einsehe und Reue empfinde?" und Sand soll darauf die (wahrhaft entsetzliche) Antwort gegeben haben: „Ich habe ein Jahr vorher darüber nachgedacht, und seitdem wieder vierzehn Monate, und meine Ansicht hat sich um Nichts geändert."

Eben so ist schon oben S. 74. bemerkt, daß er einen anonymen Brief empfing, in welchem ihm unter Verweisung auf die heil. Schrift, die Schwere seiner Unthat zu Gemüthe geführt wurde. Er erkannte die gute Meinung des Briefstellers an, bezeichnete ihn aber, ohne sich weiter auf seine Ansicht einzulassen, mit dem Kunstausdrucke: „Finsterling."

Dagegen scheinen ihn Reminiscenzen aus den Classikern umschwebt und zu einem gewissen Heroismus entflammt zu haben. Er ließ sich am Morgen des 18ten Mai, seine langen dunkelbraunen Haare ordnen und den ganzen Körper waschen, wobei er bemerkte: „daß es die Völker des Alterthums auch so gemacht hätten, ehe sie ins Treffen gingen."

Am Morgen des 20sten Mai, dem schon früher bestimmten Tage seiner Hinrichtung, kamen drei Prediger, die auch Abends vorher sich mit ihm über Religionsgegenstände unterhalten hatten, zu ihm. Es war um vier Uhr, als man ihm eröffnete, daß die Zeit der Hinrichtung statt um 11, um 5 Uhr angesetzt sey, daß diese also in einer Stunde schon vor sich gehen werde, falls er dazu bereit sey. „Das bin ich in diesem Augenblicke" erwiederte Sand. Darauf unterhielt er sich noch mit den Geistlichen und wünschte endlich, daß sie leise mit ihm beten

möchten. Als dieß geschehen war sagte er Körner's Worte: „Alles Ird'sche ist vollendet, und das Himmlische geht auf." *)

Die Begleitung der Prediger auf den Richtplatz hatte er schon früher beharrlich abgelehnt, weil er darin eine Entwürdigung der Religion zu finden glaubte. So ging also seine Hinrichtung in folgender Weise vor sich: (Wir theilen hier das in v. Hohnhorst's Schrift Th. II. S. 18. u. ff. Gesagte mit, welches fast wörtlich mit dem amtlichen Berichte des mit der Execution beauftragten Commissarius übereinstimmt und zur Widerlegung mancher Zeitungsartikel dienen mag, welche den Vorgang mit vielen unwahren Umständen ausschmückten.)

„Am 20sten Mai früh 5 Uhr ward Sand in eine offene niedrige Chaise, bei verschlossenen Hofthüren des Zuchthauses, gesetzt; mit ihm fuhr der Oberzuchtmeister, um ihn, seinem eignen Verlangen gemäß, zu unterstützen und auf den Richtplatz zu führen; zwei Zuchtmeister waren geordnet neben dem Wagen herzugehen. Er war mit einem dunkelgrünen Ueberrocke (nicht mit einem altdeutschen schwarzen Rocke, wie ein und das andere öffentliche Blatt sagt,) leinenen Beinkleidern und Schnürstiefeln bekleidet, ohne Kopfbedeckung. Dieser Wagen, so wie der ihm mit dem Amtspersonale folgende, ward vor dem Zuchthause von einer in Bereitschaft stehenden Escadron Kavallerie eingeschlossen. Der Zug ging zu einer, nahe vor dem" (Heidelberger) „Thore gelegenen Wiese, zu dem daselbst

---

*) Diese Notizen finden sich wenigstens in der Schrift: Carl Ludwig Sand S. 219.

errichteten Schaffot, welches mit einem Quarré Infanterie umgeben war. Sand ward aus dem Wagen gehoben, und bestieg auf den Achseln zweier Zuchtmeister gelehnt, aus eigenen Kräften das Blutgerüst. Oben angelangt, wendete er sich im Kreise umher, warf dann das in der Hand gehaltene Sacktuch mit rollenden Augen kräftig zu Boden, hob die rechte Hand in die Höhe, als wenn er einen Eid schwöre, richtete zugleich den Blick gen Himmel und ließ sich dann gegen den Richtstuhl zuführen, wo er auf ausdrückliches Verlangen bis zur Vorbereitung zur Hinrichtung stehen blieb. Hierauf ward das Todesurtheil durch einen Actuar mit lauter Stimme verlesen, und dann wurden dem Delinquenten die Hände und der Leib an den Pfahl festgebunden, wobei Sand zu dem Knechte des Scharfrichters leise sprach: „Binden Sie mich nicht zu fest, es thut mir sonst wehe.“ Nachdem ihm die Augen verbunden waren, ward die Execution vollzogen, der Kopf wurde mit einem Hiebe vom Rumpfe getrennt, nur blieb derselbe an einem Stück Haut hangen, welches schnell mit dem Schwerte durchgehauen ward.“

„Die Hinrichtung ging mit der größten Ordnung, und unter dem tiefsten Stillschweigen der Zuschauer vor sich, nur im Augenblicke des Kopfabschlagens hörte man manchen Ausruf des Mitleidens.“

„Sand hat überall nichts zu dem Publikum gesprochen.“ Nur kurz vor seiner Hinrichtung sprach er für sich mit hörbarer Stimme folgende Worte: „Gott giebt mir in meinem Tode viel Freudigkeit — es ist vollbracht — ich sterbe in der Gnade meines Gottes.“

„Er starb mit vieler Fassung und voller Geistesgegen-

wart um halb sechs Uhr. Sein Körper nebst dem abgeschlagenen Haupte ward bald darauf in den bereit gehaltenen Sarg gelegt, den man sogleich zunagelte. Das Militair hatte die Ueberbringung des Körpers in das Zuchthaus unter seine Bedeckung genommen."

„In der folgenden Nacht 11 Uhr ward Sand's Leichnam auf dem in der Nähe des Zuchthauses gelegenen lutherischen Kirchhofe beerdigt."

So ist Sand aus dem Leben geschieden. Er hat mit seinem Tode dem Richter gewettet, und dem Kläger gebüßt; das irdische Recht hat weiter keinen Theil an ihm. Aber je mehr wir uns bemüheten, das rechtliche, und zu dessen Begründung auch das sittliche Urtheil über sein Verbrechen scharf und bestimmt festzustellen, und je gefährlicher, menschlichem Ansehn nach, der Zustand seiner Seele war, in welchem er ohne Erkenntniß seiner Schuld und ohne versöhnende Reue in die Ewigkeit ging, desto aufrichtiger und herzlicher wünschen wir, daß er dennoch Barmherzigkeit gefunden haben möge bei dem ewigen Richter, vor welchem kein Lebendiger unsträflich befunden wird, aber der auch gewöhnt ist zu verzeihen, und dessen unwiderruflichem Gerichte wir nicht mit menschlicher Vermessenheit vorgreifen wollen.

Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.



Restaurierung

ermöglicht durch

WUV-Universitätsverlag

K. K. HOFBIBLIOTHEK
ÖSTERREICHISCHE
NATIONALBIBLIOTHEK













